

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. von Matthias Middell. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe

Jg. 7, H. 1. Nach der Sklaverei. Grundprobleme amerikanischer Postemanzipationsgesellschaften. – 1997

Nach der Sklaverei. Grundprobleme amerikanischer Postemanzipationsgesellschaften/ Hg. Michael Zeuske. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 1997

(Comparativ ; Jg. 7, H. 1)

ISBN 3-931922-68-5

NE: Zeuske, Michael [Hrsg.]

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 1997
COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 7 (1997) 1
ISSN 0940-3566
ISBN 3-931922-68-5

Inhalt

<i>Michael Zeuske</i>	Einleitung	7
<i>Barbara Potthast</i>	Sklavenfamilien: ein Forschungsüberblick	18
<i>Michael Zeuske</i>	Die diskrete Macht der Sklaven. Zur politischen Partizipation von Afrokubanern während des kubanischen Unabhängigkeitskrieges und der ersten Jahre der Republik (1895–1908) – eine regionale Perspektive	32
<i>Alejandro de la Fuente</i>	Zwei Gefahren, eine Lösung: Einwanderung, Rasse und Arbeit in Kuba, 1900–1930	99
Forum		
<i>Klaus-Gerd Giesen</i>	Die postfordistische Regulation technischer Kommodifizierung durch internationale Subinstitutionen	123
Mitteilungen und Berichte		
<i>Andreas Helmedach</i>	Gewalt: Strukturen und Akteure. Tagung „Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und Lateinamerika im 19./20. Jahrhundert“	138
Buchbesprechungen		
Evelyne Huber/Frank Safford (Hrsg.), <i>Agrarian Structure and Political Power: Landlord and Peasants in the Making of Latin America</i> , Pittsburgh, 1995 (<i>Heidrun Zinecker</i>)		144
Gert Oostindie (Hrsg.), <i>Fifty Years Later. Antislavery, Capitalism and Modernity in the Dutch Orbit</i> , Leiden 1995 (<i>Armando Lampe</i>)		146
Brigitte Tolkemitt, <i>Der Hamburgische Correspondent. Zur öffentlichen Verbreitung der Aufklärung in Deutschland</i> , Tübingen 1995 (<i>Werner Greiling</i>)		149

Michael von Rintelen, Zwischen Revolution und Restauration. Die Allgemeine Zeitung 1798–1823, Frankfurt a. Main 1994 (<i>Werner Greiling</i>)	149
Ursula Tölle, Rudolph Zacharias Becker. Versuche der Volksaufklärung im 18. Jahrhundert in Deutschland, Münster 1994 (<i>Werner Greiling</i>)	153
Jörn Helmuth Arfs, Die Beziehungen der Hansestadt Hamburg zu den La Plata-Staaten 1815–1866, Münster 1991 (<i>Ulrike Schmieder</i>)	156
Garry Herrigel, Industrial constructions. The sources of German industrial power, Cambridge 1996 (<i>Jörg Roesler</i>)	159
Klaus Tanner, Die fromme Verstaatlichung des Gewissens. Zur Auseinandersetzung um die Legitimität der Weimarer Reichsverfassung in Staatsrechtswissenschaft und Theologie der zwanziger Jahre, Göttingen 1989 (<i>Helmut Goerlich</i>)	160
Stiftung Entwicklung und Frieden (Hrsg.), Globale Trends 1996. Fakten, Analysen, Prognosen, hrsg. von Ingomar Hauchler, Frankfurt am Main 1995 (<i>Matthias Middell</i>)	161
Beate Eschment, Die „Große Reform?“ Die Bauernreform von 1861 in Rußland in der vorrevolutionären Geschichtsschreibung, Münster/Hamburg 1994 (<i>Joachim Kuhles</i>)	162
Paul Bairoch, Economics and World History. Myths and Paradoxes, Chicago 1993 (<i>Hans-Heinrich Nolte</i>)	165
Christian Bertram/Gert Gröning, Leipziger Schrebervereine und ihre gesellschaftspolitische Orientierung zwischen 1864 und 1919, Frankfurt am Main 1996 (<i>Günther Katsch</i>)	166
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	168

Michael Zeuske

Einführung

Sklaven hatten es in der deutschen Geschichtsschreibung immer schwer. Wie im späten 18. Jahrhundert deutsche Geschichtsschreiber und Publizisten der aus England herüberschwappenden Abolitionismusdebatte folgten¹, so taten dies die meisten ihrer Kollegen – mit der rühmlichen Ausnahme Alexander von Humboldts – im 19. Jahrhundert mit der aus Frankreich stammenden Rassenideologie. Humboldt ist auch insofern eine Ausnahme, als im Grunde der erste bedeutende Sozialhistoriker der Sklaverei gewesen ist. Nicht umsonst hat er sich ja im „Essai Politique“ über Kuba, der auch alles wesentliche zur Sklaverei enthält, als „Geschichtsschreiber von Amerika“² bezeichnet.

In bezug auf die neuere deutsche Historiographie seit 1945 haben nur Richard Konezke, der Stammvater der historischen Lateinamerikaforschung, und Inge Wolff vor dem Einsetzen der sozialgeschichtlichen Hausse in ihren Arbeiten den Sklaven und Sklavinnen selbst und ihrer Stellung innerhalb der Kolonialgesellschaft eigenständige Artikel gewidmet³. In Konezkes Handbuch zur Geschichte der Kolonialzeit, besser bekannt als „Süd- und Mittelamerika I“ der „Fischer Weltgeschichte“⁴, sind Sklaverei- und Rassenprobleme relativ ausführlich dargestellt worden. In die grundlegende Quellensammlung „Colección de Documentos para la Historia de la Formación social de Hispanoamérica, 1493–1810“⁵ hat Konezke die wichtigsten spanischen Gesetzestexte der Kolonialzeit bis 1810 zur Sklaverei aufgenommen. Von der amerikanischen Sklavereiforschung, weniger von der deutschen, sind diese Dokumente auch ausführlich ge-

-
- 1 K. Schüller, *Deutsche Abolitionisten in Göttingen und Halle. Die ersten Darstellungen des Sklavenhandels und der Antisklavereibewegung in der deutschen Historiographie des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts (in Vorbereitung)*. – Der Autor dankt M. Franzbach, U. Fleischmann, M. Perl und B. Potthast für ihre kritische Lektüre dieser Einleitung.
 - 2 A. von Humboldt, *Cuba-Werk*, hrsg. u. komm. von H. Beck; A. von Humboldt, *Studienausgabe*, 7 Bde., hrsg. von H. Beck, Bd. III), Darmstadt 1992, S. 154.
 - 3 R. Konezke, *Die Sklavenfamilie im kolonialen Hispanoamerika*, in: *Bulletin de L'Institut Historique Belge de Rome*, Fasc. XLIV (*Miscellanea Charles Verlinden*), Brüssel/Rom 1974, S. 321-334; I. Wolff, *Negersklaverei und Negerhandel in Hochperu 1545–1640*, in: *Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas*, hrsg. von R. Konezke und IL Kellenbenz, Bd. I (1964), S. 157-186.
 - 4 *Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft*, Frankfurt a. M. 1965, S. 75-95 (*Fischer Weltgeschichte*, Band 22).
 - 5 R. Konezke, *Colección de Documentos para la Historia de la Formación social de Hispanoamérica, 1493–1810*, 3 Bde. in 5 Teilbde., Madrid 1953–1962.

nutzt worden. Eigenartigerweise ist das eher sozialhistorische Großthema Sklaverei trotz dieser Vorleistungen Konetzkes weder in der deutschen noch in der internationalen Geschichtsschreibung etwa mit dem in den letzten Jahren intensiv erforschten Großthema der „bourbonische Reformen“ in Verbindung gebracht worden. Trotz breiter Forschungen ist die Sklaverei bisher – mit Ausnahme der auf Ekuador (wo die Sklaverei quantitativ unbedeutend war) bezogenen Arbeiten von Manuel Lucena Salmoral⁶ und der Arbeiten von Juan Andreo García⁷ zu Venezuela – nicht oder kaum in die Debatte „Scheitern oder Erfolg“ dieser Reformen einbezogen worden⁸. Dabei wird das Scheitern, der Rückzug der Krone in bezug auf das von ihr zu regelnde Schicksal breiter Bevölkerungsgruppen, angesichts mächtiger amerikanischer Interessen wahrscheinlich nirgends deutlicher als auf dem Gebiet der internen Ausgestaltung der Institution Sklaverei, was wiederum Rückschlüsse auf das Grundproblem der „kreolischen Partizipation“ und den sozialhistorischen Hintergrund der Unabhängigkeitsbewegungen zuläßt. Kreolische Partizipation an den Reformen hat es in letzter Konsequenz nur auf Kuba gegeben. Hier aber hatte sich die Krone schon sehr zeitig aus den wirtschaftlichen Belangen der Oligarchie zurückgezogen bzw. gar nicht erst eingemischt. Mit dem Rückzug der Krone aus der Plantagewirtschaft kam es, vor allem wegen der Gefahr der Abolition des britischen Sklavenhandels und der Pressionen der kreolischen Oligarchien Havannas und Caracas' auch zur Freigabe des Sklavenhandels. Im Gegensatz dazu wurden die staatlichen Regelungen, vor allem der sogenannte „Código Negro Español“ (31. Mai 1789)⁹ 1794 angesichts der internationalen Lage, in erster Linie wegen der Sklavenrevolution auf Saint Domingue, zwar theoretisch¹⁰ in Kraft belassen, aber

-
- 6 M. Lucena Salmoral, *La esclavitud en Quito durante el período tardicolonial*, in: M. Zeuske (coord.) unter Mitarbeit von H. Pietschmann und H.-J. König, X Congreso de la Asociación de Historiadores Latinoamericanistas (AHILA), *Las transformaciones hacia la sociedad moderna en América Latina: causas y condiciones en la economía, la política y en las mentalidades*, Leipzig/Köln 1996 (Cd-ROM).
 - 7 J. A. García, *La Capitanía General de Venezuela y el comercio libre de negros*, in: IX Congreso Internacional de Historia de América, Europa e Iberoamérica: Cinco Siglos de Intercambios, 3 Bde., M. J. Sarabia Viejo (coord.), II, Sevilla 1992, S. 617-630.
 - 8 In Ansätzen bei H.-J. König, *The Código Negro of 1789, its Background and its Repercussions*, in: W. Binder (Hrsg.), *Slavery in the Americas*, Würzburg 1993, S. 141-150.
 - 9 Eigentlich: „Real Cédula de Su Magestad sobre Educación, Trato y Ocupaciones de los Esclavos, en Todos sus Dominios de Indias e Islas Filipinas, baxo las Reglas que se Expresan“, in: R. Konetzke, *Colección de documentos* (Anm. 5), Bd. III/2, S. 643ff. (Dok. Nr. 308); siehe auch: *Archivo Nacional de Cuba (ANC), Reales Ordenes*, leg. 25, no. 50. Siehe auch die allgemeine Darstellung aller Sklavengesetze Amerikas: A. Watson, *Slave Law in the Americas*, Athens/London 1989.
 - 10 J. Torres Revello, *Origen y aplicación del Código Negro en la América española, 1788-1794*, in: *Boletín del Instituto de Investigaciones Históricas*, XV (1932), Buenos Aires, S. 42-50; siehe auch: A. Yacou, *Reflexions sur l'esclavage dans les Antilles*

nicht angewendet. Daß heißt, sie wurden durch die Generalkapitäne nicht proklamiert. Der sogenannte „Código Negro Carolino“ von 1785¹¹ für den spanischen Teil von La Hispaniola, Santo Domingo, war wegen des Vertrages von Basel mit Frankreich (22. Juli 1795)¹² für spanische Gebiete irrelevant geworden. Damit hatte die Krone die interne Gestaltung der Sklaverei de facto den kreolischen Oligarchien von La Habana¹³, Caracas, Cartagena de Indias, Popayan, Barbacoas und Nueva Orleans überlassen. Dagegen erließ Generalkapitän Luis de Las Casas 1796 ein repressives „Reglamento de Cimarrones“. Diese Vorschrift, wie mit dem Problem der Sklavenflucht und des Sklavenwiderstandes umzugehen sei, stand durchaus im Interesse der Hacendados. So finden sich in der lokalen Sklavengesetzgebung auf Kuba für die nächsten fünfzig Jahre nur solcherart Repressivregeln.

Ende des 18. Jahrhunderts entmonopolisierte die Krone zugleich die Belieferung mit Sklaven. Mit der schrittweisen Freigabe des Sklavenhandels für spanische Untertanen 1789 bis 1804¹⁴ wurde der „Freihandel“ von den karibischen Territorien Cuba, Puerto Rico, Santo Domingo sowie Caracas nach Afrika ausgedehnt; ab 1791 kamen auch die beiden Vizekönigreiche Río de la Plata und Neu-Granada hinzu. Dieser „Freihandel“ kann schon als Vorform des Wirtschaftsliberalismus angesehen werden. In bezug auf die Gestaltung der Arbeits- und Sozialverhältnisse der Sklaven handelte die absolutistische Krone der Aufklärungszeit viel weniger konsequent als ihre Vorgängerin im 15. und 16. Jahrhundert hinsichtlich der Arbeitsverhältnisse der Indios. Die Impulse des physiokratischen Aufschwungs der Landwirtschaftskolonien, der bereits im 18. Jahrhundert eingesetzt hatte, konnten dann nur im Kuba des 19. Jahrhunderts und – mit starken Abstrichen – in Puerto Rico zur Entwicklung einer hocheffektiven Plantagenwirtschaft mit Massensklaverei führen, die den Kolanien in gewissem Sinne ein „moderneres“ Gepräge als der Metropole gaben. Die Krone der Restaurationszeit, vor allem Ferdinand VII. und María Cristina, kapitulierte dann nach 1814 allerdings völlig – trotz mehrfacher Verträge mit Großbritannien – vor den Interessen der hispanokubanischen Sklavenhändler sowie Plantagenbesitzer, wie es schon die Cortes von Cádiz (1810/1811) getan hatten.

Zu all diesen Problemen finden sich, wie gesagt, erstaunlich wenig Arbeiten, die auf den von Richard Konezke gelegten Pfaden weitergearbeitet

françaises et espagnoles, a la veille de la révolution française, in: *L'Amérique Espagnole à l'Époque des Lumières*, Paris 1988, S. 287-305.

11 Konezke, *Colección* (Anm. 5), Bd. III, S. 553ff. (Dok. Nr. 280).

12 G. Kahle, *Lateinamerika in der Politik der europäischen Mächte 1492–1810*, Köln/Weimar/Wien 1993, S. 77f.

13 Siehe die Reaktion der Hacendados von Havanna: ANC, Junta de Fomento, leg. 150, núm. 7405.

14 J. F. King, *Evolution of the Free Slave Trade Principle in Spanish Colonial Administration*, in: *Hispanic American Historical Review* (HAHR) 22 (febr. 1942), S. 34-56.

hätten. Wahrscheinlich resultiert die Unterbewertung des Komplexes „Sklaverei“ in der deutschen historischen Forschung über Lateinamerika aus ihrer Fixierung auf die frühe Kolonialzeit und die bourbonischen Reformen in den wichtigsten Vizekönigreichen bis 1810 einerseits, auf die kontinentalen Unabhängigkeitsbewegungen andererseits. Daß es auch eine Kontinuität spanischer Kolonialherrschaft auf Kuba und Puerto Rico gab und daß sich diese Herrschaft unter dem Druck der kontinentalen Unabhängigkeitsbewegungen konservierend reformieren mußte, ist aus der „Kolonialgeschichte“ weitgehend ausgespart geblieben. Ebenso ist die „Spätblüte“ der Plantagengesellschaften, der Komplex „Zucker und Sklaverei“, weil sie mit der kubanischen Geschichte aus der klassischen Kolonialzeit, aber auch aus den „Nationalgeschichten“ des 19. Jahrhunderts herausfiel, für die spanisch-amerikanische Geschichte weitgehend unberücksichtigt geblieben. In Hinblick auf die Relevanz sprechen allein die Quantitäten hier eine sehr deutliche Sprache. Von den 946.100 Sklaven, die für die Zeit bis 1810 als importierte Sklaven für „Spanisch-Amerika“ gezählt worden sind, waren mindestens schon 30 Prozent nur nach Kuba gegangen. Der Sklavenhandel nach Kuba von 1512 bis 1870 ist dann mit 850.000 Sklaven und Sklavinnen ausgewiesen; die maximalen Schätzungen liegen bei über einer Million Afrikanerinnen und Afrikanern, die bis ca. 1873 in der spanischen „Kron“-Kolonie des 19. Jahrhunderts ankamen. Viel, viel mehr also als in der gesamten „großen“ Kolonialgeschichte Spaniens in den kontinentalen Kolonien¹⁵. Wird der Wert eines Sklaven mit rund dreihundert Pesos berechnet, repräsentierten allein die im Zensus von 1841 ausgewiesenen 436.495 Sklaven ein Kapital von mehr als 130 Millionen Pesos; in den sechziger Jahren aber stiegen die Preise¹⁶ für eine „pieza“ auf bis zu 700 Pesos und mehr.

Auch in Großkolumbien (1819–1830) und später in den unabhängigen Nachfolgestaaten Venezuela, Ekuador, Neugranada (ab 1830), also in Republiken, die aus den Unabhängigkeitskriegen gegen Spanien hervorgingen, kam es zu verschleierte Prolongationen der kolonialzeitlichen Institution in Form der sogenannten „Manumisión“ (Venezuela bis 1854¹⁷,

15 Wie sehr Kuba aus allen Strukturschemata zur sog. „Kolonialzeit“ herausfällt, zeigt etwa der Artikel von S. Socolow, *The Population of the Colonial Americas*, in: Nord und Süd, I, 1992, S. 231-257, besonders Tabelle S. 236.

16 L. W. Bergad/F. Iglesias García/M. del Carmen Barcía, *The Cuban Slave Market, 1790–1880*, Cambridge 1995.

17 Die Zahl der freigelassenen Sklaven oszilliert zwischen 12.000 und 15.000 Menschen. Wird die Rechengrundlage von durchschnittlich 300 Pesos anlegt, auch ein Kapital von 3,6–4,5 Millionen Pesos. Es wurden auch 11.000 „manumisos“ in die Freiheit entlassen, so daß die Gesamtzahl etwa 25000 Menschen oder zwei bis drei Prozent der damaligen Bevölkerung Venezuelas ausmachte (Gesamt: cu. 1.450.000 Menschen); siehe: J. Lombardi, *Decadencia y abolición de la esclavitud en Venezuela 1820–1854*; Caracas 1974.

Neu-Granada bis 1851¹⁸, Ekuador bis 1851¹⁹), obwohl Simón Bolívar bereits 1816 die völlige Abolition der Sklaverei proklamiert und bei Gründung „Groß“-Kolumbiens die Abgeordneten des Kongresses von Angostura beschworen hatte, die „Libertad de los esclavos“ zu akzeptieren. In allen drei Staaten war die Sklaverei im Sinne der reinen Zahlen von Menschen (und oftmals in bezug auf ihr Lebensalter) sicherlich eine quantité négligeable, aber erstaunlicherweise findet sich die oftmals recht populistisch verkündete Aufhebung immer in der Nähe zum Zerbrechen konservativer oder personalistischer Herrschaftssysteme und zu Bürgerkriegen zwischen Konservativen und Liberalen²⁰. Insofern ist das Wort Lombardis vom „Nonevent“²¹ eine klare sozialhistorische Unterschätzung der Verbindung von Strukturen und (politischen) Akteuren, was sich auch in deutschen Arbeiten widerspiegelt, sofern sie das Thema überhaupt berühren. In Kuba wurden, sozusagen zwischen zwei Unabhängigkeitskriegen, im Zeitraum 1877 bis 1886 noch ca. 200.000 ehemalige Sklaven und Sklavinnen zu Freien²², nachdem der Pacto de Zanjón am Ende des Zehnjährigen Krieges schon etwa 16.000 Sklaven befreite, die auf Seiten der Insurgenten ge-

-
- 18 In Neu-Granada wurden 1851 immerhin 16.500 Personen freigelassen. Nach gleichen Pesosummen wie auf Kuba berechnet, ergibt sich ein Kapital von 4.950.000 Pesos; siehe: H.-J. König, *Auf dem Wege zur Nation, Nationalismus im Prozeß der Staats- und Nationsbildung Neu-Granadas 1750–1856*, Wiesbaden 1988, S. 252.
- 19 In Ekuador wurden nur ca. 2400 Menschen freigelassen, aber der liberale General J. M. Urbina bildete aus den wehrfähigen Männern das Bataillon „Taura“, ein Prätorianertruppe, die gegen die konservative Oligarchie vor allem des Hochlandes und gegen Juan José Flores eingesetzt werden konnten, der wiederum die Verbindung zu den konservativen Antiabolitionisten im Süden Neu-Granadas suchte; siehe: E. N. Martínez, Urbina, *libertador de los negros*, in: *Boletín del Instituto Nacional Mejía*, No. 63 (1962), S. 76–87.
- 20 Unter eben dem Gesichtspunkt des Kampfes zwischen Konservativen und Liberalen ist die „Negerfrage“ in einem deutschen und europäischen Zusammenhang behandelt worden von R. Koch, *Liberalismus, Konservatismus und das Problem der Negersklaverei*. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Denkens in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *HZ*, 222 (1976), S. 533ff.
- 21 J. Lombardi, *The Abolition of Slavery in Venezuela: A Nonevent*, in: *Slavery and Race Relations in Latin America*, hrsg. und eingel. von R. Brent Toplin, Westport, Conn./London 1974, S. 228–252. Vor allem die Zuspitzung Toplins in der Einführung: „... was little more than gesture“ (S. 229) ist bedenklich. In bezug auf den wirtschaftlichen Wert hat Lombardi selbst festgestellt, daß die Sklaven, die 1854 in Venezuela befreit wurden, den gleichen Wert hatten, wie die gesamte Kaffeeproduktion eines Jahres; ders., *The Decline and Abolition of Negro Slavery in Venezuela 1820–1854*, Westport, Conn. 1971, Anhang.
- 22 R. J. Scott, *Slave Emancipation in Cuba. The Transition to Free Labor, 1860–1899*, Princeton, New Jersey 1985, S. 194f. – 1877, am Ende des Zehnjährigen Krieges, gab es noch 199.094 Sklaven. 1880 wurde das Patronat, eine Institution zur graduellen Aufhebung der Sklaverei, proklamiert; 1886 schließlich für die restlichen 25.381 Patrocinados die Abolition verkündet.

kämpft hatten²³; insgesamt also weit mehr als doppelt so viele Menschen wie im Territorium des Riesenstaates „Groß“-Kolumbien. Allein die vielbeschworene Abolition brachte den Afrokubanern noch nicht die Emanzipation und Integration in die kubanische Gesellschaft. Ihren Platz als Bürger, Wähler und Arbeitnehmer mußten sie sich erst erkämpfen. Das war in allen Ländern so, wo die Sklaverei eine wichtige Rolle gespielt hatte. Kuba stellt aber insofern eine Ausnahme in der westlichen Hemisphäre dar, als sich dort der beginnende Emanzipationsprozeß und die Weiterentwicklung einer hocheffektiven Exportlandwirtschaft auf das Innigste mit dem Drama der Kämpfe um staatliche Unabhängigkeit verbanden. Schwarze, die den Kern der Arbeitskräfte für die Zuckerproduktion stellten, trugen auch die Hauptlast des Kampfes um die Separation von Spanien, was vielen von ihnen einen hohen Status als „Libertador“ des Vaterlandes verschaffte; schwarze Generale und Obristen verschafften diesem Status „Visibilität“ in den Medien der Zeit. Als der kubanische Unabhängigkeitskrieg 1898 mit dem sogenannten „Spanisch-Amerikanischen Krieg“ und nachfolgender Okkupation durch die USA endete, verfestigten sich allerdings die Rassenschranken wieder so sehr, daß sogar die im Krieg erreichten Ergebnisse der Emanzipation und Integration gefährdet waren. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen haben Afrokubaner in der Politik immer eine wichtige und höchst aktive Rolle gespielt. Kein Politiker im frühen republikanischen Kuba (seit 1902) konnte sich einem Politikpotential entziehen, daß allein in der Wählerschaft ca. 50 Prozent ausmachte.

Von den drei Großgruppenbegriffen der Sozialgeschichte „Rasse, Klasse, Geschlecht“, ist vor allem der erste in Deutschland im Grunde unscharf und mit einem starken Makel der politischen Unkorrektheit behaftet geblieben, obwohl der hier benutzte Begriff „Rasse“ sich eindeutig auf sein englisches Pendant „Race“ bezieht und mit den „Rassentheorien“ des Nationalsozialismus (und deren Folgen) nichts zu tun hat.

Auswirkungen auf die deutschen Geschichtswissenschaften konnten nicht ausbleiben. Die DDR-Forschung zur lateinamerikanischen Geschichte hatte offensichtlich vor dem Problem fast ganz kapituliert. Jürgen Hell arbeitete zu einem Komplex, den er die „kapitalistische Sklavenmanufaktur“²⁴ getauft hatte. Max Zeuske widmete der Sklaverei ein Kapitel in seiner bis heute nicht publizierten Habilitationsschrift²⁵. Als Synthesen lie-

23 A. Ferrer, *Eslavitud, ciudadanía y los límites de la nacionalidad cubana: La Guerra de los Diez Años, 1868–1878*, in: *Historia Social*, núm. 22 (1995/II), S. 101–126, hier 102.

24 J. Hell, *Sklavenmanufaktur und Sklavenemanzipation in Brasilien 1500–1888*, Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Geschichte, 1986; siehe dort in der Bibliographie seine anderen Arbeiten zur Plantagenökonomie.

25 Max Zeuske, *Kapitalistische Entwicklung und demokratische Bewegung im bürgerlichen Übergangsprozeß Lateinamerikas, 1825–1917. Ein Beitrag zum Problem des Kampfes um die Alternativen in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, Dissertatio zur Promotion B*, Karl Marx Universität Leipzig, 1979, S. 92–182.

gen nur die sehr allgemeinen und zum Teil falschen Darstellungen des Afrika-Historikers Heinrich Loth vor, der aus seiner Kenntnis afrikanischer Geschichte sozusagen nach Amerika übergriff. Im Kern hatte er eine Zusammenfassung zum afrikanischen Teil der Sklavenhandels geschrieben. Der DDR-Verlag machte daraus den Titel „Das Sklavenschiff“ und evozierte das bekannte Gedicht Heinrich Heines; der bundesrepublikanische Verlag wandelte gar den Titel ganz um und nannte das Buch: „Sklaverei. Die Geschichte des Sklavenhandels zwischen Afrika und Amerika“²⁶.

Erst 1986 kam mit dem Kanadier Clarence C. Munford ein spezialisierter Forscher nach Leipzig und hielt Vorlesungen über Sklaverei und Sklavenhandel der französischen Antillen (vor allem Saint-Domingue). Munford war in den sechziger Jahren bei Walter Markov promoviert worden. Er publizierte eine Reihe seiner Arbeiten in der DDR, in denen er sozialhistorische Analysen der Sklaverei mit dem Problemkomplex „Revolution“ verband²⁷. Sein Hauptwerk „The Black Ordeal“²⁸ ist vor wenigen Jahren erschienen.

Nicht vergessen werden sollen sprachhistorische Arbeiten; hier ist besonders auf die Arbeiten von Matthias Perl zur sog. „Bozal-Sprache“ auf Kuba hinzuweisen²⁹.

In der alten Bundesrepublik gab es zwar relativ zeitig einige Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften³⁰, die sich auf europäische Aspekte bezogen. Abschnitte in Regional- oder Landesstudien (Fleischmann und Ge-

-
- 26 H. Loth, *Das Sklavenschiff*, Berlin 1981; in der alten BRD: ders., *Sklaverei. Die Geschichte des Sklavenhandels zwischen Afrika und Amerika*, Wuppertal 1981.
- 27 C. J. Munford, *Die Grundsätze von 1789 in der karibischen Sklavenrevolution von St. Domingue*, in: 1789. Weltwirkung einer großen Revolution, hrsg. von M. Kossok und E. Kroß, 2 Bde., Berlin 1989, Bd. II, S. 520-542.
- 28 Ders., *The Black Ordeal of Slavery and Slave Trading in the French West Indies, 1625-1715*, 3 Bde., Lewiston/Queenstone/Lampeter 1991.
- 29 J. J. Fernández Marrero, *Ein historiographisches Dokument zur „lengua bozal“ in Kuba: El catecismo de los negros bozales (1795)*, in: *Beiträge zur Arolusitanistik und Kreolistik*, hrsg. von M. Perl, Bochum 1989, S. 53-60; ders. u.a., *Studien zur Herausbildung der kubanischen Variante der spanischen Sprache (unter besonderer Berücksichtigung der nichtspanischen Einflüsse)*. Leipzig: Karl-Marx-Universität, 1980.; ders., *Die Bedeutung des Kreolenportugiesisch für die Herausbildung der Kreolensprachen in der Karibik (unter besonderer Berücksichtigung der kubanischen habla bozal)*. Leipzig: Habil.-Schrift, 1982; ders., *Creole morphosyntax in the Cuban habla bozal*, in: *Studii si cercetari lingvistice* 33 (1989), S. 424-33; ders., *Las estructuras de comunicaci3n de los esclavos negros en Cuba en el siglo XIX*. *Islas* 77 (1984), S. 43-59; ders., *El fenómeno de descriollizaci3n del habla bozal y el lenguaje coloquial de la variedad cubana del español*, in: *Anuario de Lingüística Hispánica* 1 (1985), S. 191-201; ders., *Hablando con Eladio – Santero from Guanabacoa (Havana) – Afro-Hispanic Language Contacts in Cuba*, Arbeitspapier Nr. 3 des Forschungsprojektes „Prinzipien des Sprachwandels“, Essen 1991.
- 30 H. Berding, *Die Achtung des Sklavenhandels auf dem Wiener Kongreß 1814/15*, in: *HZ* 219 (1974), S. 265-289.

wecke, zuletzt auch Bernecker über Haiti³¹ und Gewecke über Santo Domingo³²) sind dem Thema gewidmet worden. Zu Ruhm und Ehren des deutschen Wissenschaftsstils war 1974 auch eine kritische Analyse der diesbezüglichen Konzepte bei Marx und Engels erschienen³³. Eigenständige Publikationen über zentrale Themen oder Regionen der Sklaverei bzw. über ihre Quellen und Folgen erschienen aber erst in den letzten Jahren mit der wirtschaftshistorischen Arbeit Peukerts über Dahomey³⁴ sowie der Dissertation von Karin Schüller³⁵.

Der damalige Züricher Afrika-Historiker Albert Wirz³⁶ hatte für den deutschen Sprachraum bereits 1984 eine Gesamtdarstellung unter dem Titel „Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem“ vorgelegt, die sich allerdings auf den anglophonen Bereich konzentriert. Überblicke zu Kernthemen bieten der Sklavenhandelsartikel von Horst Pietschmann³⁷ und der Aufsatz Wolfgang Reinhard über die Bedeutung der frühneuzeitlichen Sklaverei für Wirtschaft und Gesellschaft³⁸.

In den letzten Jahren findøn – oder sollte man formulieren „verlieren“? – sich Arbeiten zum Thema vor allem in Tagungs- bzw. Sammelbänden, so in dem bisher umfassendsten Band zum Thema „Slavery in the Americas“, herausgegeben von Wolfgang Binder³⁹, und in dem Band „Amerikaner wider Willen“, herausgegeben von Rüdiger Zoller⁴⁰. Auch der Band mit den Materialien einer Tagung der Hans-Seidel-Stiftung, dem Institut für Spanien- und Lateinamerikastudien der Universität Augsburg (ISLA) und der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Lateinamerika-Forschung (ADLAF) unter dem Titel „Nord und Süd in Amerika“, herausgegeben von

-
- 31 U. Fleischmann, Aspekte der sozialen und politischen Entwicklung Haitis, Stuttgart 1971, S. 16-21; F. Gewecke, Die Karibik. Zur Geschichte, Politik und Kultur einer Region, Frankfurt a. M. 1988; W. L. Bernecker (unter Mitarbeit von S. Brinkmann und P. Ernst), Kleine Geschichte Haitis, Frankfurt a. M. 1966, S. 22-36. Der Geschichte Haitis ist der Band 28 des JbLA (1991) gewidmet. Er enthält auch Artikel zu Aspekten der Sklaverei auf Saint-Domingue.
- 32 F. Gewecke, Der Wille zur Nation. Nationsbildung und Entwürfe nationaler Identität in der Dominikanischen Republik, Frankfurt a. M. 1996, bes. S. 18-23.
- 33 W. Backhaus, Marx, Engels und die Sklaverei, Düsseldorf 1974.
- 34 W. Peukert, Der atlantische Sklavenhandel von Dahomey 1740–1797, Wiesbaden 1978; siehe auch: Ch. Degn, Die Schlimmelmans im atlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen, Neumünster 1974.
- 35 K. Schüller, Die deutsche Rezeption haitianischer Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zum deutschen Bild vom Schwarzen, Köln/Weimar/Wien 1992.
- 36 A. Wirz, Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem, Frankfurt a. M. 1984
- 37 H. Pietschmann, Der atlantische Sklavenhandel bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts – Eine Problemskizze, in: Historisches Jahrbuch, 107. Jg., Erster Halbbd., Freiburg/München (1987), S. 122-133.
- 38 W. Reinhard, Frühneuzeitliche Negersklaverei und ihre Bedeutung für Wirtschaft und Gesellschaft, in: GWU 37 (1986), S. 660-672.
- 39 W. Binder (Hrsg.), Slavery in the Americas, Würzburg 1993.
- 40 Amerikaner wider Willen: Beiträge zur Sklaverei in Lateinamerika und ihren Folgen, hrsg. von R. Zoller, Frankfurt a. M. 1994.

Wolfgang Reinhard und Peter Waldmann⁴¹, muß Erwähnung finden, da dort im Unterabschnitt „Rassen und Klassen“⁴² vergleichend wesentliche Aspekte der Sklaverei analysiert worden sind. Die Arbeiten in diesem Band stammen bezeichnenderweise von Magnus Mörner, dem bedeutendsten europäischen Sklavereihistoriker, dem Frankfurter Sozialhistoriker Hans-Jürgen Puhle, Herbert Klein, einem US-Sklavereihistoriker, und von dem damaligen Berliner Brasilien-Historiker Matthias Röhrig-Assunção, der heute in Essex tätig ist, sowie einem weiteren Kollegen aus den USA, Laurence A. Glasco.

Auch eine Ausstellung über „Afrika in Amerika“ und der dazugehörige exzellente Katalog mit dem Untertitel „Ein Lesebuch zum Thema Sklaverei und ihre Folgen“, in gewissem Sinne ein Überblick über das Thema in fächerübergreifender Breite, sollte nicht vergessen werden⁴³.

Über Sklaverei und Landfrage auf Jamaika hat der Hannoveraner Sozialhistoriker Claus Füllberg-Stolberg intensiv gearbeitet⁴⁴. Neuerdings haben Thomas Bremer und Ulrich Fleischmann einen Sammelband über „Alternative Kulturen in der Karibik“⁴⁵ herausgegeben, in dem sich Ulrich Fleischmann mit der Sprache in ihrer Bedeutung für die Sozialgeschichte⁴⁶ beschäftigt hat und eine Reihe anderer Arbeiten in kulturgeschichtlicher Perspektive vertreten sind.

Als anthropologischer und kulturgeschichtlicher Zugriff auf den Synkretismus (Santería) in Florida und Cuba, als ein spezielleres Thema innerhalb der Kultur von Sklavengesellschaften, ist die Dissertation⁴⁷ von Stephan Palmié zu erwähnen, der auch eine Reihe von Artikeln, z. T. in den bereits aufgeführten Sammelbänden vorgelegt hat.

Insgesamt präsentiert sich das Thema „Sklaverei“ in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts historiographiegeschichtlich sehr diffus, es wird von vielen Fächern mit unterschiedlichen Perspektiven und mit unterschiedlichsten Methoden bearbeitet. Eine Standardarbeit von Fachhistorikern etwa zum spanisch-amerikanischen Bereich existiert nicht. Die Forschungen und Ansätze sind sehr stark von den Forschungen und

41 Nord und Süd in Amerika. Gegensätze. Gemeinsamkeiten. Europäischer Hintergrund, hrsg. von W. Reinhard und P. Waldmann, 2 Bde., Freiburg im Br. 1992.

42 Ebenda, I, S. 343-499.

43 C. Raddatz (Hrsg.), Afrika in Amerika, Hamburgisches Museum für Völkerkunde, Gütersloh 1992.

44 C. Füllberg-Stolberg/S. Wilmot (Hrsg.), Plantation Economy, Peasantry and Land reform in Historical Perspective. Jamaica 1838-1980, Kingston 1992.

45 Th. Bremer/U. Fleischmann (Hrsg.), Alternative Cultures in the Caribbean. First Internationale Conference of the Society of Caribbean Research (Berlin 1988), Frankfurt a. M. 1993.

46 Ebenda, S. 41-54. Zusammengefaßt findet sich die Gesamtperspektive Fleischmanns in: ders., Los Africanos del Nuevo Mundo, in: Africa Negra, 6 (1993), Bogotá, S. 11-34.

47 S. Palmié, Das Exil der Götter. Geschichte und Vorstellungswelt einer afrokubanischen Religion, Frankfurt a. M. 1991.

Publikationen in den USA oder Großbritannien beeinflusst worden. In den USA und im anglophonen Raum war es seit den sechziger Jahren zu einem regelrechten Boom der Sklavereiforschung gekommen. Diese „Sklavereidebatte“, heute abgelöst von der „Antisklavereidebatte“ bzw. der „Abolitions- und Postemanzipationsforschung“⁴⁸, war auch noch erfreulich streitbar und – vor allem – in Auseinandersetzung mit der Tannenbaum-These⁴⁹ komparativ angelegt. Mit den revisionistischen Arbeiten von Fogel/Engerman, vor allem mit „Time on the Cross“ (1974)⁵⁰ und Fogels „Without Consent or Contract“ (1989)⁵¹ wurde recht eigentlich den sogenannten „quantitativen Methoden“ in der Geschichtswissenschaft zum Durchbruch verholfen. Ganz deutlich wird dieser übermächtige Einfluß der US-Forschung auf die deutsche sozialhistorische Forschung an dem Heft von „Geschichte und Gesellschaft“⁵² unter dem Titel „Sklaverei in der modernen Geschichte“, das von Hans-Jürgen Puhle herausgegeben worden ist. Zum Thema Sklaverei finden sich in diesem Heft ausschließlich englischsprachige Autoren! Ähnliches läßt sich für das Verhältnis zwischen Forschungen im anglophonen Raum und deutscher sozialhistorischer Forschung auch am Beispiel von Verena Stolcke und ihrem Buch „Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba“ sagen, erstmals 1974 veröffentlicht und 1992 in Spanisch publiziert⁵³. Es gibt bislang keine Übersetzung ins Deutsche, ebensowenig wie für die klassische Arbeit von Magnus Mörner über die „Rassenmischung“⁵⁴.

Im Heft 4 1994 von COMPARATIV unter dem Titel „Arbeit im transatlantischen Vergleich“, herausgegeben von Horst Pietschmann⁵⁵, war es dann Pieter C. Emmer von der Universität Leiden, der in einem einführen-

48 Zu dieser neuen Forschungsrichtung existiert in Deutschland noch kaum Literatur. Die vollständigste Bibliographie zur Postemanzipationsforschung, u.a. auch zu Kuba, findet sich im „Postemancipation Societies Project“ des Center for Afroamerican and African Studies der University of Michigan, USA; siehe: L. S. Rowland/R. J. Scott/T. C. Holt/F. Cooper, *Societies after Slavery: A Selected Annotated Bibliography of Printed Sources on the United States, Brazil, Africa, and the Caribbean*, University of Michigan Press 1998.

49 F. Tannenbaum, *Slave and Citizen: The Negro in the Americas*, New York 1946.

50 R. W. Fogel/S. L. Engerman, *Time on the Cross: The Economics of American Negro Slavery*, 2 Bde., Boston 1974.

51 R. W. Fogel, *Without Consent or Contract. The Rise and Fall of American Slavery*, New York 1989.

52 *Geschichte und Gesellschaft*, 16. Jg. (1990), Heft 2: Sklaverei in der modernen Geschichte, hrsg. von H.-J. Puhle.

53 V. Martínez-Alier [i.e. V. Stolcke], *Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba. A Study of Racial Attitudes and Sexual Values in a Slave Society*, Cambridge 1974; die neue Edition: *Stolcke, Racismo y sexualidad en Cuba colonial*, Madrid 1992.

54 M. Mörner, *Race Mixture in the History of Latin America*, Boston 1967.

55 *Arbeit im transatlantischen Vergleich*, hrsg. von H. Pietschmann (=Comparativ, 4. Jg. 1994, H. 4.)

den Überblick⁵⁶ die Sklaverei in das Zentrum eines Vergleichs der Arbeitsverhältnisse in der Alten und in der Neuen Welt rückte.

In vorliegendem Heft bilden die Karibik, Kuba und die Probleme nach der Abolition der Sklaverei auf der größten Antilleninsel im 19. Jahrhundert den Schwerpunkt der Betrachtungen. Bei dem großen Anteil von Sklaven und Afrokubanern an der Bevölkerung der relativ kleinen Insel mußten und müssen sich bis heute jede Politik, aber auf irgendeine Art und Weise auch jede Kubanerin und jeder Kubaner mit dem „schwarzen Problem“ („el problema negro“) befassen. Vorliegendes Heft konzentriert auch aus zwei weiteren Gründen auf Kuba: erstens, weil die nach Brasilien wichtigste Sklavereigesellschaft Amerikas in der Sklaverei- und Postemanzipationsforschung⁵⁷ immer noch relativ unterbelichtet ist und zweitens, weil sich 1995–1998 der kubanische Unabhängigkeitskrieg zum hundertsten Male jährt.

Barbara Potthast legt in ihrem Beitrag über Sklavenfamilien einen Forschungsüberblick aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive vor, der sich mit den familienbezogenen Thesen der Sklaverei-Debatte vor zwanzig Jahren auseinandersetzt und sie mit den heute vorliegenden Ergebnissen vergleicht.

Der Herausgeber untersucht in seinem Aufsatz „Die diskrete Macht der Sklaven“, ob es mit den heutigen Methoden und den vorliegenden Quellen überhaupt möglich ist, festzustellen, wie viele Schwarze am Unabhängigkeitskrieg beteiligt waren. Zugleich zeigt er, daß Schwarze, vor allem Männer innerhalb von Klientelschaften, ein wichtiges politische Potential für den Kampf der weißen kubanischen Provinzeliten um die nationale Macht in Kuba darstellten.

Alejandro de la Fuente untersucht in seinem Beitrag „Zwei Gefahren, eine Lösung: Einwanderung, Rasse und Arbeit in Kuba, 1900–1930“ im Grunde die Formierung der kubanischen Arbeiterbewegung unter der Perspektive der Kategorie „Rasse“. Das Thema ist vor allem auf Kuba selbst sträflich vernachlässigt, wie schon 1991 Max Zeuske festgestellt hat.⁵⁸

56 P. Emmer, „Im Schweiß eures Angesichts“. Arbeitsverhältnisse in der Alten und Neuen Welt von 1500 bis 1850, in: ebenda, S. 11–25.

57 Zur internationalen Bibliographie siehe Anm. 48. 1993 begann unter Ägide der Deutschen Forschungsgemeinschaft das erste größere deutsche Projekt zu Problemen der Postemanzipation; das Projekt wurde von 1993 bis 1995 von Reinhard Liehr (Berlin) geleitet, Mitarbeiter waren Mathias Röhrig-Assunção und Michael Zeuske; seit 1996 arbeiten die beiden letzteren daran. Einige Ergebnisse werden hier vorgestellt.

58 Max Zeuske, Zum Problem einer proletarischen Komponente in der kubanischen Unabhängigkeitsrevolution 1895–1898, in: Proletariat und bürgerliche Revolution (1830–1917), hrsg. von M. Kossok und E. Kroß, Berlin 1990, S. 233–251.

Barbara Potthast

Sklavenfamilien: ein Forschungsüberblick

1. Die Debatte um die Sklavenfamilie

Sklaverei und Familie, sind das nicht zwei sich gegenseitig ausschließende Phänomene? Der Sklave oder die Sklavin, ein Stück Ware (*pieza de indias*), ihrer Herkunftsfamilie entrissen, in eine fremde Umgebung verfrachtet und dort nach Belieben und ohne Rücksicht auf Beziehungen zu anderen verkauft – wie kann unter solchen Bedingungen eine Familie entstehen?

Heutige Familienstrukturen in der Karibik scheinen dieser These recht zu geben, denn alle karibischen Staaten, gleich ob sie unter englischer, französischer oder spanischer Kolonialherrschaft gestanden hatten, zeichnen sich durch einen hohen Prozentsatz alleinstehender Frauen und nicht-ehelicher Geburten aus.¹ Ist dies nicht der deutlichste Beweis dafür, daß das System der Sklaverei die Familien der Schwarzen zerstört hat? Und ist es dann nicht gar als ein Akt der Rebellion gegen dieses System anzusehen, wenn Sklaven dennoch Familien oder stabile Beziehungen schufen?²

Die These, daß das Sklaverei-System die Hauptursache für die „anormalen“ Familienstrukturen der meisten Schwarzen in der Neuen Welt darstelle, stand am Beginn des wissenschaftlichen Diskurses über die *Negro-Family*, wie sie damals auch in den USA noch genannt wurde. Sie wurde bis in die siebziger Jahre weitgehend von Soziologen und Anthropologen geführt, während sich die Historiker erst spät in die Debatte einschalteten. Die „Sklaverei-These“ wurde erstmals von F. E. Frazier in seiner Studie über die schwarzen Familien in den USA formuliert³, wie denn auch die ersten Studien über die karibischen Sklavenfamilien⁴ sich vorwiegend mit der britischen

1 In der englischsprachigen Karibik betrug der Anteil der konsensualen Beziehungen an allen Bindungen in den achtziger Jahren zwischen 24 Prozent und 44 Prozent, die Illegitimitätsraten lagen zwischen 50 Prozent und 84 Prozent. In der Dominikanischen Republik und Kuba lagen erstere um die 20 Prozent, letztere in der Dominikanischen Republik bei etwa 60 Prozent (für Kuba lagen mir keine Zahlen vor).

2 M. Craton, *Changing Patterns of Slave Families in the British West Indies*, in: *Journal of Interdisciplinary History*, X (1979) 1, S. 1-35; J. Jones, „My Mother Was Much of a Woman“: *Black Women, Work and the Family under Slavery*, in: *Feminist Studies* 8 (1982), S. 235-269, hier S. 258; B. Bush, *The Family Tree Is Not Cut: Women and Resistance in Slave Family Life in the British Caribbean*, in: *Resistance: Studies in African, Caribbean and Afro-American History*, hrsg. von G. Y. Okibiro, Amherst 1986, S. 117-132; dies., *Slave Women in Caribbean Society, 1650-1838*, Bloomington/Indianapolis 1974.

3 F. E. Frazier, *The Negro Family in the United States*, Chicago 1939.

4 Für Brasilien begann die Debatte um die Zusammenhänge zwischen Familienstrukturen und Sklaverei ebenfalls in den dreißiger Jahren mit dem Werk von G. Freyre, *Herrenhaus*

Karibik beschäftigten. Zu diesem Raum legten M. und F. Herskovits 1947 die erste grundlegende Studie vor.⁵

Die Herskovits hatte in ihrer Studie über Trinidad allerdings neben der Sklaverei noch einen anderen, ihrer Meinung nach entscheidenden Faktor, für die vorgefundenen Familienstrukturen ausgemacht, das afrikanische Erbe. Ausgehend von der Annahme, die meisten Sklaven stammten aus Westafrika, wo aufgrund polygener Familienstrukturen Frauen zumeist einen eigenen Haushalt führen, sahen sie in den Mutter-Kind-Familien eine Fortführung matrifokaler Traditionen des Herkunftslandes.

Die Historiker nahmen sich dieser Thematik jedoch zunächst nicht an, auch wenn etwa zum gleichen Zeitpunkt Frank Tannenbaum einen Vergleich der Sklavensysteme unternahm, die ihn zu dem Schluß führte, daß es im Hinblick auf die philosophisch-religiöse Beurteilung der Sklaven als Person bzw. als „*chattel*“ sowie im Hinblick auf das Rechtssystem eine Abstufung gab, in der die nordeuropäischen Sklavenhalter (England, USA, Niederlande, Dänemark) den Schwarzen am wenigsten Persönlichkeitsrechte zubilligten, während die lateinischen, vor allem die ibero-amerikanischen Sklavenhalter wesentlich humaner gewesen seien.⁶ Dies hätte eigentlich auch zu einer Überprüfung der „Sklavereithese“ von Frazier führen sollen, denn die Tatsache, daß es sich bei den beiden erwähnten Studien von Frazier

und Sklavenhütte. Ein Bild der brasilianischen Gesellschaft, Köln/Berlin 1965. Ich werde mich in diesem Aufsatz auf den karibischen Raum beschränken, da hier die Diskussion am weitesten fortgeschritten ist und eine Einbeziehung Brasiliens oder Hispano-Amerikas mit ihren jeweils spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen den Rahmen eines Aufsatzes bei weitem sprengen würde.

5 M. und F. Herskovits, *Trinidad Village*, New York 1947.

6 Diese Debatte wurde offenbar auch schon im 18. Jahrhundert geführt, wie Alexander von Humboldt andeutet, der jedoch sogleich auf die Problematik des Vergleichs aufmerksam macht, indem er bemerkt: „Nirgends muß eine Europäer sich mehr schämen, ein solcher zu sein als auf den [karibischen] Inseln, seien es französische, seien es englische, seien es dänische, seien es spanische. Sich darüber streiten, welche Nation die Schwarzen mit mehr Humanität behandelt, heißt, sich über das Wort Humanität lustig machen und fragen, ob es angenehmer ist, sich den Bauch aufschlitzen zu lassen oder geschunden zu werden, heißt fragen, ob die Spanier mehr Grausamkeiten in Peru als in Venezuela verübt haben, ob die Spanier mehr Grausamkeiten in Amerika als die Engländer und die Franzosen in Ostindien verübt haben!“ Vgl. A. von Humboldt, *Lateinamerika am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolutionen. Eine Anthologie ...* aus seinen Reisetagebüchern, Berlin 1982, S. 66. Zu der Debatte in der historischen Forschung vgl. F. Tannenbaum, *Slave and Citizen*, New York 1946. Dieser Befund wurde in den sechziger Jahren von Klein bestätigt: H. S. Klein, *Slavery in the Americas. A Comparative Study of Virginia and Cuba*, Chicago 1967. Auch andere Autoren haben vor allem in den sechziger Jahren diesen Ansatz kritisiert, letztlich jedoch ist das Faktum der regionalen und zeitlichen Unterschiede nicht zu leugnen. Seit Genovese (E. D. Genovese, *The Political Economy of Slavery*, New York 1965) sehen die meisten Autoren jedoch weniger religiöse oder kulturelle Strukturen als ausschlaggebenden Faktor hierfür an als vielmehr die unterschiedlichen Ziele der jeweiligen Kolonialimperien und die daraus resultierenden ökonomischen Zwänge der jeweils anders strukturierten Wirtschaftssysteme.

und den Herskovits um Forschungen zum ehemals britischen Kolonialreich handelte, ist insofern von Bedeutung, als hier – im Gegensatz zum ibero-amerikanischen Recht – die Gesetzgebung tatsächlich Eheschließungen zwischen Sklaven verbot. Unseres Wissens war es für die lateinamerikanische Historiographie einmal mehr Richard Konetzke, der sich als erster die Frage nach der Sklavenfamilie in Hispanoamerika aufgegriffen hat. Entsprechend seiner vorwiegend auf die koloniale Gesetzgebung ausgerichteten Forschungen, konstatierte er eine Politik, die Heiraten von Sklaven sowohl aus religiösen als auch aus politischen Gründen geradezu förderte. Er folgerte daraus eine größere Verbreitung von Ehen und Familien unter den Schwarzen als bislang angenommen. Gleichzeitig wies er darauf hin, daß die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen Sklaven lebten, auch ihre Familienstrukturen beeinflußt haben dürften.⁷ Im selben Jahr erschien denn auch eine der ersten wichtigen historischen Arbeiten, die sich mit dem Thema befaßte: *Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba* von Verena Martínez-Alier.⁸

Diese Arbeit hatte sich jedoch inzwischen mit einer Reihe von weiteren Thesen zu den Ursachen der Familienstrukturen in der Karibik auseinandergesetzt. Die Soziologie und Kulturanthropologie hatten die historisch argumentierende Linie von Frazier und Herskovitz in den fünfziger und sechziger Jahren aufgegeben und statt dessen nach funktionalen Erklärungen gesucht, die sich im wesentlichen auf die aktuelle Situation bezogen. Dies führte dazu, daß die Geschlechterbeziehungen und Familienstrukturen überhaupt erst einmal genauer untersucht wurden und man feststellte, daß sich hinter der hohen Anzahl von ledigen Müttern und nicht institutionalisierten sexuellen Beziehungen nicht unbedingt Zügellosigkeit und Amoralität verbargen, wie es aus europäischer Sicht schien, sondern daß dem Verhalten der farbigen Unterschichten andere Moralkodices zugrunde lagen.⁹ Damit kam jedoch die Klassenlage als entscheidender Faktor in die Debatte und es entwickelte sich ein weiterer Erklärungsansatz, der im wesentlichen ökonomisch argumentierte. Kurz zusammengefaßt besagt er, daß in einer Gesellschaft, die durch Niedriglohnökonomie gekennzeichnet ist, und Plantagen mit ihrem hohen Bedarf an unqualifizierten billigen Arbeitskräften gehören dazu, der Mann in den Unterschichten ökonomisch und damit auch sozial marginalisiert wird. Im Hinblick auf die Familie bedeutet dies, daß der Mann seiner Rolle als Ehemann und Vater, die im wesentlichen in der wirtschaftlichen Existenzsicherung gesehen wird, nicht oder nur sehr einge-

7 R. Konetzke, Die Sklavenfamilie im kolonialen Hispanoamerika, in: Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome, Bd. XLIV (Miscellanea Charles Verlinden), Brüssel/Rom 1974, S. 321-334.

8 V. Martínez-Alier [i.e. V. Stöckel], *Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba. A Study of Racial Attitudes and Sexual Values in a Slave Society*, Cambridge 1974.

9 Vgl. vor allem die Arbeiten von R. T. Smith, *The Negro Family in British Guiana: Family Structure and Social Status in the Villages*, London 1956.

schränkt nachkommen kann. Damit verliert er nicht nur an Prestige, sondern auch seine Funktion innerhalb der Familie.¹⁰ In diesem ökonomischen Kontext werden häufig weitere Argumente angeführt wie z.B. dasjenige, eine Eheschließung sei zu teuer. Dies wird jedoch von vielen Autoren seit längerem als wenig überzeugend angesehen.¹¹ Wichtiger ist sicherlich das von Angelina Pollack-Eltz aufgrund vergleichender Studien in Venezuela beobachtete Phänomen, daß die Arbeitsorganisation eine wichtige Rolle für die Ausformung und Stabilität von Familienstrukturen spielt. Bäuerliche Wirtschaften erfordern im allgemeinen ein hohes Maß an Kooperation zwischen Mann und Frau, und in diesen Regionen fanden sich die niedrigsten Anteile an Konkubinaten und alleinstehenden Frauen, im Gegensatz zu denjenigen Regionen, in denen Saison- und Tagelöhnerarbeit sowie Squatter-Wirtschaft und Minifundismus dominieren.¹²

Als zusätzliches Argument, das ebenfalls durch Forschungen zur britischen Karibik ins Blickfeld geraten war, kam der Frauenüberschuß hinzu. Nach der Stagnation bzw. dem völligen Zusammenbruch der Zuckerrohrindustrie auf mehreren Inseln der britischen Karibik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es dort zu einer Massenmigration vor allem junger Männer auf die Bananenplantagen Zentralamerikas oder die noch boomenden Zuckerrohrplantagen Kubas. Auch für andere karibische Inseln läßt sich dieser Trend bis heute beobachten¹³, wenn auch die wenigsten Forscher diesem demographischen Argument einen alleinigen Erklärungswert zusprechen wollen.¹⁴

Die Historische Forschung hat die Diskussion in den letzten zwei Jahrzehnten um zwei weitere Argumente bereichert: dasjenige der sozialen Ungleichheit in einer auf rassisch-ethnischen Schichtungskriterien beruhenden Gesellschaft (Martínez-Alier), sowie den Einfluß der Religion und der staatlichen Institutionen (Ortmayr). Martínez-Alier führt in ihrer Studie zu Kuba im 19. Jahrhundert die hohe Anzahl nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften unter anderem auf das 1776/78 bzw. 1805 erlassene Verbot der Eheschließung von Personen adliger oder „reiner“ Abstammung (*limpieza de sangre*) mit Farbigen zurück. Diese habe eine legale Verbindung in vielen Fällen

10 Smith, *The Negro Family in British Guiana* (Anm. 9); N. Götz, *Familie und Matrifokalität in der Karibik*, Saarbrücken/Fort Lauderdale 1986, S. 97-104. Vgl. auch N. Ortmayr, *Die Familie im Spannungsfeld von Religion, Ökonomie und Politik: Trinidad 1838-1990*, unveröff. Habilitationsschrift, Salzburg 1996, S. 11-35, wo sich ein guter Überblick über die Debatte über die „Negro-Family“ findet.

11 Vgl. Ortmayr, *Familie* (Anm. 10), S. 24-26.

12 A. Pollack-Eltz, *The Negro Family in Venezuela*, Wien 1973, und dies., „The Family in Venezuela“, in: M. S. Das/C. J. Jesser (Hrsg.), *The Family in Latin America*, Sahibabad (Indien), 1980, S. 12-45.

13 Vgl. A. Marino, *Family, Fertility, and Sex Ratio in the British Caribbean*, in: *Population Studies* 24 (1970) 2, S. 159-172, hier S. 163; M. W. Bingham/S. H. Gross, *Women in Latin America*, Bd. I: *From Pre-Columbian Times to the 20th Century*. Bd. II: *The 20th Century*, St. Louis Park 1985, Bd. II, S. 67f.

14 Vgl. Ortmayr, *Familie* (Anm. 10), S. 26-28.

verhindert. Vor allem aber sei es für Frauen aus der Unterschicht häufig prestigeträchtiger und oft auch wirtschaftlich vorteilhafter gewesen, ein Konkubin mit einem sozial höher stehenden, d.h. zumeist hellhäutigeren, Mann einzugehen als eine Ehe mit einem Farbigen.¹⁵

Norbert Ortmayr hingegen kam durch einen Vergleich der Schwarzen Bevölkerung sowie der indischen Kontraktarbeiter auf Trinidad zu der Überzeugung, daß die geringe Durchsetzung christlicher Moral- und Familienideale aufgrund fehlender Missionsanstrengungen einen Schlüssel zur Erklärung biete. In einer Gemeinschaft, die weder negative noch positive Sanktionen im Hinblick auf die Eheschließungen kennt und wo das konjugale Band auch religiös wenig verankert ist, wie im Falle der Farbigen in Trinidad, finden sich – unter ansonsten gleichen ökonomischen und rechtlichen Bedingungen – völlig andere Familienstrukturen als bei der indischen Bevölkerung derselben Insel, die ihre aus der Heimat mitgebrachten strengen familiären Traditionen bewahrt hat.¹⁶ Von anthropologischer Seite ist darüber hinaus darauf hingewiesen worden, daß es möglicherweise wenig sinnvoll ist, die afro-amerikanischen Strukturen anhand europäischer Familienvorstellungen zu beschreiben, sondern daß eine Analyse von Verwandtschaftsbeziehungen innerhalb des Plantagensystems zu besseren Ergebnissen führen könnte.¹⁷

Versuchen wir die verschiedenen Ansätze noch einmal zusammenzufassen, so finden wir auf der einen Seite die wesentlich ökonomischen Erklärungen wie Niedriglohnökonomie, Migration und Arbeitsorganisation, auf der anderen sozio-kulturelle Interpretationsmuster, die auf die rechtlichen und institutionellen wie auch auf die religiösen und mentalen Bedingungen rekurrieren, also das System der Sklaverei, die Rolle der Religion und des Staates aber auch des kulturellen Erbes sowohl von afrikanischer als auch von europäischer Seite her.¹⁸

15 Martínez-Alier, Marriage (Anm. 8).

16 Ortmayr, Familie (Anm. 10), sowie ders., Partielle Institutionalisierung christlich-europäischer Ehe- und Familienformen in der englisch-sprachigen Karibik (19. und 20. Jahrhundert), in: B. Poththast (Hrsg.), Familien und Kolonialismus (im Druck). – Die Autorin dieses Aufsatzes hat an anderer Stelle die Bedeutung dieses Faktors für Paraguay, das sich durch ähnliche Familienstrukturen auszeichnet, ebenfalls hervorgehoben. Vgl. The Ass of the Mare and other Scandals Marriage and Extramarital Relations in 19th Century Paraguay, in: *Journal of Family History*, 16 (1991) 3, S. 215-239, sowie dies., La moral pública en Paraguay: Iglesia, Estado y relaciones ilícitas en el siglo XIX, in: P. G. Aizpuru/C. R. Romero (Hrsg.), Familia y vida privada en la historia de Iberoamérica, México 1996, S. 133-159.

17 K. Fog Olwig, Finding a Place for the Slave Family: Historical Anthropological Perspectives, in: *Folq* 23 (1981), S. 345-358.

18 Letzteres bezieht sich auf den von Tannenbaum und später von Klein weitergeführten Ansatz, die unterschiedlichen Ausprägungen der Sklaverei in den verschiedenen Kolonialsystemen sowohl mit der Religion (Katholizismus/Protestantismus) als auch mit den jahrhundertelangen Erfahrungen mit Sklaverei auf der iberischen Halbinsel – im Gegensatz zum übrigen Europa – zu erklären (vgl. Anm.6).

2. Anatomie der Sklavenfamilie

Wie stellt sich das Bild der Sklavenfamilie und die Bedeutung der genannten Faktoren nun nach beinahe zwanzig Jahren Forschung dar? Zunächst einmal ist festzuhalten, daß die ursprüngliche Annahme, Sklaverei und Familie hätten sich ausgeschlossen, inzwischen widerlegt ist. Vor allem die Arbeiten von Higman und Craton haben deutlich gemacht, daß „*although polygyny and other African practices persisted, the nuclear, two-headed household was extremely common among the African-born as well as Creole slaves. More remarkably, single-headed maternal households were in a minority [...] save for the towns.*“¹⁹ Allerdings ist auch deutlich geworden, daß die Größe der Betriebseinheit und die Intensität der Plantagenarbeit eine wichtige Rolle spielten, man also sowohl regional als auch zeitlich differenzieren muß. Unsere Vorstellung von der Sklaverei ist im wesentlichen geprägt von der Zeit der sogenannten „Zuckerrevolution“, die etwa vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für die britische Karibik, für Kuba noch darüber hinaus, währte. Es ist zugleich die Zeit des intensivsten Sklavenhandels, doch gilt es zu bedenken, daß selbst in dieser Zeit auf einigen Inseln eher Baumwolle und Tabak in kleineren ökonomischen Einheiten produziert wurden.

Beginnen wir mit einer Beschreibung des Geschlechterverhältnis, den Siedlungsmustern und der Familienstruktur, um uns anschließend erneut der Frage nach ihren Gründen zuwenden: Sollte, wie oft behauptet, die überwiegende Zahl der Sklaven männlich gewesen sein, so läge hier bereits ein erster Grund für die die Seltenheit von Familiengründungen. Untersuchungen sowohl für die britische als auch für die französische und spanische Karibik haben ergeben, daß das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter in etwa demjenigen des von Sidney Mintz aufgestellten Zuckerzyklus folgt: Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war es relativ ausgeglichen, während des Zuckerbooms im 18. Jahrhundert dominierten eindeutig männliche Sklaven, und erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als der Handel schwierig wurde und die Pflanzer eine natalistische Linie einschlagen mußten, glichen sich die Zahlen wieder an. Entsprechend der späteren Entwicklung der Zuckerrohrproduktion folgte die spanische Karibik diesem Trend ein wenig später und wies insgesamt weniger weibliche Sklaven auf.²⁰

Über die Auswirkungen dieses demographischen Verhältnisses auf die Familienstrukturen ist sich die Forschung jedoch nicht einig. Während Gautier am Beispiel einer Plantage auf Saint Domingue das eindeutige Verschwinden von Ehen unter Sklaven im 18. Jahrhundert konstatiert, stellt

19 Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2), S. 2.

20 M. Morrissey, *Slave Women in the New World: Gender Stratification in the Caribbean*, Lawrence 1989, S. 32-45; A. Gautier, *Les sœurs de solitude*, Paris 1985, S. 80; R. B. Sheridan, *Doctors and Slaves. A Medical and Demographic History of Slavery in the British West Indies, 1680-1834*, Cambridge 1985, S. 241.

Morrisey fest: „*When there were more males, in the eighteenth century, nuclear families were proportionately no more or less common than at other times; nor were they less so when women became the majority.*“²¹ Allerdings stellt auch Gautier fest, daß sich in dieser Zeit die Erfassung der Sklaven änderte. Während man sie vorher nach Familien gruppiert hatte, wurden sie jetzt nach Geschlechtern getrennt aufgelistet, wobei die Kinder entweder mit der Mutter oder separat registriert wurden. Es könnte also eher ein Quellenproblem vorliegen, und tatsächlich hat Higman in einer Untersuchung einer Plantage auf Barbados nachweisen können, daß viele als alleinlebende oder als Mutter-Kind-Einheiten gezählte Sklavinnen tatsächlich Partner hatten, die auf anderen Plantagen lebten. Erzählenden Quellen zufolge betrachteten sich diese dennoch als verheiratet.²² Noch deutlicher wird dies in einer Untersuchung von Fog Olwig über die von den Dänen kolonisierte Insel St. John, auf der in der Zeit zwischen 1843 und 1845 etwa die Hälfte aller von den Mährischen Brüdern getauften Sklavenkinder Eltern teile von zwei verschiedenen Plantagen aufwiesen. Auf größeren Plantagen reduzierte sich dieser Prozentsatz auf 30 Prozent.²³ Diese Erkenntnis relativiert auch unsere Daten über die Matrifokalität der Sklavenfamilien, obwohl letztere Daten zunächst nur etwas über das Sexualverhalten und noch wenig über Familienstrukturen aussagen.

Dieses Problem wird klarer, wenn man beachtet, daß das afrikanische Familiensystem wesentlich auf extensiven Familienbeziehungen basierte, in denen die Partnerbeziehung nicht immer die wichtigste Rolle spielte. Daher hatte man zunächst angenommen, daß die Gründung von Kernfamilien als Ausdruck der Kreolisierung und Modernisierung, also der Anpassung an das europäisch dominierte Kolonialsystem, interpretiert werden kann. Higman stellte in einer Untersuchung über Trinidad allerdings fest, daß aus Afrika importierte Sklaven nicht weniger dazu neigten, Kernfamilien zu gründen, als die kreolischen Sklaven, bei denen er in höherem Maße polygame Strukturen feststellte.²⁴ Seine Erklärung hierfür ist folgende: Da die meisten afrikanischen Sklaven durch Verkauf, hohe Mortalität und hohe Männlichkeitsraten nicht in der Lage waren, die aus Afrika radierten Normen in der Neuen Welt zu praktizieren, gründeten sie, soweit möglich, Kernfamilien. Die zweite Generation schaffte es dann aber häufiger, Großfamilienstrukturen innerhalb der Plantage aufzubauen und z.T. auch polygam zu leben. Dies gelang vor allem dort, wo innerhalb der Plantage Grundstücke zur Selbstversorgung vorhanden waren. In der Stadt führte es dagegen eher zu Mutter-

21 Gautier, *Les sœurs* (Anm. 20), S. 80f.; Morrisey, *Slave Women*, 44 (Anm. 20).

22 Higman, *Slave Populations of the British Caribbean, 1807–1834*, Baltimore 1984, S. 369; Morrisey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 85.

23 Fog Olwig, *Finding a Place* (Anm. 17), S. 350f.; dies., *Women, 'Matrifocality' and Systems of Exchange: An Ethnohistorical Study of the Afro-American Family on St. John, Danish West Indies*, in: *Ethnohistory* 28 (1981) 1, S. 59–81.

24 B. W. Higman, *African and Creole Slave Family Patterns in Trinidad*, in: *Journal of Family History* 3 (1978) 2, S. 163–180.

Kind Einheiten.²⁵ Der Blick auf nur eine Plantage trägt jedoch, wie die Untersuchungen von Fog Olwig gezeigt haben. Nicht nur kam es zu einer Reihe von sexuellen Kontakten und Partnerschaften über die Grenzen einer einzelnen Plantage hinweg, sondern durch dieses System entstanden auch Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen Plantagen, die in vielen Fällen hilfreich sein konnten. Auf der eigenen Plantage konnte man im täglichen Leben auf die mütterliche Verwandtschaft (Brüder, Onkel, Tanten, Cousinen) zurückgreifen, die väterliche Verwandtschaft hingegen wurde bei besonderen Gelegenheiten aktiviert, so z.B. wenn es wegen Dürre auf der eigenen Plantage zu Versorgungsproblemen kam, oder aber wenn es galt, einen entlaufenen Sklaven zu verstecken.²⁶ Die Mutter-Kind-Einheiten konnten somit auf ein größeres Netzwerk von Verwandten zurückgreifen, die allerdings nicht im selben Haushalt lebten. Die Rolle des Mannes innerhalb dieser matrifokalen Strukturen war daher auch weder unwichtig noch schwach, nur erstreckte sie sich nicht unbedingt auf seine eigenen Kinder und deren Mutter.

Zusammenfassend kann man davon ausgehen, daß sich im Laufe des 18. Jahrhunderts eine Zweiteilung herausbildete: Auf der einen Seite standen kleine Plantagen mit wenigen Sklaven, die stabile, sich selbst reproduzierenden Kernfamilien ermöglichten, auf der anderen intensiv bewirtschaftete Zuckerrohrplantagen, in denen die – zumeist männlichen – Sklaven in barackenartigen Siedlungen lebten und aufgrund des unausgeglichenen Geschlechterverhältnisses sowie der schlechten Lebensbedingungen die Reproduktionsrate niedrig war. Dieses Schema verdeutlicht allerdings auch, daß wir im Grunde sehr viel stärker chronologisch unterscheiden müßten. Leider liegen für die britische Karibik gute Zahlen und Untersuchungen nur für die Hochzeit der Zuckerrevolution zu Beginn des 19. Jahrhundert vor, so daß wir die früheren Familienstrukturen nicht erfassen können. Narrative Quellen sowie einige Daten aus der französischen und dänischen Karibik legen jedoch die Annahme nahe, daß in der Frühphase sowie dem 19. Jahrhundert die Möglichkeiten der Sklaven, sowohl Kernfamilien als auch polygame Familien zu gründen, sehr viel besser waren.²⁷ Im 19. Jahrhundert hingegen lag durch das absehbare Ende des Sklavenhandels sowie eine andere Mentalität die Gründung von Familien und höhere Reproduktion auch im Interesse der Pflanzer. Daran wird deutlich, wie sehr die Verschlechterung der Lebenssituation der Sklaven durch die Intensivierung der Plantagenwirtschaft zur Veränderung ihrer Familienstrukturen beigetragen hat.

25 Higman, *African and Creole Slave Family* (Anm. 24), Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2).

26 Fog Olwig, *Finding a Place* (Anm. 17), S. 350-52, und dies., „Women, ‘Matrifocality’“ (Anm. 23), S. 66f.

27 Gautier, *Sœurs* (Anm. 20), S. 62ff., Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 88f.; Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2), S. 28-30.

3. Sklavenleben im familiären Kontext

Wie haben wir uns nun das Leben einer Sklavenfamilie auf einer Plantage des frühen 19. Jahrhunderts vorzustellen?²⁸ Die Größe der Hütten variierte von Insel zu Insel, hing aber auch von der Intensität der Plantagenwirtschaft ab. Zumeist handelte es sich um strohgedeckte Holzhütten mit Fußböden aus gestampfter Erde, woraus eine Reihe von hygienischen Problemen resultieren konnte. Diese Häuser konnte sowohl von Kernfamilien als auch von mehreren Familien bewohnt sein. Auf Kuba und den französischen Antillen dominierten vor allem im 19. Jahrhundert in Zuckerboomregionen *barracones*, große Häuser, in denen jede Familie einen Raum bewohnte. Der Zugang zu diesen Baracken war für Männer und Frauen getrennt. Eine andere Variante war die Gruppierung mehrerer Hütten in einem Rondell, die dann über eine gemeinsame Küche verfügten. Vor allem mit der Intensivierung der Plantagenwirtschaft stieg die Tendenz, die Versorgung und Kinderbetreuung kollektiv zu organisieren. Ältere oder kränkliche Frauen wurden abgestellt, um diese Aufgaben zu übernehmen, während alle anderen, und zunehmend auch Kinder, Feldarbeit zu leisten hatten.²⁹

Die Beschaffung der Verpflegung für die Sklaven war ebenfalls zeitlichen und regionalen Veränderungen unterworfen. Auf den kleineren Plantagen erhielten die Sklaven im allgemeinen sogenannte Küchengärten, wo sie Gemüse und Haustiere halten und sich so selbst versorgen konnten. Hinzu kamen gelegentliche Rationen an Dörrfleisch oder Fisch. Dies führte schon bei kleinen, eigentlich nur zur Subsistenz geeigneten Grundstücken dazu, daß die Sklaven untereinander ihre Produkte austauschten oder verkauften. Häufig erhielten die sie auch etwas größere Grundstücke, mit deren Hilfe sie sich allerdings völlig selbst versorgen sowie die Möglichkeit erhalten sollten, etwas dazu zu verdienen. Selbstredend wurde dies häufig nicht beachtet, so daß die Grundstücke maximal zur Selbstversorgung reichten, und die Pflanzer meinten, auf weitere Verpflegung ihrer Sklaven verzichten zu können. Im 18. Jahrhundert dagegen fanden es viele Plantagenbesitzer offenbar wirtschaftlicher, alles zu importieren – Lebensmittel, Maschinen und auch neue Sklaven, wenn die alten an Mangelernährung, Krankheiten und Überarbeitung gestorben waren. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem aber nach dem Verbot des Sklavenhandels setzte hier ein Umdenken

28 Dieser Abschnitt folgt im wesentlichen den Ausführungen von M. Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 46-61.

29 Vgl. R. B. Sheridan, *Strategies of Slave Subsistence*, in: M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wage Slaves: Dynamics of Labour Bargaining in the Americas*, London/Kingston/Bloomington 1995, S. 48-67, sowie die recht anschaulichen Beschreibungen der Feldarbeit, gerade auch von Frauen, bei B. Moitt, *Women, Work and Resistance in the French Caribbean during Slavery, 1700-1848*, in: V. Sheperd/B. Brereton/B. Bailey (Hrsg.), *Engendering History. Caribbean Women in Historical Perspective*, London/Kingston 1995. Zahlen zur Entwicklung des Frauenanteils an den Feldarbeitern für Jamaica finden sich bei Sheridan, *Doctors and Slaves* (Anm. 20), S. 240.

ein. Angesichts steigender Preise bzw. Nachschubschwierigkeiten, aber auch philanthropischer Überlegungen, achtete man nun stärker auf die Gesundheit und Versorgung der Sklaven, um ihre Lebensdauer und Reproduktion zu steigern. Im 19. Jahrhundert reichten die meisten Grundstücke offenbar aus, um eine fünfköpfige Familie zu ernähren und dieser noch einige Überschüsse zum Verkauf auf den lokalen Märkten zu lassen. Damit wurde es vor allem den Sklaven in der spanischen Karibik, die die höchsten Raten an Freigelassenen aufwies, ermöglicht, sich nach einiger Zeit die Freiheit zu kaufen (*coartación*).³⁰ Gleichzeitig förderte dies auch die Ausbildung einer Hierarchie unter den Sklaven, die sich z.T. gegenseitig für verschiedene Arbeiten anheuertem bzw. solche, die nur ein sehr kleines Stück Land zur Verfügung hatten, zwangen, sich bei anderen wohlhabenderen Sklaven zu verdingen.

Dies führt zu der Frage, nach welchen Kriterien die Grundstücke verteilt wurden und ob es z.B. geschlechtsspezifische Unterschiede gab. Theoretisch existierten sie nicht, aber es gibt Hinweise, daß sowohl die Pflanzler als auch die Sklaven selbst die Gesetze so auslegten, daß Frauen ein kleineres Grundstück zustand und daß die Kontrolle über das gesamte Land im Falle von Familien dem Mann zustand. Die Rodung der Grundstücke war im allgemeinen Angelegenheit der Männer, während die Frauen das Land bearbeiteten. Auf Martinique hatte sich die Sitte herausgebildet, daß an den freien Tagen die Frauen das Land bestellten, während sich die Männer irgendwo gegen Lohn verdingten. Welche Auswirkungen diese Arbeitsteilung auf das Geschlechterverhältnis hatte, ist umstritten. Patterson vertritt die Auffassung, daß die Frauen durch die Verfügung über das Land und dessen Produkte eine gewisse Unabhängigkeit erhielten, die es für sie wenig sinnvoll erscheinen ließ, noch einen Mann in den Haushalt zu holen. Damit hätte diese Arbeitsteilung auch den matrifokalen Haushalten Vorschub geleistet. Andererseits kann man eindeutig feststellen, daß in denjenigen Haushalten, in denen Männer lebten, diese dominierten, und Mintz bezweifelt, daß Frauen tatsächlich eigene Versorgungsgrundstücke zugesprochen wurden.³¹ Wasern holen, kochen, die Hütte sauber halten etc., all dies war Sache der Frauen und ihrer kleinen Töchter. Ob ihnen dies vor allem unendlich viel Arbeit brachte, wodurch sie vor allem zur Erntezeit wohl kaum zum Schlafen kamen, oder ob damit auch Prestige erworben werden konnte, ist umstritten, wie dies ja auch für andere Gesellschaften kontrovers diskutiert wird. Überhaupt ist die Frage der Verhältnisse der Sklaven untereinander und innerhalb der Familien oder nicht-ehelichen Beziehungen ein Problem, über das wir aufgrund der Quellenlage kaum gesicherte Aussagen treffen können. Wir können aber vermuten, daß die Arbeit auf den eigenen Grundstücken sowie

30 Vgl. die Schätzungen über die möglichen Erträge dieser Grundstücke bei Morrissey, *Slave Women* (Anm.20), 52-55. Sheridan, *Slave Strategies* (Anm. 29), beurteilt die Situation kritischer.

31 Vgl. die Zusammenfassung der Diskussion bei Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 57-59 und 92f.

der Verkauf der dort geernteten Produkte oder des Fleisches den Sklaven nicht nur ein Stück Unabhängigkeit zeitlicher wie materieller Art gab, sondern auch Anlaß zu vielerlei Kontakten mit anderen Sklaven beiderlei Geschlechts – sowohl ihrer eigenen Plantage als auch derjenigen benachbarter. Hier spielten sich vermutlich auch die vielen sexuellen und familiären Kontakte über die Plantagengrenzen hinweg.³²

Nur eines kann man eindeutig konstatieren, daß mit zunehmender Intensität der Plantagenwirtschaft, die alle Sklaven, gleich ob Männer, Kinder oder Frauen völlig in den Produktionsprozeß einband und die Versorgung durch billiges Dörrfleisch und andere importierte Lebensmittel regelte, sowohl die Männer als auch die Frauen die wenigen Möglichkeiten, über Bearbeitung von Land oder Verkauf kleinerer selbstproduzierter Waren ihr Einkommen, ihren Status und ihre Autorität zu erhöhen, weitgehend verloren.

4. Die Familienstrukturen der Schwarzen und ihre Gründe

Welche Schlüsse können wir aus den angeführten Daten im Hinblick auf die Frage nach den Ursachen für die Familienstrukturen in der Karibik ziehen? Beginnen wir mit den ökonomischen Bedingungen: Das aufgezeigte Kontinuum von kleinen Produktionseinheiten, in denen stabile Kernfamilien dominierten bis hin zu fabrikmäßig organisierten Zuckerrohrplantagen mit zu meist alleinlebenden Männern und Frauen zeigt, daß die wirtschaftlichen Faktoren eine wichtige Rolle spielten. Dennoch können sie allein nicht ausschlaggebende Rolle gewesen sein, wie vor allem der Vergleich mit den indischen Familien auf Trinidad und in British-Guayana deutlich macht. „Klassenlage und Einkommensverhältnisse der Inder waren ähnlich, wenn nicht gar schlimmer als jene der Schwarzen, ihre Kultur der Ehe und Familie war jedoch eine völlig distinkte, gekennzeichnet durch vergleichsweise stabile Eheformen und eine starke Position des Ehemannes und Vaters in Familie und Haushalt.“³³

Das Geschlechterverhältnis kann in diesem Falle ebenfalls nicht herangezogen werden. Im Laufe der Jahrhunderte war es mehreren Schwankungen unterworfen, kehrte sich auf einigen Inseln sogar von einem Männer- zu einem Frauenüberschuß um, ohne daß sich an den Familienstrukturen wesentliches geändert hätte.³⁴ Natürlich hatte es gewisse Auswirkungen, aber ein linearer Zusammenhang von zahlenmäßigem Geschlechterverhältnis und

32 Fog Olwig, *Women, 'Matrifocality'* (Anm. 23), S. 66-71; dies., *Finding a Place* (Anm. 17), S. 350-353; sowie M. Mullin, *Slave Economic Strategies: Food, Market & Property*, in: M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wage Slaves* (Anm. 29), S. 68-78, hier 72.

33 Ortmayr, *Familie* (Anm. 10), S. 33.

34 Morissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 32-45. Auf den meisten Inseln hat sich das Verhältnis zudem nach dem Ende des Sklavenhandels ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgeglichen, kann also ab diesem Zeitpunkt nicht mehr ursächlich sein für matrifokale Strukturen.

Ehestrukturen verkennt die Komplexität der Geschlechterrelation. Zudem ist ein solcher Zusammenhang nicht nachweisbar.

Die Arbeitsökonomie ist sicherlich ebenfalls nicht unwichtig, wie die Korrelation mit der Intensität der Plantagenwirtschaft beweist, doch gibt es auch hier Gegenbeispiele aus anderen Regionen, in denen trotz des Zwangs zur Kooperation von Mann und Frau der Verheiratetenanteil relativ niedrig liegt.³⁵

Müssen wir damit den politisch-kulturellen Faktoren doch einen entscheidenden Stellenwert zumessen? Beginnen wir zunächst noch einmal mit der „Sklaverei-These“, deren Fragwürdigkeit bereits mehrfach angedeutet wurde. Sicherlich haben Sklavenhandel und -gesetzgebung auf die Familienbeziehungen eingewirkt, aber allein die Tatsache, daß die Abschaffung der Sklaverei auf den meisten karibischen Inseln nun schon eineinhalb Jahrhunderte zurückliegt, lassen den Wert dieser Erklärung zweifelhaft erscheinen. Auch ein Vergleich mit den USA, wo die schwarze Bevölkerung bis zur Mitte unseres Jahrhunderts eher niedrige Illegitimitätsraten und Mutter-Kind-Einheiten aufwies, relativieren den Einfluß der Sklaverei als solcher.

Gerade anhand dieses Vergleiches gewinnt die von Ortmayr angeführte Rolle der Kirche und Religion an Plausibilität. Wie anders erklärt sich sonst die Tatsache, daß die nordamerikanischen Sklaven nach der Emanzipation ihre Beziehungen zumeist kirchlich absegnen ließen, die karibischen Sklaven jedoch nicht. Auch der Unterschied zwischen der indischen und der schwarzen Bevölkerung Trinidads ist nur so hinreichend verständlich, denn die britischen Priester und Missionare hatten sie kaum um die schwarze Unterschicht gekümmert.³⁶

Sollte es daher doch eher das kulturelle Erbe Westafrikas sein, das dieses Verhalten bewirkt hat? Die These der beiden Herskovits ist zwar immer wieder anzutreffen, in der Forschung jedoch nicht mehr zu halten. Erstens stammten – entgegen ihrer Annahme – die in die Karibik verschleppten Sklaven nicht ausschließlich aus Westafrika, sondern viele waren aus dem Inland an die Küste gebracht worden, wo Polygamie und Matrifokalität nicht so weit verbreitet sind. Zweitens wurden matrifikale Strukturen sowohl bei mehrheitlich aus nicht-matrifokalen Kulturen stammenden Afrikanern als auch bei anderen Bevölkerungsgruppen in der Neuen Welt, vor allem bei den indianisch-europäischen Mestizen, angetroffen.³⁷

35 Ortmayr, Familie (Anm. 10), S. 32f.

36 Ebenda. Ders., Partielle Institutionalisierung (Anm. 16).

37 Morrissey, Slave Women (Anm. 20), S. 85-88; Gautier, Sœurs (Anm. 20), S. 17f.; Ortmayr, Familie (Anm. 10), S. 32f. Zu der mestizischen Bevölkerung, auf die der zuletzt angeführte Erklärungsansatz der geringeren religiösen Verankerung der Ehe ebenfalls angewandt werden kann, vgl. N. Ortmayr, Matrimonio, Estado y Sociedad en Guatemala (siglo XIX y XX), in: Centro de Estudios Urbanos y Regionales (Hrsg.), Territorio y Sociedad en Guatemala, Guatemala Ciudad 1991, S. 58ff., und B. Potthast-Jutkeit, Haushalts- und Familienstrukturen in Lateinamerika: Die Folgen von kolonialer Herrschaft und ethnischer Vermischung, in: F. Edelmayer/B. Hausberger/M. Weinzierl

Bleibe noch die von Verena Martínez-Alier (Stolcke) angeführte soziale Ungleichheit, doch läßt sich hier ein ähnliches Gegenargument anführen, daß es nämlich solche Strukturen ebenfalls in anderen Gesellschaften gibt, die sich nicht durch Heiratsbeschränkungen und große soziale Ungleichheit basierend auf ethnisch-rassischen Kriterien auszeichnen, wie z.B. Paraguay. Ferner kann man dieses Phänomen eigentlich nur auf die spanische Karibik anwenden. Nur dort ist es zu einer nennenswerten Vermischung und Konkubinatsbeziehungen zwischen Weißen und Schwarzen gekommen, nicht hingegen in der britischen Karibik, in der die beiden Gruppen sehr viel stärker voneinander getrennt lebten und die Vermischung im allgemeinen über flüchtige Beziehungen nicht hinausging.³⁸

Was bleibt also noch an speziellen Charakteristika der Sklavenfamilie, wenn sich viele Züge auch bei anderen Bevölkerungsgruppen finden? Erstens die Erkenntnis, daß auch Sklaven versuchten, ihnen vertraute und gemäßige Familienstrukturen unter schwierigsten Bedingungen aufrecht zu erhalten. Die Möglichkeiten – und der Wille – der Sklavenalter, dies zu verhindern, wurden dagegen offenbar überschätzt.³⁹ Wie die Forschung auch für andere Felder konstatiert hat, ist die Familie in vieler Hinsicht nicht nur der „missing link“ zwischen Individuum und Gesellschaft,⁴⁰ sondern auch ein aktiver Part innerhalb dieses Wechselverhältnisses. Aus dieser Perspektive stellt die Sklavenfamilie nicht nur eine Form von Widerstand gegen, sondern auch eine Anpassung an bzw. Reaktion auf das Sklavereisystem dar.⁴¹ Wenn aber die Sklavenfamilie eine aktive Rolle bei der Gestaltung der Lebensverhältnisse spielte, sollte uns dies dazu veranlassen, das System einmal aus einer

(Hrsg.), Die beiden Amerika. Die Neue Welt unter kolonialer Herrschaft (Historische Sozialkunde Bd. 7), Wien 1996, S. 177-192, sowie dies., The Ass (Anm. 16) und Moral pública (Anm. 16).

- 38 Allerdings ist ethnische Vermischung durchaus ein Faktor, der Matrifokalität fördert. Vgl. hierzu B. Potthast-Jutkeit, Haushalts- und Familienstrukturen“ (Anm. 37), detaillierter dies., Die Entstehung des 'mestizischen Familienmodells': Das Beispiel Paraguay, in: dies. (Hrsg.), Kolonialismus und Familie (im Druck).
- 39 D. Castañeda, The Female Slave in Cuba during the first half of the Nineteenth Century, in: V. Shepherd u.a., Engendering History (Anm. 29), die noch sehr stark diesen Aspekt betont und eine Reihe von Beispielen bringt, in denen dann aber gerade Familienmitglieder, z.T. von anderen Plantagen, dagegen klagten. Selbst wenn diese Intervention oft nicht erfolgreich war, zeigt die Tatsache als solche die Bedeutung der Familie und ihren auch über die Plantagengrenzen hinaus bestehenden Zusammenhalt.
- 40 Vgl. T. Hareven, The history of the family and the complexity of social change, in: American Historical Review 96 (1991), S. 95-124, sowie dies., What Difference Does It Make?, in: Social Science History, 20 (1996) 3, S. 317-344.
- 41 Fog Olwig, Finding a Place (Anm. 17), 356, faßt dies folgendermaßen zusammen: „It involved response, in that it helped the slaves reproduce themselves, thus providing a labor force for the plantation. In involved resistance, because in the act of reproducing themselves, the slaves created their own social system that provided them with an autonomy and a self-reliance that made it possible for them to resist many of the planters' attempts at subjugation.“

anderen Perspektive zu betrachten und die Sklaven nicht nur in einer passiven Opferrolle zu sehen. Sicherlich geht die These, die Gründung von Familien seitens der Sklaven sei als eine Form des Widerstandes anzusehen, etwas zu weit,⁴² doch ist Michael Craton zuzustimmen, wenn er seine Untersuchungen zur Sklavenfamilie folgendermaßen zusammenfaßt: „*In this light, we evaluate slavery not by the manner in which it controlled and shaped slaves' destinies, but by the degree to which it allowed slaves to make lives of their own.*”⁴³

42 Vgl. Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), 14, S. 96-98.

43 Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2), S. 35.

Michael Zeuske

**Die diskrete Macht der Sklaven.
Zur politischen Partizipation von Afrokubanern
während des kubanischen Unabhängigkeitskrieges
und der ersten Jahre der Republik (1895–1908) –
eine regionale Perspektive**

1. Einleitung

Die Region um die Orte Lajas, Cruces und Palmira im Hinterland von Cienfuegos war eines der wichtigsten Zuckeranbaugebiete der Provinz Santa Clara (oder Las Villas). Besonders die Centrales (Zuckerfabriken) und die Zuckerfelder um die Ortschaften wurden, nachdem im Unabhängigkeitskrieg die „Invasion“ der Provinz im Dezember 1895 durch Streitkräfte der Separatisten¹ unter Máximo Gómez und Antonio Maceo begonnen hatte, recht gut verteidigt. Cruces etwa galt den Separatisten als „extrem spanienfreundlicher Ort“². Santa Isabel de las Lajas, kurz Lajas,

1 Der Autor dankt Orlando García Martínez (Archivo Provincial de Cienfuegos) und Rebecca J. Scott (University of Michigan) für die kritische Diskussion einer Reihe von Thesen des vorliegenden Aufsatzes. Wir benutzen das Konzept „Separatisten“ im gleichen Sinne wie L. A. Pérez Jr., *Cuba between Empires, 1878–1902*, Pittsburgh 1983, S. 89 und *passim*. Dieses Konzept zielt vor allem darauf ab, daß im kubanischen Lager des Krieges das offizielle Hauptziel wohl die „Independencia“ von Spanien war, aber diese Unabhängigkeit sehr unterschiedlich verstanden wurde, so daß der kleinste gemeinsame Nenner eben die Trennung von Spanien war. Wie dieses Konzept des Separatismus allerdings von den Mambises der ruralen Gebiete verstanden wurde, zeigt sich in: United States National Archives (USNA), Record Group (RG) 76, Records of Boundary and Claims Commissions and Arbitrations. International Claims, Spain, Convention of 1898, case files, c. 1901-10, Entry (E-) 352, Claim (C) 387 (Atkins), Deposition of Pedro Fernández, S. 9. Fernández war während des Krieges Leutnant in der „Brigada de Cienfuegos“. In seiner Zeugenbefragung vor der „Spanish Treaty Claims Commission“ wurde er gefragt: „Were you at any time with the separatist forces on the Central Soledad? [Antwort:] You call the separatists the revolutionary forces?“. Siehe auch den Artikel von Juan Gualberto Gómez „¿Por Qué Somos Separatistas?“, in: *Revista Cubana*“, zit. nach: *Pensamiento y política cultural cubanos*, compilación N. N. Sánchez/G. Fernández Mayo, La Habana 1986, S. 36-38, der bei der Beantwortung der Frage, warum die Kubaner Separatisten seien, den Entwicklungsvorsprung der Insel in „Industrie und Kultur“ sowie den amerikanischen Republikanismus als Hauptargumente benutzt; siehe auch: L. Horrego Estuch, Juan Gualberto Gómez, La Habana 1954.

2 „pueblo eminentemente español“: Brief von Coronel José Braulio Alemán, Jefe de la Brigada de Cienfuegos vom 20.4.1896 an Serafín Sánchez, Mayor General, Jefe del Cuarto Cuerpo über Angriff auf Cruces, in: Archivo Provincial Histórico de Villa Cla-

hatte wegen der Stärke des Autonomismus immer eine gewisse Sonderstellung. Die nationale „Meisterperspektive“ dieser „Invasion“ der Oriente-Truppen in die zentralen Zuckergebiete der Insel stellen die „Crónicas de la Guerra“ von José Miró y Argenter dar³. Der eigentümliche Begriff der „Invasion“ erfaßt genau die Mentalität der „Serranos“ (Gebirgsbewohner) aus Oriente bei ihrem Vormarsch gegen die „fremden“ – und flachen – Gebiete der Sklaverei und des Zuckers im Westen der Insel⁴. Die Anlagen zur Produktion von Rohr und Zucker waren ein bevorzugtes Angriffsobjekt⁵ der „Invasoren“.

In der bisherigen Literatur ist, fast a priori, angenommen worden, daß die ehemaligen Sklaven sich nach der Aufhebung der Sklaverei 1886 nicht nur der Modernisierung der Zuckerproduktion durch Abwanderung nach Oriente entzogen, sondern seit 1895 auch in größeren Mengen dem Ejército Libertador Cubano (E.L.C.) angeschlossen hätten. Die quantitative Partizipation von Schwarzen⁶ wird in der Literatur bereits im „Zehnjährigen Krieg“ (1868–1878)⁷ sowie in der sog. „Guerra Chiquita“ (1878–1880)⁸, vor allem aber während des Unabhängigkeitskrieges 1895–1898⁹, als entscheidend dargestellt.

Edwin F. Atkins (1850–1926), ein Zuckermagnat aus Massachusetts und Haventeyer-Repräsentant in Kuba, der ein Central („La Soledad“) in der Nähe von Cienfuegos besaß, schätzt den Anteil Schwarzer im Ejército Libertador auf rund 80 Prozent.¹⁰ Schwarze Autoren reklamieren einen 85

ra (APHVC), Fondo: Colección de documentos del Ejército Libertador (FCDEL.C), exp. 119, leg. 2 (15 al 20 de Abril de 1896), f. 7.

3 J. Miró y Argenter, *Crónicas de la Guerra*, 3 Bde., La Habana 1970.

4 Pérez Jr., *Cuba Between Empires* (Anm. 1), S. 105f.

5 Siehe etwa den Brief von José B. Alemán an Serafín Sánchez über die Angriffe auf Centrales und Colonias, APHVC, FCDEL.C, Exp. 122, leg. 2 (20 de abril de 1896), Título: Expediente que contiene correspondencia enviada por José B. Alemán al Mayor General Serafín Sánchez, en la que le informa sobre las actividades realizadas por la Brigada de Cienfuegos.

6 Wir benutzen hier den Begriff „Schwarze“ und „Afrokubaner“ in Autorensprache und Interpretation, obwohl es moderne Begriffe sind, die für das 19. Jahrhundert keinerlei Bedeutung haben. Das Konzept „Afrokubaner“ hat erst mit den Arbeiten von Fernando Ortiz Verbreitung gefunden. Zugleich benutzen wir in der Analyse an entsprechender Stelle die historischen Rassenkonstrukte, nicht zuletzt, weil sie trotz ihrer ideologischen Gebundenheit und der zugrundeliegenden rassistischen Mentalität erhebliche Trennschärfe haben und weil die Sprache der modernen „political correctness“ dazu tendiert, historische Rassenprobleme zu verwischen und soziale Gruppen „national“ einzuebnen.

7 A. Ferrer, *Esclavitud, ciudadanía y los límites de la nacionalidad cubana: la guerra de los diez años, 1868–1878*, in: *Historia Social*, Valencia, Nr. 22/1995 (II), S. 101–126.

8 Dies., *Social Aspects of Cuban Nationalism: Race, Slavery, and the Guerra Chiquita, 1879–1880*, in: *Cuban Studies* 21 (1991), S. 37–56.

9 A. Helg, *Our Rightful Share. The Afro-Cuban Struggle for Equality, 1886–1912*, Chapel Hill/London 1995.

10 E. F. Atkins, *Sixty Years in Cuba*, New York 1980 [Erstausgabe Cambridge 1926], S. 178.

Prozent-Anteil¹¹; andere Schätzungen verweisen auf etwa 70 Prozent¹². Jorge Ibarra führt eine Zahl von 60 Prozent an¹³. Alejandro de la Fuente benutzt eine allgemeine Zahl von rund 50 Prozent, um das aktive politische Potential von Afrokubanern – sei es für Wahlen oder für andere politische Aktivitäten – zu charakterisieren¹⁴. Welche Schätzungen aber auch immer zur Basis genommen werden, es herrscht Einmütigkeit darüber, daß die Schwarzen das Rückgrat der Befreiungsarmee¹⁵ bildeten. Schwarze stellten 1898 auch 40 Prozent des Offizierskorps und 22 von 140, d.h. etwa 16 Prozent der Rebellen generale waren Neger oder Mulatten, wie Antonio Maceo und sein Bruder José Maceo¹⁶. Pérez Jr. schreibt: „The Liberation Army consisted principally of peasants and rural workers, with blacks well overrepresented in insurgent columns and accounting for some 40 percent of the senior commissioned ranks of the army.“¹⁷

Trotz dieser Annahmen über eine hohe Beteiligung Schwarzer gibt es keine ernstzunehmende historische Untersuchung zu diesem Problem, weder in den Arbeiten von Portuondo Linares¹⁸, Deschamps Chapcaux¹⁹, Fernández Robaina²⁰ oder neuerdings Helg²¹ und Hevia Lanier²². Es handelt sich bei den neueren Arbeiten, die nach den großen und außerordentlich nützlichen Synthesen von Luis Pérez Jr.²³ entstanden sind, weiterhin um nationale „overviews“, die den Grundfehler haben, Aussagen aus Quellengut, das meist in Havanna oder anderen Zentralarchiven gesammelt worden ist, auf alle Regionen Kubas „hochzurechnen“. Das entspricht nicht mehr den heutigen Möglichkeiten der Historiographie und verdeckt die komplizierten regionalen und lokalen Grundprozesse der kubanischen Geschichte.

In vorliegendem Aufsatz interessiert uns die Beteiligung von ehemaligen Sklaven und freien Farbigen, die in vielfältigen familiären oder histo-

11 R. Formoselle, *Política y color: la guerrita de 1912*, Montevideo 1974, S. 26.

12 Pérez Jr., *The Evolution of the Cuban Military, 1492–1986*, Miami 1987, S. 78.

13 J. Ibarra, *Cuba: 1898–1921. Partidos políticos y clases sociales*, La Habana 1992, S. 187.

14 Es handelt sich um eine quantitative Aussage, die aus der zeitgenössischen Presse extrahiert wurde. Vgl. A. de la Fuente, *Race and Inequality in Cuba, 1899–1981*, in: *Journal of Contemporary History*, London/New Delhi, vol. 30 (1995), S. 131–168.

15 J. M. Hernández, *Cuba and the United States. Intervention and Militarism, 1868–1933*, Austin 1993, S. 52.

16 Ebenda.

17 Pérez Jr., *Cuba Between Empires* (Anm. 1), S. 106.

18 S. Portuondo Linares, *El Partido Independiente de Color*, La Habana 1950.

19 P. Deschamps Chapeaux, Rafael Serra y Montalvo; obrero incansable de nuestra independencia, La Habana 1975.

20 T. Fernández Robaina, *El negro en Cuba 1902–1958. Apuntes para la historia de la lucha contra la discriminación racial*, La Habana 1990.

21 Helg, *Our Rightful Share* (Anm. 9), passim.

22 Hevia Lanier, Oilda, *El Directorio Central de las Sociedades Negras de Cuba, 1886–1894*, La Habana: Editorial de Ciencias Sociales 1996.

23 Pérez Jr., *Cuba Between Empires* (Anm. 1), passim.

rischen Beziehungen zur Sklaverei standen, vor allem als Basis für die Klärung des Grundproblems ihrer Partizipation an der politischen Kultur einer Gesellschaft unmittelbar nach der Aufhebung der Sklaverei (1886).

Das Basiselement der Partizipation stellten zweifelsohne, verborgen in den institutionellen Formen (Armee, Parteien, Organisationen), die Klientelschaften dar. Vor allem sie waren die Träger möglicher „Allianzen“ zwischen schwarzen und weißen Kämpfern des antikolonialen Krieges. Sie existierten aber weit über die Periode des Krieges hinaus. Die Analyse der Klientelschaften enthüllt auch die Dynamik zwischen den regionalen Strukturen (Wirtschaftsformen, Klassen, Eigentums- bzw. Besitzverhältnissen), der Mobilisation im Kampf für oder gegen die Separation von Spanien (Gruppen von Akteuren, Militärformationen, Organisationen, Gesellschaften und Parteien) und den Konflikten um die „Konstruktion“ des neuen Staates und um die politische Macht nach dem Abzug der Kolonialmacht.

Unter diesen Aspekten bedürfen die oben erwähnten Annahmen der Überprüfung, denn wichtige Kerngruppen ehemaliger Sklaven der Untersuchungsregion, vor allem die der Familie Terry (Central „Caracas“), aber auch des Grafen Moré (Central „Santísima Trinidad“) sowie von Agustín Goytizolo (Central „San Agustín“) – den drei größten Besitzern der Region – waren in der Nähe der Zuckerfabriken angesiedelt worden; die Terry-Familie hatte sogar Territorium in Lajas gekauft und in kleinen Parzellen an Stamarbeiter und Familien aus der Gruppe der ehemaligen Sklaven vergeben (Barrio „La Guinea“). Es gab also ehemalige Sklaven – und nunmehrige Zuckerarbeiter –, die relativ privilegiert waren. Sie konnten, wie auch die Besitzer der Zuckerfabriken, kaum großes Interesse an revolutionären Umbrüchen haben, die sich 1869 immer mit Störung, Stillstand oder gar Zerstörung der Zuckerproduktion einhergingen und ihnen die Lebensgrundlage raubten.

2. Quellen

An *Quellenkomplexen* zur Überprüfung der Annahmen in einem regionalen Rahmen stehen zur Verfügung:

A) Zeitgenössische *Militärlisten* der in der Zone von Cienfuegos und in der Provinz Las Villas operierenden Militäreinheiten des E.L.C. Diese Quellen haben den Vorteil, daß sie recht genaue Aussagen über die wirkliche Anzahl von Kämpfern und überhaupt Beteiligten zum jeweiligen Zeitpunkt („Gefechtsstärke“) geben und außerdem die Herkunftsorte der Mambises verzeichnen. Nach dem Ende des Unabhängigkeitskrieges aufgestellte Listen haben in diesem Sinne den Nachteil, daß post festum viele in den Genuß des Ruhmes, des Status und der zu erwartenden Rentzahlungen bzw. Belohnungen für die Veteranen eines „siegreichen“ Revolutionsheeres kommen wollten. Allerdings haben diese Militärunterlagen auch die Nachteile eines schlechten materiellen Zustandes, und sie sagen nichts

über die Beteiligung am Krieg während des gesamten Zeitraumes 1895–1898 aus, und auch nichts über Gefallene, Gestorbene und nur selten etwas über Ausgeschiedene. Aber als „Momentaufnahmen“ vermögen sie wenigstens einen groben Überblick zu geben. Für die Jahre 1896 und 1897, etwa 1½-2 Jahre²⁴ nach Beginn der Kämpfe, am Ende einer schwierigen militärischen Formierungsphase, liegen die Listen der wichtigsten Einheiten vor, die vorwiegend der „Zweiten Division“ des „Vierten Korps“ des E.L.C. angehörten und im „Departamento Occidental“ operierten. Dieses Westdepartement entsprach in der zeitgenössischen territorialen Militärstruktur der Separatisten der Provinz Las Villas und den Provinzen Matanzas, La Habana und Pinar del Río. Die Einheiten des Vierten Korps selbst nutzten die Zonen von Cienfuegos und die Regionen nördlich der Provinzhauptstadt Santa Clara (zwischen Morón im Osten und Corralillo im Westen) als Operationsbasis. Auch die Rückzugsgebiete dieser Einheit lagen in der Nähe von Cienfuegos: der riesige Zapata-Küstensumpf (Ciénaga de Zapata) im Westen und das Guamuhaya-Gebirge (Escambray) im Osten der Stadt.

Das Vierte Korps des E.L.C. hatte 1898 eine Grundstruktur von Divisionen und Brigaden, die die Regionen in der Provinz Las Villas nachzeichnete.

1895, als das Korps gebildet worden war, standen einige größere lokale Klientelschaften, unter dem Befehl von Juan Bruno Zayas y Alfonso, Alfredo Rego oder unter José González Planas und Pedro Díaz in Las Villas, die sich nach der Schlacht bei Maltiempo (15. Dezember 1895) mit den aus Osten anrückenden Invasionstruppen vereinigten. Teile dieser lokalen Truppen wurden nicht dem Vierten Korps zugeordnet, sondern aus ihnen wurden zusätzliche Invasionseinheiten gebildet – wie etwa das Infanterieregiment „Invasor Villareño“ unter Antonio Maceo –, die 1895/96 die Insel von Ost nach West durchzogen. Es gehörte der Zweiten Brigade des Sechsten Korps des Westdepartments an, mit territorialer Basis in den Provinzen La Habana und Pinar del Río. Als Maceo und Zayas 1896 gefallen waren, übernahm der schwarze General Pedro Díaz aus Mayajigua (Remedios), vorher Befehlshaber der Infanterie bei Zayas, den Befehl des Sechsten Korps. Kernmannschaften dieses Sechsten Korps müssen deshalb zum Teil ebenfalls als Truppen aus der Provinz Las Villas gelten.

B) Wir verfügen weiterhin über die 1899/1901 erarbeitete offizielle *Veteranen-Liste* („*Indice*“)²⁵, die bei Kriegsende „die Lebenden und die Toten“

24 Die Quellen decken den Zeitraum zwischen Anfang Juli 1896 und Ende Februar 1897 ab.

25 *Yndice Alfabético y Defunciones del Ejército Libertador de Cuba. Datos compilados y ordenados por el Ynspector General del Ejército Libertador Mayor General Carlos Roloff y Mialofsky, ayudado del Jefe del Despacho, Comandante de Estado Mayor Gerardo Forrest, Editado oficialmente por disposición del General Leonard Wood, Gobernador Militar de Cuba, Habana: Ymprenta de Rambla y Bouza, Obispo 35, 1901 (Im folg.: *Indice*).*

des E.L.C erfassen sollte. Das *Indice* verzeichnet die Individuen mit der jeweiligen Namensform (ein Nachname bzw. zwei Nachnamen), die Namen der Eltern oder des jeweiligen bekannten Elternteils, den Rang und die Militäreinheit, in dem sich das jeweilige Individuum 1898 befand sowie das Datum des Eintritts in das E.L.C.

C) Das „*Archivo de la Comisión Revisora y Liquidadora de los Haberes del Ejército Libertador*“ im Nationalarchiv bietet weiteres Material.²⁶ Durch Dekret vom 18. August 1902 war eine Kommission zur Revision der Armeelisten unter dem Vorsitz von Máximo Gómez und den Generalen José Miró Argenter sowie Javier de la Vega als Beisitzer geschaffen worden. Diese Dokumente spiegeln in gewissem Sinne das von uns benutzte regionale und lokale Quellengut an zentraler Stelle wieder; sie fassen es zusammen, denn für jedes ehemalige Heereskorps wurden Subkommissionen in den Provinzen geschaffen. Das wichtigste Ergebnis der Arbeit dieser Kommissionen sind die im August und September 1903 in der „*Gaceta Oficial de la República de Cuba*“²⁷ publizierten definitiven Veteranenlisten mit den entsprechenden Auszahlungssummen nach Graden und Dienstzeiten.

D) *Notariats- und Gerichtsakten* über Erbschafts- und Kredit- und Finanzangelegenheiten aus den Jahren 1904 und 1905. Alle Mitglieder des E.L.C., die am Stichtag im August 1898 in den offiziellen Heereslisten firmierten und die vor den 1902 gebildeten Revisionskommissionen nachweisen konnten, daß sie wirklich im Befreiungsheer gedient hatten, waren berechtigt – je nach Dienstgrad und Dienstzeit – eine Vergütung aus dem Fonds der „*Haberes del Ejército Libertador*“ ausgezahlt zu bekommen. Da die Masse der Mambises aus den weißen und farbigen ländlichen Mittel- und Unterklassen kamen, die kaum finanzielle Mittel besaßen, begannen sie auf die Nachrichten, daß der Staat ihnen wirklich Geld auszahlen werde, Geld zu leihen oder gaben die Anteilsscheine als Sicherheiten bei Krediten. Diese Vorgänge schlugen sich in den Notariatsquellen nieder. Sofern die berechtigten Mambises 1903/04 schon tot waren, mußten ihre Erben

26 Archivo Nacional de Cuba (ANC), La Habana, Fondo: 182, legs.: 497. Fechas extremas de la documentación: 1902-196?; siehe auch: *Leyes y decretos referentes a la liquidación de los haberes del Ejército Libertador y al empréstito acordado para su pago*, La Habana 1903.

27 *Gaceta Oficial de República de Cuba*, La Habana. Die Listen des Vierten Korps erschienen im Anhang zur Nr. 30 bis zum Anhang zur Nr. 48, La Habana, Dienstag 4. August 1903 zum 25. August 1903 („Erledigte Fälle lebender Individuen“); Anhang zur Nr. 51 und zur Nr. 52, La Habana, Freitag 28. August und Mittwoch 29. August 1903 („Zurückgewiesene Anträge“ aller Korps); Anhang zur Nr. 56, 3. September („Tote“ des Vierten Korps) und Anhang zur Nr. 60 („Anträge, deren Entscheidung aussteht“ für alle Korps, ohne Erwähnung der konkreten Einheit; „zivile und militärische Elemente“, sowie eine „adición“ mit Namen derjenigen, die in den vorangegangenen Anhängen der *Gaceta* falsch geschrieben worden waren), Dienstag 8. September 1903.

nachweisen, daß ihnen das Erbe zustand. Daraus entwickelte sich die umfangreiche Aktengruppe der „*Declaratorias de herederos*“ (Erbenerklärungen).

E) Die Quellen der „*Military Intelligence Division*“ der US-Armee, die während der zweiten Okkupation Kubas durch die USA entstanden (1906-1909)²⁸, sowie die Quellen der „*Spanish Treaty Claims*“²⁹, die zunächst quellenmethodologisch eine komplementäre Sicht zu den Militärquellen von 1896/97 und dem „*Indice*“ darstellen. Die Akteure, die in ihnen beschrieben werden, waren in Klientelschaften organisiert, die sich 1895–1898 gebildet hatten. Der Grund für die zweite Intervention der USA war die sogenannte „*guerrita de agosto*“ (1906), eine gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Gruppen von Akteuren des kubanischen Separatismus und ihren Anhängern, jetzt verborgen unter den Bezeichnungen Liberale und Konservative („*moderados*“). Die Geheimdienstoffiziere der USA hatten ihr Zentrum in der Provinz Las Villas³⁰. Ihre Beobachtungsobjekte waren die Akteure und Mitglieder des *Ejército Libertador* von 1895–1898, die zuerst in den Militärlisten von 1896/97 auftauchen (sofern sie überlebt hatten). Die Klientelschaften, die sich während des antikononialen Krieges gebildet hatten, existierten weiter, obwohl das kubanische Heer 1899 offiziell aufgelöst worden war.

Diese beiden Quellenperspektiven auf Klientelschaften und Allianzen führen uns zu einem inhaltlichen Problem. Bei der Analyse der Klientelschaften lösen sich die traditionellen Zäsuren der kubanischen Historiographie (1898: Ende der Kolonialzeit; 1899–1902: Okkupation durch die USA; 1902: Beginn der sog. „Pseudorepublik“) auf. Zwischen 1904 und 1906 kam es zu schweren, auch bewaffneten Auseinandersetzungen um die nationale Macht, bei denen die zweite Reihe der Separatistengenerale und die Provinzeliten von Las Villas mit ihren Klientelschaften, organisiert in der Partei der „*Liberale*“ unter der Führung des Mambi-Generals José Miguel Gómez, gegen das von den USA etablierte „konservative“ politische System unter Estrada Palma und um die kubanische Präsidentschaft kämpften. Zu dieser Zeit galt die Liberale Partei als Interessenvertreterin der Schwarzen. Aus unserer regionalen Tiefenperspektive währt die mit dem Unabhängigkeitskrieg begonnene Transitionsphase eigentlich von 1895 bis 1908. Erst mit José Miguel Gómez setzte sich die kubanische Separatistenelite, die den Unabhängigkeitskampf von 1895–1898 getragen hatte und zugleich Durchschnittsvertreter kubanischer Provinzkaziken dar-

28 USNA, RG 395, Records of U.S. Army Overseas Operation and Commands, 1898-1942. Army of Cuban Pacification, Military Intelligence Division.

29 USNA, RG 76, Records of Boundary and Claims Commissions and Arbitrations. International Claims, Spain, Convention of 1898, case files, c. 1901-10.

30 Während in der Provinz Santa Clara 15 „*Information Districts*“ eingerichtet worden waren, gab es in Havanna nur einen dieser Distrikte und in Oriente, der „*Wiege der Unabhängigkeit*“ nur vier.

stellte, an die Spitze der nationalen Macht. Der erste Präsident Kubas, Tomás Estrada Palma (1902–1906), war im gewissen Sinne ein Import aus den USA, da er nach seiner Teilnahme am Zehnjährigen Krieg zwanzig Jahre in den USA gelebt hatte.

Wir haben mit den Quellen von 1896/97 (Militärlisten) einerseits und den Quellen des „Military Intelligence Service“ andererseits also zwei Originalperspektiven auf die Allianzen von schwarzen und weißen Kubanern vor uns, eine im Zeitsinne nach „vorn“, in die Zukunft gerichtet, eine im Zeitsinne „zurück“ gerichtet. Letztere entstanden im politischen Interesse, die im Krieg von 1895–1898 gebildeten Klientelschaften auszumachen und ihr gewaltsames Agieren im Kampf um die politische Macht zu verhindern. Außerdem benutzen die Quellen des „Military Intelligence Service“ wegen des angelsächsischen Rassismus der US-Offiziere eine recht klare Sprache in bezug auf die „negroes“.

3. Interpretationsprobleme

Das fundamentale methodologische Problem einer Analyse der Partizipation von Schwarzen besteht darin, festzustellen, wie denn überhaupt ehemalige Sklaven in den oben aufgeführten Quellen zu erkennen sind. Vom Zeitpunkt der endgültigen Aufhebung der Sklaverei (1886) an wird dieses Problem akut. Vorher existieren die Sklaven- bzw. Patronadolisten der einzelnen Plantagen (Ingenios), Centrales oder Besitzer. Wir bedienen uns dabei einer von uns entwickelten *onomastischen Methode*:

Während der Sklaverei hatten die neuen Sklaven („bozales“) bei ihrer Ankunft auf Kuba von den Plantagenbesitzern einen Namen nach afrikanischer Herkunftsregion erhalten, der oft eigentlich den afrikanischen Verschiffungshafen bezeichnete, wie Manuel Congo, Juan Arará, María Lucumí oder Pedro Mandinga usw.; auf den Plantagen geborene Kinder nahmen den „Namen“ der Mutter an. Im Laufe der Jahre nahmen die Sklaven die Namen der Besitzer an, die auch wechseln konnten, etwa bei Verkauf.

Das kastilische Namensrecht kennt, sofern neben der Mutter auch der Vater bekannt ist bzw. beide offiziell verheiratet sind, immer zwei Nachnamen („apellidos“) einer Person. Ein Neugeborenes erhält den ersten Nachnamen seines Vaters als ersten Apellido und den ersten Nachnamen seiner Mutter als zweiten Apellido.

Der erste Nachname des letzten Besitzers bzw. Patrons wurden dann 1886 zum „bürgerlichen“ Nachnamen der Freigelassenen („Libertos“ bzw. „Libertas“). Sie hatten in den meisten Fällen also nur einen Nachnamen statt der normalen zwei Apellidos. Damit sind sie grundsätzlich in offiziellen Dokumenten zu erkennen. In Dokumenten und Sklavenlisten der kolonialen Dokumentation sind sie auch durch die ideologischen Konstrukte „Schwarzer“ und „Mulatte“, spanisch „moreno“ (Brauner) bzw. „pardo“ (Mischling) oder in den femininen Formen „morena“ und „parda“ zu erkennen.

Zusätzlich beanspruchten Weiße, wenn sie nicht einen sehr niedrigen sozialen Status hatten, den dem Vornamen vorangestellten Titel „Don“ oder „Doña“. Bis 1893 sind ehemalige Sklaven und ihre Nachkommen, also auch Freigelassene in relativer Nähe zur Sklaverei, am Fehlen dieses sozialen Statuszeichens zu erkennen. Ab 1893 mußten in offiziellen Dokumenten alle Bürger mit diesem Titel genannt werden; die diskriminierenden Zusätze „moreno“ oder „pardo“ waren nicht mehr zulässig.

In einem anderen Quellentyp – den Wählerlisten der unter Kontrolle Spaniens noch 1898 durchgeführten Wahlen³¹ –, haben wir unter den 1655 Wählern die in der Mikroregion um Lajas/Cruces verbreitetsten „Sklavennamen“ ermittelt.

Tabelle 1: Verbreitetste Sklavenapellidos nach der Wählerliste von Lajas (1898)

Namen	Anzahl (%)
Terry	46 (24,6)
Hidalgo	24 (12,8)
Moré	34 (18,2)
Avilés	6 (3,2)
Madrazo	24 (12,8)
Mora	22 (11,7)
Barroso	2 (1,1)
Cruz	11 (5,9)
Pasalodo	8 (4,3)
Palacios	10 (5,3)
Gesamt	187 (99,9)

Die meistverbreiteten Namen in dieser Liste sind die von den Sklaven 1886 angenommenen ersten Apellidos der ehemaligen Besitzer Terry und Moré mit zusammen fast 43 Prozent. Daneben gab es eine Reihe weiterer „großer“ Sklavenapellidos. Mit ihnen und einigen weiteren, wie Abreu(s) (Ranchuelo); Cabrera; Pomber[t], auch Ponver, Ponvert („Hormiguero“ bei Cruces); Fowler, Ajuria; Morejón; Acea (Cienfuegos); Bacallao; Argudín; Armenteros (Trinidad/Matanzas); Goytizolo (Lajas/Cruces, „San Agustín“); Rosell; Jiménez (Giménez); Consuegra; Cruz; Cordero; Villareal;

31 „Lista por orden alfabético de apellidos y connumeración correlativa, de todos los vecinos mayores de veinte y cinco años que constan en el censo jeneral de población con expresión de la edad, domicilio, profesión y si saben leer y escribir“, siehe: Archivo Provincial de Cienfuegos (APC), Fondo Ayuntamiento de Lajas (FAL), leg. 3, exp. 161, inv. 1 (28 Enero – 2 Marzo 1898): „Expediente que contiene lista de vecinos mayores de 25 años que constan en el censo general de población“, f. 2r – 26r. Liste der eingeschriebenen Wähler von Lajas dar.

Suárez, Suárez del Villar (Trinidad); Iznaga, Yznaga (Trinidad); Lomba, García Lomba; Sarría (Cienfuegos, „Soledad“); Leblanc; Stuárt, Stuar, Stuard, Steward (Trinidad); Becquer (Becker, Trinidad); Sardañas; Montalvo (Cienfuegos, Trinidad); Dorticós (Cienfuegos); Jova (Cienfuegos), Drake, Dreke (Sagua la Grande), haben wir die oben genannten Quellenkomplexe analysiert.

Wie sind bei der Untersuchung von der oben genannten kolonialen Dokumentation der Wählerlisten ausgegangen, bei denen wir eine recht hohe Beteiligung von Schwarzen mit „großen“ Sklavenapellidos festgestellt hatten. In der Liste derer, die in Lajas ihre Stimme abgegeben hatten (1426 Männer, die 25 Jahre und älter waren) sind 216 Personen mit nur einem Nachnamen und 172 mit einem der am meisten verbreiteten „großen“ Sklavenapellido verzeichnet (41 Terry, 24 Mora, 20 Moré, 18 Hidalgo, 15 Madrazo, 15 Cruz, zehn Avilés, acht Palacios, sieben Barroso, sechs Abreu, vier Goytizolo, vier Pasalodos)³². Das bedeutet, daß in dieser kolonialen Dokumentation ein recht enge Verhältnis der Kategorien „nur ein Nachname“ zu „großem“ Sklavenapellido erscheint; es beträgt 172 von 216 (79,63 Prozent). Das bedeutet weiterhin, daß in der allgemeinen Gruppe der Farbigen, die Gruppe der Ex-Sklaven klar auszumachen ist und zudem mit rund vier Fünfteln recht groß ist. Die mittels des Kriteriums „großer“ Sklavenapellido gewonnenen statistischen Ergebnisse sind also durchaus aussagekräftig. Die Liste dieser zwölf Namen wird uns für andere Quellentypen als ein Art Meßlatte dienen.

Da wir bald feststellten, daß die „großen“ Sklavenapellidos in der Dokumentation auf separatistischer Seite in extrem niedrigen Zahlen vorkommen, stellt sich einerseits natürlich die Frage nach den Gründen, andererseits ergab sich die Notwendigkeit, das Untersuchungsfeld auf alle Personen mit nur einem Nachnamen auszuweiten, um so die Gruppe der ersten Generation von Nachkommen ehemaliger Sklaven zu erfassen.

Bei der Frage nach den Gründen wird neben der oben genannten eventuellen relativen Privilegierung angesiedelter ehemaliger Sklaven vor allem das komplizierte Thema des Autonomismus berührt. Der Autonomismus war neben dem Separatismus (Trennung von Spanien, Republikanismus und sozialrevolutionärer Independentismus) und dem Integrismus (Kuba ist integraler Teil des spanischen Imperiums) die politische Bewegung, die ein spanisches, aber weitgehend autonomes Kuba anstrebte³³.

32 Die Liste von 1426 Männern im Alter ab den vollendeten 25. Lebensjahr, die 1898 ihre Stimmen abgegeben hatten: Archivo Provincial de Cienfuegos (APC), Fondo Ayuntamiento Lajas (FAL), fondo sin procesar, sin foliación.

33 In letzter Zeit sind einige interessante Arbeiten über den Autonomismus erschienen, siehe: Diana Abad, Para el estudio del Partido Liberal (Autonomista), in: Idem, De la Guerra Grande al Partido Revolucionario Cubano, La Habana: Ed. de Ciencias Sociales, 1995, S. 86-123. Abad analysiert vor allem die Ideologie des Autonomismus auf nationaler Ebene und betont seine negative Rolle in bezug auf den Separatismus; siehe auch: L. M. García Mora, Del Zanjón al Baire: A propósito de un balance histo-

Allerdings waren die Autonomisten der kleinen Agrarstädte von Las Villas nicht die Autonomisten von Havanna. In der Provinz bestanden enge Beziehungen zwischen Autonomisten und Separatisten, die bis in die Familien reichten. In der Mikroregion, vor allem in Lajas und Cartagena, hatten Autonomisten wie die Rodríguez Feo, die Barroso, die Crespo, die Cruz und die Rumbaut Alkaldenposten wichtiger Munizipien inne. Sie dominierten, z.T. jahrzehntelang, die Munizipalverwaltungen. Autonomisten, zugleich lokale Kaziken, wie der Comandante Mariano Pino aus Cartagena, kämpften seit Beginn des Krieges auf Seiten der Separatisten. Auch in Städten wie Sancti Spiritus und Cienfuegos bestanden so enge Beziehungen zwischen beiden politischen Strömungen, daß etwa der Führer des Autonomismus von Sancti Spiritus, Dr. Santiago García Cañizares, bereits 1895 Innenminister der „República en Armas“ („Republik in Waffen“) wurde.

Emilio Terry, der Zuckermagnat, war einer der Führer des Autonomismus auf nationalem Niveau. Er spendete bereits in den Anfangszeiten des Krieges Geld für die Separatisten. Rafael Cabrera López Silvero, der Führer der Autonomisten von Cienfuegos, hatte im Zehnjährigen Krieg gekämpft und unterstützte die Separatisten auch im neuen Krieg. Trotz dieser engen Bindungen hielten sich allerdings auch viele Autonomisten vom bewaffneten Kampf fern. Möglicherweise war der reine Separatismus auch von weißen Klientelschaften dominiert. Es ist bekannt, daß sich der Weiße Higinio Esquerria 1893 in Lajas mit einer solchen Gruppe vorfristig erhob. Der schwarze Lokalführer von Lajas, José González Planas, hatte 1895, zu Beginn des Krieges, Konflikte mit Alfredo Rego, einem der Wortführer der weißen Separatisten von Lajas. Rego, der keinerlei militärische Erfahrungen hatte, wurde zum ersten Chef der „Brigada de Cienfuegos“ ernannt. González Planas dagegen, der erfahrene Offizier des Zehnjährigen Krieges, der in Lajas zudem die Gesellschaft „La Fraternidad“ gegründet hatte, mußte nach Remedios ausweichen, wo er Brigadechef wurde. Eventuell spielte aber die relative Privilegierung der angesiedelten ehemaligen Sklaven, die fast alle schon über vierzig Jahre alt waren, die wichtigste Rolle. Dazu kam, wie Esteban Montejo im „Cimarrón“ darlegt, die Enttäuschung über den Ausgang des Zehnjährigen Krieges.

Was die Ausweitung des Untersuchungsfeldes auf Träger nur eines Nachnamens angeht, so haben die Aussagen über diese Population den Nachteil, das in ihr auch Weiße vertreten sein können, die unehelich geboren worden waren; allerdings ergibt sich aus den damaligen Sozialnormen, daß das nur relativ kleine Prozentanteile sein können, da in diesen ländlichen Gebieten die Illegitimitätsraten unter den Weißen niedrig waren und aus der Sozialgeschichte der Sklavenfamilien bekannt ist, daß die Eltern-

riográfico sobre el autonomismo cubano, in: Cuba. Algunos problemas de su historia, hrsg. von J. Opatny, Prag 1995 (Ibero-Americana Pragensia, Suppl. 7/1995), S. 29-46.

teile kaum jemals heirateten. Die Kinder bewahrten traditionell den (einen) Nachnamen der mütterlichen Linie bewahrten. Das Kriterium „nur ein Nachname“ ergibt also einen Minimaltrend, der nicht vollständig repräsentativ ist, zumal einige ehemalige Sklaven, wie Esteban Montejo, obwohl ihre Eltern nicht verheiratet waren, 1886 zwei Nachnamen hatten einschreiben lassen. Wegen dieser Interpretationschwierigkeiten müssen im ungünstigsten Fall einzelne biographische Linien nach Namen von den Sklavenlisten vor 1886 bis hinein in die oben genannten Quellentypen verfolgt werden. Das ist zur Zeit nur mit den „Declaratorias de herederos“ möglich, da dort Dokumente beigebracht werden mußten, die eine soziale und zeitliche Tiefenanalyse ermöglichen. Zur endgültigen Klärung müssen Namen einzelner Individuen (1500-2000!) durch alle Quellentypen hinweg verglichen werden. Diese Materialfülle kann auch hartgesottene Empiriker zur Verzweiflung treiben. Für diesen Aufsatz konnten solche Vergleiche noch nicht vollständig geleistet werden.

Das engt das Untersuchungsfeld sehr ein, so daß für seriöse empirische Untersuchungen auf kleine Regionen zurückgegriffen werden mußte.

Für die Mikroregion von Lajas/Cruces handelt es sich um eine Gesamtpopulation von etwa 1500-2000 Personen, die in enger Beziehung zur Sklaverei standen.

Das Problem der Nachnamen kompliziert sich mit dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges, da hier die martianische Ideologie „Gleichheit“ zum wichtigsten Programmpunkt einer gleichzeitig angestrebten Revolutionierung der Gesellschaft erhoben hatte.

An erster Stelle stehen Grundpositionen der zeitgenössischen independentistischen Politik und Ideologie, die sich auf all die oben genannten „patriotischen“ Quellen auswirkten.

All die in den Quellen des E.L.C. (vor allem die Militärlisten von 1896/97) aufgeführten Militärkategorien (Soldaten, Unteroffiziere, Hauptleute, Obristen, Generale, Armeeführer)³⁴ galten Ideologen und Führern der Separatisten wie Martí oder Maceo als „Kubaner“ und Bürger eines zukünftig freien Knba. Die einzigen Distinktionen, zunächst militärische, sollten sich aus der Leistung im Kampf um die erstrebte Republik „con todos y para el bien de todos“ („mit allen und für das Wohl aller“, J.Martí, 1891) ergeben. Das stellte in Konkurrenz zur Integration der Schwarzen auf hispano-knhanischer Seite durch Integritismus und Autonomismus, ein

34 Nach 1898 haben sich in der zeitgenössischen Presse und – mit einiger Verzögerung auch in der Geschichtsschreibung – die Begriffe „Veteranen“ oder „Libertadores“, oftmals auch die romantisierende Benennung „Mambi“ bzw. „Mambises“ (Plural) für diese ehemaligen Soldaten und Offiziere eingebürgert. Während der erste und dritte Begriff meist alle Kämpfer des Ejército Libertador meinte und meint, speziell auch die nach 1902 in speziellen politischen Gruppierungen organisierten ehemaligen Soldaten („Movimiento de Veteranos“), wird der zweite Begriff zwar gelegentlich auch für alle ehemaligen Kämpfer verwandt, meist jedoch dient er zur Bezeichnung der militärischen Spitze des antikolonialen Kampfes (M.Gómez, A.Maceo, C.García u.a.).

anderes Integrationsangebot und -modell, wie schon 1868–1880 praktiziert, sowie ein Gleichheitskonzept³⁵ als Zielvorstellung dar. Eine reale Hierarchisierung des nationalen Konstrukts „Kubaner“ war also auf separatistischer Seite in den militärischen Rängen gegeben und – zumindest im offiziellen Diskurs – nicht mehr in Sozialdistinktionen und Rassennomenklaturen, wie sie die Spanier in der Kolonie verwandt hatten und verwandten. In der martianischen Ideologie und offiziellen Politik der Separatisten sollten alle Rassen gleich sein; der „Kubaner“ galt mehr als ein Schwarzer oder ein Weißer³⁶. Die separatistische Presse und die Mundpropaganda schrieb die Rassentrennungen und alle daraus resultierenden Probleme der Politik des spanischen Kolonialismus zu.

Aus dem Ideologischen Konstrukt des „Kubanners“ ergaben sich somit fast zwangsläufig eine Reihe von Verschleierungen und Konfliktverschleppungen gerade in Rassenfragen, die, wie in jeder revolutionären heroischen Illusion, sich einerseits durch gemeinsame Aktionen abschwächen und in der „nación soñada“ („Erträumte Nation“)³⁷ der Kubaner sowie ihrer politischen Form, der „neuen“ Republik, gänzlich verschwinden sollten. In bezug auf die Quellen führte diese Gleichheitideologie zum Phänomen des „Schweigens“ (A. Ferrer³⁸) der Quellen über Rassenfragen³⁹. Zum Schweigen kam die Blindheit des „race-blind egalitarianism“ martianischer Prägung. Konkret bedeutete dies zunächst Nichtnennung des Rassenstatus. In keiner der zeitgenössischen Listen der Separatisten finden sich die Bezeichnungen „moreno“, „pardo“ oder „blanco“ bzw. „asiático“ oder „chino“⁴⁰, während in der alltäglichen Sprache sicherlich noch die alten kolonialen Konstrukte „negro“ und „moreno“ sowie „pardo“, „mestizo“ oder „mulato“ („asiático“, „chino“) einerseits und „blanco“, „trigüño“ benutzt wurden.

Im „Cimarrón“ wird diese alltägliche Sprache faßbar. In den Listen des E.L.C. sind Rassenbezeichnungen, wenn überhaupt, nur in Eigen- und

35 Eine recht passable Darlegung und Analyse dieses Konzepts der „Rassengleichheit“ findet sich bei Helg, *Our Rightful Share* (Anm. 9), S. 7, 16–17, 105–06 und passim. Helg bezeichnet das Konzept allerdings als „Mythos“.

36 Die Konzepte der Rassengleichheit sind vor allem in den Artikeln von Martí, José, *Mi raza* (1893), in: Martí, *Obras Completas*, 27 vols., La Habana 1975, Bd. 2, S. 298–300 und: ders., *Los cubanos de Jamaica y los revolucionarios de Haití* (1894), in: ebenda, Bd. 3, S. 103–106, dargelegt.

37 *La Nación Soñada: Cuba, Puerto Rico y Filipinas ante el 98*, hrsg. von C. Naranjo/M. Puig-Samper, L. M. García Mora (Actas del Congreso Internacional celebrado en Aranjuez del 24 al 28 de Abril de 1995), Madrid (Aranjuez) 1996.

38 Ferrer, *The Silence of Patriots: Racial Discourse and Cuban Nationalism, 1868–1898* (unveröff. Material, von der Autorin freundlicherweise zur Verfügung gestellt).

39 A. L. Glasco, Juan Gualberto Gómez and W.E.B. DuBois: *National versus Racial Identity in Cuba and the United States*, in: W. Reinhard/P. Waldmann (Hrsg.), *Nord und Süd in Amerika. Gemeinsamkeiten, Gegensätze, Europäischer Hintergrund*, Bd. 1, Freiburg i.B. 1992, S. 474, spricht von „geheimnisvoller Stille“.

40 Seit 1847 waren ca. 150000 chinesische Kontraktarbeiter, vor allem aus der Region um Kanton, nach Kuba eingeführt worden.

Spitznamen oder Herkunftsbezeichnungen faßbar; Bezeichnungen, die von ihren Trägern offensichtlich gewünscht waren.

In Kenntnis der Rassenprobleme post festum, nach 1902, als die heroische Illusion verfliegen war, und der Diskussion um den realen – selbst nur quantitativen – Anteil schwarzer Menschen an der Transformation zur „Republik von 1902“, stellt diese Problematik die Forschung vor erhebliche Probleme.

Vor allem die Annahme von der „overrepresentation“ der Schwarzen im E.L.C., die mit der These von einer „race-alliance“ vor allem in den kämpfenden Truppen selbst, aber auch in den Lagern der „manigua“⁴¹, von Pérez Jr.⁴² und R. Scott⁴³ einhergeht, ist nicht unbegründet. Schwarze und Mulatten stiegen vor allem in der Anfangsphase der Kämpfe in Oriente 1895 in der Tat in höhere Militärposten (Hauptleute, Generäle, Obristen usw.) auf bzw. besetzten sie aufgrund ihrer im Zehnjährigen Krieg erworbenen traditionellen Legitimität wieder⁴⁴. Generale wie Jesús Rabí, Flor Crombet, Quintín Banderas, Guillermo Moncada, Pedro Díaz, José González Planas wie auch und besonders die Brüder José und Antonio Maceo gewannen damit auch beachtlichen Einfluß. Sie waren somit auch Symbole für Gleichheit und Integration eines – wenn auch quantitativ recht geringen – Teils afrokubanischer Männer im Krieg, soweit sie militärische Leistungen erbracht hatten. Allein diese Tatsache bildet eine Ausnahme in der westlichen Hemisphäre dieser Zeit, wie Aline Helg⁴⁵ zu Recht hervorgehoben hat. Aber bereits in dieser Phase gab es in der politischen Kultur des Separatismus eine ziemlich „rassistische“ Gegenpolitik, die ihr Zentrum im weißen „zivilen“ Regierungsrat der „Republik in Waffen“ („Consejo de Gobierno“: Salvador Cisneros Betancourt, Bartolomé Masó und andere) und in der Delegation der Separatisten im Ausland (Tomás Estrada Palma) hatte⁴⁶. Neben dieser politisch-sozialen Zerklüftung der Separatisten wurde die „militärische Gleichheit“ im E.L.C. während des Krieges immer wieder beschränkt, denn die Masse der ehemaligen einfachen Afrokubaner und Ex-Sklaven blieben Soldaten, von den ehemaligen Sklavinnen gar nicht zu

41 „Manigua“ bedeutet Busch, Wald; es hat eine ähnliche Bedeutung wie „maqui“ in Frankreich.

42 Pérez Jr., *Cuba Between Empires* (Anm. 1), passim; ders., *Politics, Peasants, and People of Color: The 1912 'Race War' in Cuba Reconsidered*, in: *Hispanic American Historical Review* 66 (August 1986), S. 509-539; ders., *Lords of the Mountain: Social Banditry and Peasant Protes in Cuba, 1878-1918*, Pittsburgh 1989.

43 R. J. Scott, *The Lower Class of Whites and the 'Negro Element': Race, Social Identity, and Politics in Central Cuba, 1899-1909*, in: *La Nación Soñada* (Anm. 37), S. 179-192; dies., *Relaciones de clase e ideologías raciales: acción rural colectiva en Louisiana y Cuba, 1865-1912*, in: *Historia Social*, 22/1995 (II), S. 127-149.

44 Diese Legitimität war durch Leistungen im ersten Unabhängigkeitskrieg 1868-1880 erworben worden, vor allem in Oriente aber durch die Ablehnung des Kompromißfriedens von Zanján (1878) und die nachfolgende „Guerra Chiquita“ (bis 1880).

45 Helg, *Our Rightful Share* (Anm. 9), S. 3ff.

46 Ebenda, S. 70-78.

reden. Zur gezielten „Einweißungspolitik“ mittels Offiziersernennungen seitens des Consejo de Gobierno kam eine Vielzahl subtiler Maßnahmen, wie Vergabe von Offizierspatenten an „Gebildete“ mit Universitätsabschluss, Nichtanerkennung von Ernennungen, die von Feldkommandeure vorgenommen worden waren, Dezimierung der wirklich kämpfenden, meist schwarzen Offiziere in Infanterie, Kavallerie und besonders in den Eskorten kommandierender Generale durch die Härte des Krieges. Das Ergebnis war eine Abbremsung sozialer Mobilität von Schwarzen und Dezimierung des Potentials einer weiterführenden sozialen Revolution.

Die soziale und wirtschaftliche Stellung, der Status und die Bildungsmöglichkeiten weißer Männer in der kolonialen Gesellschaft bis 1898, hatten bereits ihre dominierende Stellung in der Spitze der politischen Führung der Separatisten ermöglicht, nur sehr punktuell konterkariert durch die militärische oder politische und traditionale Legitimität einzelner Schwarzer (Antonio Maceo, Juan Gualberto Gómez). Diese gelangten allerdings während der Zeit der „República en Armas“ nirgends in offizielle politische Spitzenpositionen. Die soziale Grundlage dieser einzelnen farbigen Führungspersönlichkeiten stellte die Gruppe der altfreien Farbigen dar, die sich zwar schon zu städtischen und ländlichen Mittelschichten formiert hatten, aber in der offiziellen Mentalität unter dem Begriff „schwarze Rasse“ („*raza negra*“) zusammen mit den „negros“ sozial marginalisiert wurde. Durch die Härte des Krieges einerseits und die gezielte Politik des Consejo de Gobierno und einer ganzen Reihe von weißen Feldkommandeuren ergab sich eine Art negativer Synergie für die Farbigen. Hier findet der in der Literatur meist sehr positivistisch dargestellte Konflikt zwischen „Militärs“ und „Zivilisten“ eine seiner tieferen sozialpolitischen und demographischen Erklärungen. Die sozialen Ungleichgewichte spiegelten sich in der politischen Hierarchie der „República en armas“⁴⁷ und – mehr noch – in der der unabhängigen Republik ab 1902 wider.

Was die offiziellen Rechtsquellen nach der Gründung der unabhängigen Republik anbelangt, so ist erstaunlich, wie schnell und allgentein sich offene und verschleierte Rassenbezeichnungen vor allem in juristischen Dokumenten wieder durchsetzten. Das findet zum Teil seine Erklärung darin, daß praktisch das kolonial-spanische Rechtswesen, vor allem die Strafgesetzgebung⁴⁸, und seine Träger (Notare, Rechts- und Staatsanwälte) sowohl von Amerikanern wie auch von der Estrada Palma-Regierung übernommen wurden.

47 Traditionelle Bezeichnung für die von den Separatisten im Krieg geschaffene politischen Organisation, die formal alle Elemente eines Staates aufwies (Exekutive, Legislative, Verfassung).

48 Ebenda, S. 97f.

4. Organisation, Struktur und ethnische Zusammensetzung des Ejército Libertador Cubano

Die „modernen“ Benennungen in den Militärquellen verdecken eine sehr simple Tatsache. Die Einheiten der kubanischen Separatisten, vor allem die am Beginn des Aufstandes in Oriente und Las Villas gebildeten Truppen, waren eigentlich bewaffnete Klientelschaften von bestimmten traditionellen Führern, die durchaus mit den Begriffen *Candillo* und *Cazique*⁴⁹ zu erfassen sind. Ihr jeweiliges Verhältnis zu Schwarzen, Farbigen bzw. ehemaligen Sklaven prägte in gewisser Weise auch die Komposition ihrer zu Militäreinheiten umbenannten Anhängergruppen. Fotos aus der Zeit des Krieges geben erste Eindrücke. Rebecca Scott meint mit Bezug auf Bildquellen, die Einheiten des Vierten Korps darstellen, daß „General José de Jesús Monteagudo, for example, appears to have presented himself as a member of the white creole classes, surrounded by light-skinned officers. By contrast, the brigade led by Higinio Esquerro had significant numbers of Afro-Cuban Officers, and throughout the war, smaller bands under local leadership, often black or mulatto, controlled large sections of the countryside.“⁵⁰ Dieser Unterschied zwischen Esquerro und Monteagudo geht nicht nur aus den Fotos hervor, sondern läßt sich auch mit dem „Índice“ beweisen: Im Hauptquartier der Brigade von Cienfuegos (Zweite Brigade der Zweiten Division) gab es am Kriegsende zwei schwarze Offiziere in höheren Rängen, während im Hauptquartier der Zweiten Division unter Monteagudo direkt nur ein schwarzer Sub-Teniente diente. In der Einheit von Higinio Esquerro diente auch Esteban Montejo⁵¹. Allerdings sind Fotos vom Offizierskorps nicht sehr repräsentativ, da es seit 1896 einen ersten Zustrom von gebildeten Weißen und Autonomisten gab, die durch gezielte Politik des Regierungsrates schnell zu Offizieren befördert wurden. Selbst im Stab des schwarzen Brigadegenerals José González Planas, Sohn eines „negros de nación“, der nach einem Foto von 1898 41 Offiziere umfaßte,

49 M. Riekenberg, *Caudillismus. Zu einem Grundbegriff der spanischen und hispanoamerikanischen Geschichte*, in: *Neue politische Literatur*, 2 (1995), S. 237-253.

50 R. J. Scott, *Race, Class and Collective Action in Cuba, 1895-1902: Building Cross-Racial Alliances in the World of Cane*, in: *El Caribe entre imperios*, hrsg. von A. Díaz-Quifones, Río Piedras, Puerto Rico 1997, S. 131-156, 140, Anm. 18; R. Scott hat die Quellen der Fotothek des ANC, Reg. 104, Sobre 100, Caja M-11 sowie: Reg. 105, Sobre 101, Caja M-11 (H. Esquerro und andere); Reg. 102, Sobre 98, Caja M-11 (José de Jesús Monteagudo und andere) benutzt.

51 M. Barnet, *Cimarrón, La Habana* 1967, S. 152; 180. Vgl. auch M. Zeuske, *Der „Cimarrón“ und die Archive. Ehemalige Sklaven, Ideologie und ethnische Gewalt am Beispiel Kuba*, in: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 4 (1997) 8 (i.E.).

sind nur vier bis fünf Farbige erkennbar, darunter drei Schwarze (inclusive González Planas selbst).⁵²

Erst als die oberste Führung im Mai 1895 nach Oriente kam, begann die Organisation des Heeres nach „modernen“ Gesichtspunkten. Gleiches geschah in Las Villas mit der Ankunft der Expedition Sánchez-Roloff, die im Juli 1895, aus den USA kommend, an der Südküste der Provinz anlandete. Die Organisationsphase in Las Villas war erst im März 1896 beendet, als die Invasionstruppen die Provinz passiert hatten und Teile der Truppen, die die Invasion bis Pinar del Río mitgemacht hatten, zurückgekehrt waren.

Die politische Organisation soll hier nicht näher behandelt werden. Die militärische Organisation legte sich über die traditionellen Klientelschaften und verdeckte diese nur ungenügend. Vor allem in den Kerngebieten des Aufstandes, in Oriente und in Las Villas, blieben die Klientelschaften als Kerne der „modernen“ militärischen Organisation erhalten und erscheinen zum Teil auch in den Namen der Regimenter. Miró Argenter hebt diese Tatsache als „Organisationsfehler“ in seinen „Crónicas de la guerra“ hervor, ohne die sozialpolitischen Ursachen zu erwähnen: „... diese sog. Korps des Heeres ..., die nicht einmal Divisionen bildeten und diese [Divisionen] nicht einmal Brigaden bei geringer Zahl der Soldaten und einer exzessiven Überzahl an Offizieren; die Organisation war deshalb sehr ungleichgewichtig und zu keiner Zeit des Krieges geändert. Verschiedene Male versuchte man seitens des Generalstabes die Zahl der Brigaden und Regimenter zu verringern, denn einige waren es nur dem Namen nach. [...] Aber die verschiedenen Male vom Generalstab begonnene Reform zerschellte immer an den alten Gebräuchen des Geschaffenen in dem anderen Krieg [1868–1878 – M.Z.] und es blieb bei dem Ungleichgewicht, das noch vermehrt wurde... Es war deshalb ein Anfangsfehler, und es gab nicht genügend Energie, um ihn auszurotten.“⁵³ AHein 1896 hatte das Vierte Korps knapp 400 Offiziere bei einer Anzahl von ca. 1500-1600 Mannschaften⁵⁴.

Auch Esteban Montejo beschäftigt sich eingehend mit dieser Frage. Er berichtet aus der Perspektive eines einfachen schwarzen Soldaten: „Ich erinnere mich, daß wir noch nicht organisiert waren, und jeden Augenblick gab es Diskussionen und Streit wegen der Führung. [...] In diesen Tagen [Anfang 1896 – M.Z.] fingen Máximo Gómez und Cayito Alvarez an, Führer zu ernennen ...“⁵⁵ Cayito Alvarez war Coronel und Führer einer Klientelschaft in ziemlicher Nähe zum Banditismus. Montejo berichtet weiter:

52 El Brigadier José González Planas y oficiales de las fuerzas a su mando, Brigada de Remedios, en Rojas, 28 de Septiembre de 1898; Archivo Histórico de Remedios (AHR), fototeca.

53 Miró Argenter, *Crónicas de la guerra* (Anm. 3), Bd. I, S. 180f.

54 Archivo Provincial de Historia de Sancti Spiritus (APIISS), Fondo Mayor General Serafin Sánchez Valdivia (FSS), leg. 4, exp. 1: Libro de filiaciones de Jefes y oficiales del Cuarto Cuerpo del E.L., fecha: 1895–1896.

55 Barnet, Cimarrón (Anm. 51), S. 163f.

„Wenn sich die Offiziere geeinigt hatten, schickten sie die Leute zum Einschreiben, und dann gehörten sie endgültig zur Truppe. [...] Niemand ließ man einfach so eintreten.“⁵⁶ Das Ergebnis dieser Einschreibungen liegt uns in Gestalt der Militärlisten zum Teil vor.

Weder der Generalstab, noch Regierung bzw. der Armeeeoberbefehlshaber Máximo Gómez oder sein Stellvertreter Antonio Maceo konnten sich gegen die traditionellen Rechte und Reservate der jeweiligen lokalen Kaziquen und Kriegsherren durchsetzen, wie aus dem Zitat aus dem Cimarrón an der Figur des Cayito Alvarez deutlich wird, die ihre Klientelschaften unter den Strukturbenennungen „moderner“ militärischer Einheiten in das E.L.C. einfügten und sich jeder Zusammenlegung unter anderen Organisationsgesichtspunkten versagten. So konnten nur die eigentlichen „Invasionstruppen“ nach den Vorstellungen des Generalstabes ausgewählt und organisiert werden. Sie waren zu einem großen Teil aus Schwarzen zusammengesetzt.

5. Region und Partizipation

Vorliegende Studie versucht zunächst die quantitative Beteiligung von Schwarzen aus der Mikroregion um Lajas und Cruces zu erfassen. Die Einheit des E.L.C., von deren territorialer Basis diese Region ein Teilgebiet bildete, war die Zweite Division des Vierten Korps.

In den Quellen (Militärlisten) dieser Einheit werden hauptsächlich folgende Orte erfaßt: Lajas, Esperanza, Camarones, Cumanayagua, Santo Domingo, Abreus, Cruces, Palmira, Cartagena und Ranchuelo. Um diese Orte zu einem sinnvollen Untersuchungsraum, auch unter der Maßgabe der oben genannten onomastischen Methode, zusammenzuführen, konnten nicht das administrative Strukturelement des Término Municipal oder anderer offizieller Territorialstrukturen benutzt werden. Hier wird mit den Begriffen der Mikroregion und der historischen Region gearbeitet. Es ergibt sich folgende Unterscheidung:

- Die Mikroregion umfaßt die Terminos Municipales von Lajas und Cruces. Sie wurde im Sinne einer historischen Region oder „Ökomomade“ (W. Deich) durch einen unregelmäßigen Kreis von etwa 15-20 km Radius um Lajas/Cruces gebildet.

- Die Region („Zone“, „Zuckergebiet“ oder „Hinterland“ von Cienfuegos) umfaßt die Jurisdiktion von Cienfuegos.

- Die Großregion („Großraum“ oder „Zentralkuba“ ist hier gleichzusetzen mit der 1878 gebildeten Provinz Las Villas.

- Die prästaatliche Einheit bzw. der Nationalstaat, d.h. die spanische Kolonie Kuba, deren Provinzen Teile des spanischen Imperiums waren, denen Spanien wegen des Krieges und der Pression der USA Ende 1897 Autonomiestatus gewähren mußte. Seit 1902, nach dem Ende der ersten

⁵⁶ Ebenda, S. 176.

Okkupation durch die USA, handelte es sich um das Territorium der „República de Cuba“.

Ebenfalls aus pragmatischen Gründen sollte man sich die eigentlich entsetzlich strukturalistische Frage nach den „schwarzen Räumen“ in dieser Aufteilung fragen, d.h. in welchen Gebieten Schwarze die meiste Zeit verbracht haben und in welcher der regionalen Ebenen sich diese befanden. Die Wohn- und Arbeitsgebiete der Schwarzen waren natürlich Elemente vor allem der Mikroregion und Region. Die alltäglichen „Räume“ der ehemaligen Sklaven, wie in der Biographie Montejos sehr deutlich wird, waren erstens Zuckerrohrfelder und bestimmte Quartiere („barrios“), in denen sie arbeiteten, lebten und ihre meiste Zeit verbrachten.

Dem gängigen Begriff der historischen Region⁵⁷ entspricht am besten die oben genannte „Mikroregion“ (Munizipalterritorien von Lajas, Cruces sowie Palmira, Ranchuelo, Santo Domingo, Esperanza, Camarones und Rodas/Cartagena).

Den Kern dieser engeren Mikroregion oder historischen Region bildet das Dreieck Palmira – Lajas – Ranchuelo. In seinem Mittelpunkt befindet sich der Eisenbahnknotenpunkt Cruces. Über Palmira verläuft die Verbindung nach Cienfuegos, über Ranchuelo die nach Santa Clara und über Lajas sowie La Esperanza die Verbindung nach Havanna und Sagua la Grande. Die Orte Abreus und Cumanayagua sind durchschnittlich 30 km von Lajas entfernt; sie bildeten die Außenzonen der hier konstituierten historischen Region. Die Orte Yaguaramas (48 km von Lajas entfernt), das Tor zur östlichen Ciénaga, und Rodas (30 km) sind nur sporadisch erfaßt worden, vor allem weil in den Militärquellen des Vierten Korps nur sehr wenig Mambises aus ihnen aufgeführt sind.⁵⁸

6. Die Zweite Division des Vierten Korps des Ejército Libertador in den Militärlisten von 1896/97

Rebecca Scott hebt in einem ihrer Artikel⁵⁹ die Bedeutung der Schlacht von Maltipero in der Nähe von Cruces für die Wirksamkeit der afrokubanischen Serrano-Truppen des E.L.C. unter Maceo und Gómez im Kampf im offenen Plantagengelände hervor. Maceo selbst soll, als die Truppen aus dem Guamuhaya-Gebirge in die Ebenen niederstiegen, gesagt haben: „Das Schiff hat die hohe See erreicht.“⁶⁰

Der Erfolg des Kavallerieangriffs mit Blankwaffen („Carga a machete“) gegen die spanische und kanarische Linieninfanterie mit ihrer Karréetaktik

57 M. Zeuske, *Regiones en comparación: apuntes para un debate*, in: APUNTES, nueva serie, n° 2 (1993), S. 1-27.

58 Viele von ihnen finden sich in den Listen des Fünften Korps, dessen territoriale Basis die alte Provinz Matanzas war. Sie wurden in diesem Aufsatz nicht in die Analyse einbezogen.

59 Scott, *Race, Class and Collective Action* (Anm. 50), S. 8ff.

60 Miró Argenter, *Crónicas* (Anm. 3), I, S. 212.

(„culo a culo“) hatte hohe symbolische Wirkung, führte aber nur partiell, wie Scott schreibt, „to a wave of recruitment of the insurgents“⁶¹. Im Gegenteil, die Analyse der regionalen Beteiligung nach der Schlacht von Maltiempo zeigt ein sehr differenziertes Bild. Es kann wohl von einer kurzen und massiven Rekrutierungswelle gesprochen werden, aber ob das für die gesamte Plantagenzone im Hinterland von Cienfuegos zutrifft, bleibt zu untersuchen. Die Separatisten hatten, um ein allgemeines Ergebnis vorwegzunehmen, vielmehr massiven Zulauf aus den Randzonen dieser Plantagenzone. Geographisch gesehen, lagen ihre Rekrutierungsgebiete an den Rändern ihrer Marschwege. Die Masse der Soldaten in den Militärlisten 1896/97 stammte aus La Esperanza, Santo Domingo und vor allem aus den Viehzuchtgebieten um Cumanayagua. Es erstaunt eher die geringe Anzahl von Rekrutierungen aus den inneren Gebieten der Plantagenzone, zu denen die Mikroregion um Lajas/Cruces ja gehört. Das zeigt sich besonders deutlich in der geringen Anzahl von Kämpfern mit den „großen“ Sklavenapellidos Moré, Terry, Goytizolo, Cruz, Palacios, Madrazo und Hidalgo. Im Grunde sind die ehemaligen Sklaven bei der Rekrutierung zu vernachlässigen. Ehemalige Sklaven aus der Mikroregion insgesamt, ausgesucht unter dem Kriterium des „großen“ Sklavenapellidos, ergeben eine überraschend niedrige Beteiligung von insgesamt nur rund drei Prozent! Die Annahme Scotts ergibt sich aus der Fixierung auf die eher symbolischen – und als solche sehr wichtigen – offenen Feldschlachten mit den berühmten Machetenangriffen und eventuell aus der Lektüre der nationalistischen Meisterperspektive in den „Crónicas de la guerra“ von Miró y Argenter. Auf lange Sicht gesehen aber war der Unabhängigkeitskampf ein Subsistenzkrieg; vor allem Máximo Gómez vernichtete die direkten militärischen Gegner eher durch endlose Märsche in schlimmsten Fiebergegenden⁶² als durch Machetenangriffe, die auch die Mambises immer teuer zu stehen kamen.

Das spanische Offizierkorps und bald auch die Soldaten waren erfahren im Guerrilla- und Subsistenzkrieg, sie lernten in Kuba schnell und wandten diese Erfahrungen gerade in den Plantagenzonen mit einigen Erfolg an. Am 21. Oktober 1895 erließ General Weyler den berühmten „Bando de reconcentración“, mit dem die ländliche Bevölkerung in bestimmten Schutzzonen konzentriert werden sollte. Es entstand das kombinierte Stellungen- und Bewegungskriegssystem der Fortifikation urbaner Zentren (vor allem sog. „Blokhauses“ und Stacheldrahtverhaue), Eisenbahnlinien und ökonomisch wichtiger Zonen, Rekonzentration der bäuerlichen Bevölkerung sowie der schweifenden Armeeeinheiten und des Guerrillakriegs auf der Basis des Sozialbanditismus. Der Begriff „guerrillero“ bezeichnet im Unabhängigkeitskrieg von 1895 und noch lange danach vor allem die prospanischen irregulären Einheiten, obwohl es auch separatistische Guer-

61 Scott, *Race, Class and Collective Action* (Anm. 50), S. 9.

62 A. R. Zuñiga, *Las armas del Ejército Libertador*, La Habana 1984, passim.

illas gab. Das spanische Gesamtkonzept des Krieges hinderte die Insurgenten an einer schnellen Eroberung der Plantagenzonen, mußte ihnen aber das sonstige Land weitgehend lassen. Militärisch hielt sich über Jahre eine Pattsituation in der wichtigsten Zuckerprovinz Kubas. Das militärisch Erstaunliche daran war allerdings nicht so sehr die Pattsituation selbst, sondern die Tatsache, daß das E.L.C. dieses Gleichgewicht gegen einen numerisch und in bezug auf Ressourcen weit überlegenen Feind errungen hatte und halten konnte.

Diese Situation war die Basis für die politische Stärke des Autonomismus.

So mußten Ökonomie, Finanzen, Subsistenzbasis und die politische Lage sowie der Wille in Spanien und äußere Faktoren den Krieg entscheiden. Zunächst trieb Weyler den Subsistenzkrieg auf die Spitze. Er versuchte dem Gegner die wichtigste Subsistenzbasis, die Menschen des ländlichen Raumes zu entziehen. Die Separatisten wandten im Gegenzug die Strategie der Vernichtung der Zuckerproduktion durch Abbrennen der Felder („tea“) und Störung der Arbeit durch – oftmals – zwangsweise Rekrutierung an. Deshalb hat Louis Pérez Jr. auch 1985 geschrieben: „Cuban arms were directed as much against the Cuban economy as against the Spanish Army.“⁶³

Diese strategische Bedeutung der „tea“ im Subsistenzkrieg durch Verwüstung der Landwirtschaft war den Führern der Insurgenten bekannt, wie die Kriegstagebücher von Máximo Gómez beweisen, und sie ist auch in der Geschichtsschreibung gut belegt. Weniger bekannt und belegt ist, daß ehemalige Sklaven sich z.T. der Rekrutierung der Separatisten verweigerten und auch ihre „revolutionären“ Maßnahmen ablehnten, einfach weil sie von der Arbeit auf den Zuckerfeldern lebten und ihre Familien ernähren mußten. Sie verließen ihre Arbeit nur bei Androhung des Todes. In den Quellen der „Spanish Treaty Claims“ ist die Aussage eines schwarzen Arbeiters des Central Horniguero (Besitz der Familie Ponvert) festgehalten: „They came again and found us working, and told us, ‘didn’t we tell you not to work’ and we replied ‘we are working because it is necessary for us to work’, and then they said ‘Stop working at once: take your tools away or we will cut you down, all of you, with machetes.“⁶⁴

Aus der Art und Weise der Kriegführung der Insurgenten sowie der spanischen Verteidigung ergab sich andererseits sogar – ungewollt – eine Dynamisierung des Zentralisierungsprozesses der Zuckerproduktion. Das spanische Verteidigungssystem stützte sich in der Zuckerzone auf die bei-

63 Pérez Jr., *Insurrection, Intervention, and the Transformation of Land Tenure System in Cuba, 1895–1902*, in: *Hispanic American Historical Review* [cf.: *HAHR*] 65:2 (1985), S. 229–254.

64 Deposition of Adolfo Olivera, in: Case 293 (Horniguero), Part One, Entry 352, *Records of Boundary and Claims Commissions and Arbitrations, International Claims, Spain, Convention 1898, c. 1901–1910*, United States National Archives (im Folg.: RG 76, USNA).

den stark befestigten Städte Cienfuegos und Santa Clara. Sie waren durch die Eisenbahnlinie verbunden, die, nachdem sie die eigentliche Zuckerzone bei Ranchuelos verließ, in einem recht schmalen Korridor ebenso wie die Linie zwischen Cruces, Lajas und Sagua massiv verteidigt wurde. Über diese Linien legte sich die eigentlich verteidigte und befestigte Plantagenzone im Hinterland von Cienfuegos, die ein unregelmäßiges Fünfeck mit einer großen Ausbuchtung im Westen zwischen Rodas, Yaguaramas und Juraguá bildete. Die wichtigsten befestigten Außenpunkte dieses Fünfecks waren Cienfuegos im Südwesten, dann folgte die Verteidigungslinie dem Río Arimao nach Osten bis zu den Orten Guaos und Arimao, von dort nach Nordosten bis Cumanayagua, einem Vorposten gegenüber Angriffen aus Richtung des Escambray-Gebirges und ein wichtiges Gebiet, in dem die bäuerliche Bevölkerung „rekonzentriert“ wurde. Vom östlichen Vorposten Cumanayagua verlief die Verteidigungslinie nach Nordnordwesten, nach Camarones und Cruces. Dort befanden sich, wenn man die befestigte Eisenbahnlinie als eine Art „trocha“⁶⁵ sieht, bei Ranchuelo und La Esperanza die Durchbruchsstellen der Insurgenten auf ihren Märschen zwischen ihren Operationsgebieten und in die Provinzen Matanzas und Havanna. Es ist interessant, das eben die meisten ehemaligen Sklaven und Zuckerarbeiter in den Listen von 1896/97 den Namen „Abren“ tragen. Sie stammten von den Dotationen der Abreu-Familie, die ihre wichtigsten Besitzungen um Ranchuelo hatte. In dieses neuralgische Gebiet zwischen Ranchuelo und La Esperanza konnten mit der Bahn von Cienfuegos oder Santa Clara schnell Truppen und Material verlegt werden. Weiter in Richtung Nordost erreichte die Verteidigungslinie Lajas und verlief dann in Richtung Westen nach Cartagena, um sich von dort nach Südwesten, nach Rodas zu wenden. Auch nach Cartagena konnten mit der Bahn in einer Art „innerer Linie“ von Palmira aus Truppen und Ausrüstungen verlegt werden. Von Rodas machte die Linie einen recht scharfen Knick nach Südwesten und erreichte in Yaguaramas, dem Vorposten gegenüber der östlichen Ciénaga de Zapata, ihren westlichsten Punkt. Von Yaguaramas verlief eine Nebenlinie der Bahn in Richtung Südost, nach Juraguá, einem Ingenio der Terrys. Die Bahía de Jagua als Seehafen für den Nachschub aus Havanna einschließend, wandte sich die Linie wiederum nach Cienfuegos. Dort schloß sich der Verteidigungsring aus trochaähnlichen Anlagen, Forts, Hafen und gut verteidigten Eisenbahnlinien. Alle Centrales und größeren Ingenios waren

65 Die bekannteste Trocha der kubanischen Kriege im 19. Jahrhundert trennte die Insel von der Nordküste (Morón) über Ciego de Avila bis Jucaró an der Südküste faktisch in zwei Teile, einen westlichen und östlichen, eher von den Separatisten kontrollierten. Nach europäischen Vorstellungen ist diese militärische Trennlinie am ehesten mit einem modernen Limes zu vergleichen, hinter dem eine Eisenbahnlinie zum schnellen Transport von Truppen lief. Neben dieser wichtigen Befestigungslinie, an der es in gewissen Abständen „blokhauses“ (Blockhäuser), befestigte Punkte, gab, existierten noch weitere solcher Linien.

stark bewacht und zum großen Teil befestigt, aber nur die innerhalb dieses Verteidigungsringes wurden wirklich verteidigt.

Innerhalb des Verteidigungsfünfecks von Cienfuegos befanden sich die Centrales „Soledad“, „San Agustín“, „Caracas“, „Hormiguero“, „Constancia“, „Santísima Trinidad“ und fast alle großen Zuckerfabriken der Zone, wie auch die der Mikroregion Lajas/Cruces. Die kleineren außerhalb und in der Nähe des Verteidigungsringes befindlichen Ingenios mußten die Produktion einstellen und verschwanden im Laufe des Krieges.

Der Verteidigungsring war auch so groß, daß mit der Masse der bäuerlichen, z.T. „rekonzentrierten“ Landbevölkerung nicht nur die Nahrungsmittelversorgung der Städte, sondern auch die Versorgung der Centrales mit Rohr relativ gesichert werden konnte. Gerade letzteres war die Ursache der fortwährenden Klagen im Kriegstagebuch von Máximo Gómez über gutproduzierende Centrales, die keine Kriegsaufgaben an die Insurgenten zahlten. Die Basisregionen der Insurgenten befanden sich im Escambray im Südosten der spanischen Zone um Cienfuegos, wo sich seit 1895 Quintín Banderas und seine schwarze Serrano-Infanterie etabliert hatten und den Rücken der Einheiten von Maceo und Gómez sicherten, und in der Ciénaga de Zapata im Südwesten und Süden von Yaguaramas. Von dort aus schweiften die Mambises aus und brannten die Zuckerrohrfelder ab; meist außerhalb des Verteidigungsringes. Sie drangen kurzzeitig auch in die verteidigte Zone ein, wie oben im Falle des Central „Hormiguero“ beschrieben, aber größere Truppenteile konnten sich innerhalb des Militär-Fünfecks nirgends lange halten. Sie vermochten die Produktion dieser wichtigsten Anlagen der Zuckerproduktion zwar zu stören, aber weder diese, noch die Verbindungen zu verhindern.

Wir wollen unsere Quellen mit diesen allgemeinen Aussagen über den Krieg in der Provinz Santa Clara vergleichen.

Die Quellen sind Militärlisten. Sie spiegeln zugleich Klientelschaften wieder. In ihnen wurden die Angehörigen der jeweiligen Einheit, egal ob weiß oder schwarz, mit nur einem Apellido und der jeweiligen Herkunft („naturalidad“⁶⁶) verzeichnet.

Es handelt sich um Listen von Einheiten der Ersten Brigade („Brigada de Las Villas“)⁶⁷, des Kavallerieregiments „Zayas“⁶⁸, des Infanterieregi-

66 Diese „naturalidad“ – die genauere Übersetzung ins Deutsche ist „Herkünftigkeit“ – sollte allerdings kritisch überprüft werden, denn bei Estéban Montejo etwa weiß man, daß er auf einer Plantage in der Nähe von Sagua la Grande geboren wurde; er gibt in den Protokollen aber immer „Sagua“ an.

67 APHVC, Fondo Colección de documentos del Ejército Libertador Cubano (FCDEL), exp. 113, leg. 2 (Mayo de 1895 a Octubre de 1896), Título: Exp. que contiene relación de jefes, oficiales, clases y soldados del Regimiento N°2 „Villaclara“ de la Primera Brigada, Segunda División, Cuarto Cuerpo.

68 Ebenda, Exp. 57, leg. 1 (18 de diciembre de 1896), FCDEL. Für das Regimiento n° 1 „Zayas“ existiert unter ebenda, exp. 110, leg. 2 (24 de Febrero de 1895 al 18 de Septiembre de 1896) eine weitere Militärliste.

ment „Libertad“⁶⁹ sowie um Listen der Zweiten Brigade, der berühmten „Segunda Brigada“ oder „Brigada de Cienfuegos“⁷⁰ und um Listen der Dritten Brigade oder „Brigada de Sagua“⁷¹. Aus Vergleichsgründen wurden zwei eher zufällig ausgewählte Einheiten (da nur diese überliefert sind) der Ersten und Dritten Brigade der Ersten Division des Vierten Korps, das Kavallerieregiment „Gómez“⁷² und die Dritte Brigade der Ersten Division, das Regiment „Trinidad“⁷³, analysiert.

Mit Ausnahme des letzteren wurden sie ausgewählt, da anzunehmen war, daß die Masse der ehemaligen Sklaven, sofern sie sich an den Kämpfen beteiligte, zunächst als einfache Soldaten in ihrer Region selbst unter traditionellen Führern in das Heer eintreten, und – das entsprach der gängigen Praxis – auch dort kämpfen würde.

7. Mambises aus der Mikroregion um Lajas/Cruces

Insgesamt haben Schwarze aus der Region um Lajas/Cruces, die oben genannte Sklavenapellidos trugen oder anderweitig als solche ausgewiesen sind (etwa durch die Herkunftsangabe „Africa“) an der Gesamtpopulation der in den Listen von 1896/97 ausgewiesenen 1879 Kämpfern einen Anteil von runden drei Prozent! Das ist für die Gesamtbeteiligung ehemaliger Sklaven keine sehr starke Aussage, aber sie ist auch nicht wertlos. Die Aussage spiegelt, da vor allem ehemalige Sklaven mit den Apellidos der großen Besitzer erfaßt worden sind, die Beteiligung eben von Ex-Sklaven der großen Plantagen und der nunmehrigen Zuckerarbeiter in den großen Centrales der Mikroregion wider.

Als eher zufällige Stichprobe weist diese Population einige Elemente auf, die mit den allgemeinen Charakteristiken der Beteiligung ehemaliger Sklaven an den militärischen Strukturen der Separatisten korrespondieren dürften. Zu diesem frühen Zeitpunkt des Unabhängigkeitskrieges besetzten Schwarze meist militärisch niedrige Ränge. Hohe Ränge wurden nach traditionaler Legitimität, d.h. vor allem an Offiziere des Zehnjährigen Krie-

69 Ebenda, exp. 116, leg. 2 (1° de Julio de 1896), título: Exp. que contiene relación de jefes, oficiales, clases y soldados del Regimiento „Libertad“ (2a División, 1a Brigada).

70 Ebenda, (27 de Noviembre de 1896), Título: Exp. que contiene la relación de jefes, oficiales, clases y soldados y el estado de las armas, y animales de la brigada de Cienfuegos, exp. 60, leg. 1.

71 Ebenda, exp. 126, leg. 2 (28 de Febrero de 1897); título: Expediente que contiene documentos relativos al estado general de las armas, caballos, listados de jefes, oficiales y soldados de la Brigada de Sagua La Grande.

72 Ebenda, exp. 55, leg. 1 (25 de Noviembre de 1896), Título: Exp. que contiene la relación de la plana mayor del Regimiento de Caballería „Gómez“ de la Primera Brigada, Primera División del Cuarto Cuerpo.

73 Ebenda., exp. 56, leg. 1 (1° de Abril de 1896), Título: Exp. que contiene la relación de jefes, oficiales, clases y soldados de la Brigada de Trinidad. Alles ohne Orts-, Alters- und Standesangaben. Die 3. Brigade der 1. Division bestand nur aus diesem Regiment.

ges, der Guerra Chiquita und an Kaziken lokaler Klientelschaften vergeben. Unter den 50 Kämpfern finden sich nur ein Sargento und vier Cabos (Unteroffiziere) – etwas mehr als zehn Prozent –, nur einer davon in der Vertrauensstellung der Eskorte des Brigadestabs. Die normale Erscheinungsform des „Soldaten“ war zu dieser Zeit der berittene Kämpfer mit Machete und eventuell Feuerwaffe, der Mambí. Fast alle Schwarzen waren aber zunächst Infanteristen, da schon die Verfügung über ein Pferd einen gewissen Status voraussetzte. Nur einer der Afrokubaner gehört der spezialisierten Waffengattung der Artillerie an.

Die Altersstruktur läßt erkennen, das der Unabhängigkeitskrieg zumindest in der Region keine Angelegenheit der ehemaligen Sklaven war. 1896/97 lag die endgültige Abolition von 1886 zehn bis elf Jahre zurück. Nach dem Ley Moret (1870) waren alle nach dem September 1868 Geborenen bereits juristisch frei; ehemalige Sklaven, sofern sie auf Kuba geboren waren, mußten 1896/97 also mindestens 29 Jahre alt oder älter sein. Für neun Männer (rund 18 Prozent) dieser Population liegen keine Angaben über ihr Alter vor. Von den 50 Kämpfern unserer Population waren nur zehn älter als 29 Jahre (rund 20 Prozent), wobei sechs von ihnen aus Lajas kamen und einfache Soldaten waren. Allerdings finden sich unter ihnen auch der einzige Sergeant dieser Population (aus Cartagena) sowie ein Cabo und drei einfache Soldaten aus Camarones, wo sich oft Zuckerarbeiter aus den Centrales von Lajas angesiedelt hatten. Die zehn hatten von 1870 bis 1886 noch Jahre als Sklaven bzw. Patrocinados gearbeitet. Unter 20 Jahre alt waren elf (rund 22 Prozent); darunter ein Victoriano Abreu mit 14 Jahren. Alle anderen (20 = 40 Prozent) waren im Alter zwischen 20 und 30, wobei das Alter zwischen 20 und 25 Jahren weit überwiegt. Bei neun Individuen kennen wir nur den Namen. Nimmt man für sie eine ähnliche Altersstruktur an, so war der Unabhängigkeitskrieg mit guten 70 bis 80 vom Hundert eine Angelegenheit der jungen Männer unterhalb des in der Koloniezeit gültigen Wahlalters (ab vollendetem 25. Lebensjahr). Sie gehörten der Postemanzipationsgeneration an. Krieg ist in gewissem Sinne, und zumal für diese Altersgruppe, auch eine Art Abenteuer. Aber hier haben wir auch den Versuch politischer Partizipation und der Integration dieser Altersgruppe auf Seiten der Separatisten vor uns. Die Masse der ehemaligen Sklaven, die das Wahlalter hatte, findet sich offensichtlich in den oben genannten „kolonialen“ Wahllisten.

Neben der Altersstruktur ermöglichen die Angaben der Militäristen von 1896/97 Rückschlüsse auf die politischen Einstellungen einzelner Gruppen ehemaliger Sklaven. Die Masse stammte wohl aus Lajas (rund 25 Prozent), trägt aber nicht den Namen Terry, der dort von den meisten ehemaligen Sklaven angenommen worden war. Die Gruppe der ehemaligen Terry-Sklaven und angesiedelten Zuckerarbeitern des Central „Caracas“ der Familie Terry nahm zumindest zu diesem Zeitpunkt nicht am Krieg teil, ist aber unter politischer Führung der Aatonomisten in den Listen der letzten kolonialen Wahlen von 1898 zu finden. Die Masse der einfachen Soldaten

aus Lajas in den Listen trägt den Namen Moré, Madrazo und Abreu. Diese Angaben spiegeln zwei allgemeine Charakteristika wider. Lajas, Camarones, Ranchuelo und Cartagena bildeten das am dichtesten von ehemaligen Sklaven besiedelte Gebiet. Es war in der Zuckerproduktion von den bereits genannten drei größten Besitzern geprägt, die unterschiedliche politische und wirtschaftliche Prinzipien vertraten. Graf Moré galt als Leuteschinder und Ausbeuter, er war Vertreter der bedingungslosen Bindung Kubas an Spanien; er besaß noch anfangs der achtziger Jahre die meisten Sklaven (über 600). Die Terry-Familie, Erben des berühmt-berüchtigten Sklavenhändlers und Kaufherren Tomás Terry, dagegen hatte ihren Stammarbeitern Haus und Land gegeben, sie also angesiedelt; die Terrys galten als umgänglich und liberal, zahlten relativ gut und unterstützten sowohl Autonomisten wie auch die Separatisten.

Warum aber die relativ große Anzahl von Abreus unter den Schwarzen auf separatistischer Seite? Die Mitglieder der Familie Abreu sind als Sympathisanten der Separatisten bekannt, vor allem Marta Abreu. Das dürfte aber nicht der Hauptgrund sein, denn sowohl von den Besitzerfamilien der Terrys und der Abreus, die sich während des Krieges im Exil in Paris befanden, sind Proteste gegen die Zerstörung der Zuckerproduktion durch die Separatisten bekannt. Hier spielten eher geographische Gesichtspunkte eine wichtige Rolle. Die Zuckerfabriken der Abreu-Familie lagen bei Ranchuelo; bei Ranchuelo befanden sich auch die Durchbruchstellen der Insurgenten über die schwer befestigte Bahnlinie Cienfuegos-Santa Clara.

Bei den Kämpfern, die nach den vorliegenden Listen von 1896/97 nicht aus der Mikroregion von Lajas stammten, bietet sich ein ähnliches Bild. Ehemalige Sklaven, die die Sklaverei in einem Arbeitsalter zwischen 14 und 25 Jahren selbst erlebt hatten, und 1870 nicht in den Genuß der Ley Moret gekommen waren, mußten 1896/97 ein Lebensalter von 40 bis über 50 Jahren erreicht haben. Von dieser Gruppe gibt es sechs Personen (acht Prozent), wobei vier von ihnen ein Alter von 50 Jahren, einer ein Alter von 45 und einer ein Alter von 40 Jahren aufweisen.

Die Namensstruktur weist die größten Gruppen von Schwarzen mit folgenden Sklavenapellidos aus:

Abreu	14	Terry	3
Sarría	10	Armenteros	3
Cabrera	9	ohne Nachnamen	3
Iznaga	5	Acuña	2
Yera	5	Alomá	2
Stúard (Stúard)	5	Grillo	2
Moré	3		

Die Ortsverteilung spiegelt die überwiegende Beteiligung von Schwarzen aus Cienfuegos und aus Santa Clara wider, wobei Cienfuegos weit überwiegt und die größten regionalen Gruppen aus den folgenden Orten stammten:

Cienfuegos	32	37,2 %
Santa Clara	14	16,3 %
Trinidad	6	7,0 %
Matanzas	5	5,8 %
Quemado de Güines	4	4,6 %
Sagua	2	2,3 %
Oriente ⁷⁴	2	2,3 %
Güines	2	2,3 %
Sancti-Spíritus	1	1,2 %
Camagüey	1	1,2 %

Esteban Montejo taucht weder in den Militärlisten noch im „Indice“ auf. Als Erklärung können wir zur Zeit nur ins Feld führen, daß er relativ zeitig in das E.L.C. eintrat, lange bevor die Listen angelegt wurden. Auch ist er möglicherweise schon in Camaguey (Puerto Príncipe) eingeschrieben worden, denn aus seinem Bericht geht hervor, daß er den Maceo-Truppen im Herbst 1895 ziemlich weit nach Osten entgegengeritten war.

8. Die Veteranen-Liste des „Indice“

Das „Indice“ weist eine Gesamtzahl von 69.782 Kämpfern und Mitgliedern des E.L.C. aus. Es soll eine „komplette Liste der Kräfte in den Camps im August 1898“ darstellen⁷⁵; die Listen wurden allerdings erst in den Jahren 1899/1900 vervollständigt. Verantwortlicher für die Erstellung der Listen war Mayor General Carlos Roloff und sein Stabschef, Teniente Coronel Carlos Manuel de Céspedes. Die Listen der einzelnen Regimenter wurden von den jeweiligen Militärfürs auf der Basis ihrer Militärlisten aus dem Krieg erstellt. Sie hatten für bestimmte Zeit und an einer Reihe von Orten „Oficinas“, in denen sich die Kämpfer melden und einschreiben lassen konnten, wenn sie glaubten, daß sie in den Militärlisten nicht erfaßt worden waren. Es wurde ihnen dann eine „Wahlerlaubnis“ ausgehändigt. Die Chiefs nahmen auch Informationen für Listen der Gefallenen an, wenn diese durch Zeugen belegt werden konnten.

Die führenden Militärs konnten bei der Einschreibung ihren Einfluß über „ihre“ Soldaten, die zugleich ihre Klientelschaften bildeten, geltend machen. Sie entschieden wohl oftmals auch über Einschreibung oder Nichteinschreibung und damit über Gelder (und Belohnungen bzw. später auch Rentansprüche u.ä.), die die Soldaten für ihre Dienste erhielten bzw. erhalten sollten.

Es wird deutlich, daß die Gruppe um José Miguel Gómez (Machado, Monteagudo) großen Einfluß hatte. Ihr späterer konservativer Gegner, General José Luis Rubau, bis 1903 noch Anhänger von José Miguel Gómez, kontrollierte nur die Einschreibung „seiner“ Leute aus der Gegend um Sa-

74 Santiago, Guantánamo.

75 Indice (Anm. 25), S. IV.

gua la Grande. Der ranghöchste schwarze General aus Las Villas, Pedro Díaz Molina, war mit den Invasionstruppen faktisch aus der Provinz Las Villas die Westprovinz Pinar del Río „abgeschoben“ worden.

Da einerseits Ende 1898/Anfang 1899, zu Beginn der Okkupation durch die US-Army, durchaus nicht klar war, wie sich das kubanische Befreiungsheer von effektiv etwa 34-40000 bewaffneten Männern verhalten würde und andererseits im März 1899 für die Auflösung und die Abgabe der Waffen des E.L.C. Gelder bereitgestellt worden waren, kam es wahrscheinlich zu fraudulenter Einschreibungen, die in jedem Falle die Klientelschaften der kontrollierenden Offiziere stärkten. Máximo Gómez selbst hat 1902 die Tatsache hervorgehoben, daß in die Listen von 1899/1900, die die Grundlage für das „Indice“ bildeten, zu viele Personen eingeschrieben worden waren.⁷⁶ Das bedeutet, daß die Zahlen des „Indice“ im engeren statistischen Sinne nur recht grobe Werte (Trends) darstellen können.

Im „Indice“ ist für alle Mitglieder des Vierten Korps eine Gesamtzahl von 10879 Mambises ausgewiesen. Von diesen 10879 Mann tragen 560 große „Sklavenapellidos“, d.h. rund fünf Prozent können als Ex-Sklaven gelten. Die Anzahl derer ohne zweiten Apellido beträgt rund 30 vom Hundert. Alle Afrokubaner (Ex-Sklaven und Träger eines Apellido) zusammen stellten also mindestens 35 Prozent. Dreizehn der 560 Ex-Sklaven tragen den Namen Terry (2,3 Prozent der Sklaven, 0,12 Prozent vom Vierten Korps), drei davon stammen aus legitimen Verbindungen der Eltern. Das wird an ihren zwei Apellidos deutlich; zwei Individuen sind mit den Apellidos „Terry Terry“ ausgewiesen und einer mit den Apellidos „Terry Duray“. Ehemalige Moré-Sklaven mit einem Apellido finden sich neun (1,6 Prozent bzw. 0,08 Prozent); fünf weitere in Kombinationen von zwei Apellidos (Moré Moré, Benítez Moré, Moré Marín).

Im Regiment „Invasor Villareño“ (Sechstes Korps) ist eine Gesamtzahl von 692 Mambises ausgewiesen. 371 (53,6 Prozent) von ihnen trugen nur einen Apellido. Unter ihnen sind ganze vier Individuen mit dem (einen) Nachnamen Terry aufgelistet (ein Prozent bzw. 0,6 Prozent). Aus dem Datum der Inkorporation (10. Juli 1995) eines dieser Träger eines „großen“ Sklavenapellido, Secundino Terry, kann vermutet werden, daß er zur Klientel von José González Planas gehörte. Ehemalige Moré-Sklaven erscheinen nicht. Da in diesem Regiment also kaum „große“ Sklavenapellidos aus der Mikroregion Lajas/Cruces vorkommen, können sie vernachlässigt werden.

In einem anderen Regiment dieses Sechsten Korps, dem Regiment „Pedro Díaz“, das vor der Beförderung von Díaz zum Divisionschef von ihm direkt als Regimentskommandeur geführt worden war und deshalb weitestgehend als seine Klientel anzusehen ist, war der Anteil derjenigen ohne zweiten Apellido sogar extrem hoch. Er beträgt 94,7 Prozent (302

76 APHSS, FSS, bando impreso de Máximo Gómez „Al Ejército Libertador de Cuba“, La Habana, 1ro de septiembre de 1902.

Gesamtmitglieder, davon 286 ohne zweiten Apellido). Das zeigt, wie sehr die Zusammensetzung der Militäreinheiten auch von dem Willen der Chefs abhing.

9. Tote 1898

Die Liste der Toten im „Indice“ ist nach den Angaben von Roloff sehr unvollständig⁷⁷. Insgesamt sind 4818 Tote aufgeführt. Zweimal hatte der statistische Zufall beim Entstehen dieser Liste Roulette gespielt: einmal als Tod und das andere Mal als Erinnerung der Kampfgefährten oder Verwandten, die die Angaben unter den damaligen Lebens- und Verkehrsbedingungen zu den „Oficinas del Ejército“ bringen mußten, wo alle Mitglieder des Befreiungsheeres oder ihre Angehörigen eine gewisse Zeit lang die Möglichkeit hatten, Eintragungen über die Mitgliedschaft vornehmen zu lassen.

Sicherlich waren Falschangaben möglich, aber sie sind wohl im Falle der Toten statistisch zu vernachlässigen; die genaue Art und Weise der Auszahlung für das Ejército Libertador war 1900 noch nicht bekannt und niemand mußte genau, ob es, neben den 75 oder 100 Dollar⁷⁸, die bei der Auflösung im ersten Halbjahr 1899 faktisch pro Waffe gezahlt worden waren, überhaupt Geld geben würde. Die Mehrheit hatte den Kampf auch aus anderen Motiven aufgenommen. Als 1903/04 bekannt wurde, wie das Geld der „paga“ ausgezahlt werden würde, und welche bürokratischen Maßnahmen erforderlich waren, setzte eine wahre Dokumentenwelle in Kredit- und Erbschaftssachen ein, die Notariate und Gerichte zu überfluten drohte. Die damals entstandenen Quellen erlauben uns – neben anderen Aussagen, die hier noch keine Rolle spielen sollen –, die soziale Verwurzelung der 1904 bereits gestorbenen Mambises zu analysieren.

Eine solche Tiefenanalyse ist auf zweierlei Art möglich. Erstens in biographischen Linien über mehrere Generationen, die im besten Falle bis zu Sklaven afrikanischer Herkunft zurückreichen, auf Basis der Tauf- und

77 „Yet from 1895 to 1898, by all accounts, Afro-Cubans were overrepresented in the army that fought for a free Cuba, while white Cubans – especially in the western part of the island – often remained neutral or supported Spain. Afro-Cubans also died for independence in larger numbers than whites.“: Helg, *Our Rightful Share* (Anm. 9), S. 105. Die glaubhaftesten Annahmen der Todesliste des E.L. gehen von rund 5200 im Kampf gefallenen und rund 3500 durch Krankheiten zu Tode gekommenen Mambises aus. Es existieren allerdings keine verlässlichen Statistiken oder Schätzungen, aber es wird ein Ungleichgewicht schwarzer Männer zwischen 25 und 54 zu farbigen Frauen im Zensus von 1899 deutlich (ebenda, S. 206); siehe auch: M. Arbelo, *Recuerdos de la última guerra por la independencia de Cuba. 1896 a 1898*, La Habana 1918, S. 56f; R. Batrell Oviedo, *Para la historia. Apuntes autobiográficos de la vida de Ricardo Batrell Oviedo*, La Habana 1912, S. 122; K. Kiple, *Blacks in Colonial Cuba, 1774–1899*, Gainesville 1976, S. 77, 81; Miró Argenter, *Crónicas* (Anm. 3), Bd. I, S. 81, Bd. II, S. 396, 434f.

78 Es muß klar gesagt werden, daß für diese Geld zu damaligen Preisen schon ein Grundstück in einer der Landstädte erworben werden konnte.

Heiratszeugnisse und Todeserklärungen in den Erbschaftsakten. Diese waren beizubringen, wenn die ehemaligen Mambises in den Listen von 1900 nicht erfaßt worden waren oder wenn ihr Tod nicht offiziell dokumentiert war.

Zweitens durch die Analyse der rudimentären Aussagen in den Totenliste des „Indice“ über familiäre Verhältnisse (Aussagen über Eltern, beispielsweise „keine Eltern“ oder „nur Mutter“), die Erkenntnisse über die soziale „Legitimität“ der toten Mambises zulassen. Dabei gehen wir von der begründeten Annahme aus, daß im Falle ehemaliger Sklaven afrikanischer Herkunft sehr oft die Aussage „keine Eltern“ oder im Falle kreolischer Sklaven „nur Mutter“ erscheint.

Leider gibt die Totenliste des „Indice“ nur sehr reduzierte Informationen über das Alter. Die Information „nur Mutter“ bietet Hinweise auf die Abkunft von einer unverheirateten Mutter aus der Gruppe schwarzer oder farbiger Frauen, seien es ehemalige Sklavinnen oder freie Farbige, die uneheliche Verbindungen eingegangen waren, wie es in dieser Schicht die Norm war. Die Informationen über Berufe bzw. die Bezeichnung „campo“ (Feld) zeigen, daß die Masse der Schwarzen vom Lande stammte und unverheiratet war.

Von den 4818 Individuen in der Totenliste des „Indice“ („Defunciones del E.L.C.“) tragen 2947 (61,2 Prozent) nur einen Nachnamen, 459 von ihnen sind unter dem Vierten Korps eingeschrieben und 159 von ihnen unter dem Regiment „Invasor Villareño“. Die Gesamtzahl aller Toten (Farbige und Weiße, mit einem und zwei Apellidos) macht für das Vierte Korps 918 und für das Regiment „Invasor Villareño“ 165 aus. Das heißt, für das Vierte Korps beträgt das Verhältnis Gesamtanzahl Toter zu Toten ohne zweiten Apellido 918:459 (50,0 Prozent); für das Regiment „Invasor Villareño“ aber 165:159 (96,4 Prozent). Trotz der oben genannten Zufallseinflüsse von Tod und Erinnerung dürfte das allgemeine Trends widerspiegeln. Die Invasionstruppen, die unter Antonio Maceo 1895/96 die Insel in ihrer Länge bis zur westlichsten Ortschaft Mantua durchstreift hatten, und zu denen das Regiment „Invasor Villareño“ gehörte, waren zum größten Teil aus Farbigen gebildet worden, die aber nicht aus der Region Lajas/Cruces stammten. Außerdem bekräftigt der außerordentlich hohe Anteil von Mambises ohne zweiten Apellido unter den Toten dieses Regiments die allgemeine Annahme, daß im Unabhängigkeitskrieg der höchste Blutzoll von der farbigen Bevölkerungsgruppe geleistet worden ist.

Die seriellen Informationen der Totenliste des „Indice“ erlauben es auch, die zeitliche Dimension und die Etappen der oben aufgeworfenen Frage nach der Rekrutierung in Form von statistischen Annäherungen zu beantworten. Da diese Totenliste in den meisten Fällen nicht nur das Datum der Einschreibung (Rekrutierung) festhält, sondern auch das Datum und die Art des Todes, lassen sich daraus auch Aussagen über die Periodisierung des Krieges in bezug auf die Beteiligung der Menschen ablesen, die ihn auf separatistischer Seite führten.

Tabelle 2: Einschreibungen („incorporaciones“⁷⁹) und Tode des Vierten Korps und des Regiments „Invasor Villareño“ sowie der „Brigada de Cienfuegos“ (nur Einschreibungen)

Jahre/ Total	I.	II.	III.	IV.	V.
1895	52,5 %	13,2 % ⁸⁰	56,8 %	2,4 %	46,9 %
1896	28,9 %	76,5 %	34,8 %	14,2 %	24,3 %
1897	4,1 %	6,2 %	6,5 %	46,5 %	2,9 %
1898	13,4 %	4,1 %	1,9 %	25,5 %	25,8 % ⁸¹
Total	98,9 %	100,0 %	100,0 % ⁸²	88,6 % ⁸³	99,9 %

- I. Einschreibungen Ex-Sklaven 4. Korps⁸⁴
- II. Einschreibungen⁸⁵ Afrokubanener mit einem Apellido „Invasor Villareño“
- III. Einschreibungen⁸⁶ von Afrokubanern 4. Korps + „Invasor Villareño“
- IV. Tode⁸⁷ von Afrokubanern 4. Korps + „Invasor Villareño“
- V. Gesamteinschreibungen „Brigada de Cienfuegos“⁸⁸

Diese Zahlen repräsentieren allgemeine Trends. Deshalb werden hier auch nur Prozentangaben dargestellt und die Zahlen für Viertes Korps und „Invasor Villareño“ zum Teil zusammengezogen. Der Vergleich mit den Zahlen für alle Mitglieder (Schwarze und Weiße) der „Brigada de Cienfuegos“ zeigt, daß wir es im Grunde mit zwei Heeren zu tun haben – dem E.L.C. bis Anfang 1898 mit hohen Totenzahlen Schwarzer und abnehmender Inkorporation und dem E.L.C. nach April 1898 mit durchaus noch hohen Totenzahlen, aber hochschnellenden Inkorporationszahlen Weißer zwischen April und August 1898, die vorher eher der spanischen Seite

79 Diese „fecha de incorporación“ war ein wichtiges Kriterium für die Bemessung der Dienstzeit.

80 Das Regiment wurde erst Ende 1895 gebildet.

81 Obwohl es von Januar bis März einige Einschreibungen gab, trat die Masse der 1898 Eingeschriebenen erst auf die Nachricht des Kriegsbeginns zwischen den USA und Spanien zu den Separatisten über (April bis August, die Masse im Mai und Juni 1898). In dieser Zeit kamen viele Autonomisten aus Havanna zu den Separatisten, wie z.B. Martín Morúa Delgado.

82 Beruht, insbesondere für das Regiment „Invasor Villareño“, auf Schätzungen.

83 Für 68 Individuen fehlen die Angaben.

84 Nach der Liste der Lebenden des „Indice“; Gesamtpopulation 560.

85 Nach der Liste der Lebenden; Gesamtpopulation 371.

86 Nach der Totenliste des „Indice“; Gesamtpopulation 618.

87 Dito; 618.

88 Diese Zahlen werden hier mit freundlicher Genehmigung von Orlando García Martínez publiziert. Grundlage bilden die Angaben der Liste der Lebenden im „Indice“; Gesamtpopulation 2299. Sie dürften für das gesamte Vierte Korps repräsentativ sein.

oder Autonomismus von Havanna zuneigten. Deshalb wurde 1902, als die Regeln für die endgültigen Auszahlungen an die Veteranen festgelegt wurden, zunächst festgelegt, daß es keine Gelder für diejenigen geben würde, die nach dem 21. April 1898 in das E.L.C. eingetreten waren⁸⁹. Die nach diesem Datum Eingetretenen verfügten aber 1902 schon über solchen Einfluß in Havanna, daß die Legislative dieses Kriterium fallenließ und Dienstzeiten bis zum 24. August 1898 für die Auszahlungen zugrundelegte.

Im Grunde zeichnet sich folgendes Gesamtbild ab. Ein Krieg wirkt durch die relativ kontinuierlichen Verluste immer kumulativ auf die Totenzahlen. Über unsere statistischen Momentaufnahmen mit ihren Trends der Minlma (Militärlisten 1896/97 und „Indice“ 1898) hinausgehend, waren es die Afrokubaner, die speziell in den schwierigsten Zeiten des Krieges mit ca. 60 Prozent die meisten Verluste erlitten. Diese Annahme korrespondieren mit narrativen Quellen, die von fast völlig „schwarzen“ Truppen am Beginn des Krieges sprechen, zu einer Zeit also, da noch kaum militärische Erfahrungen vorlagen. Sie korrespondieren auch mit der großen Anzahl Toter im Jahr 1897. Für etwa 40 Prozent von ihnen sind die Todesursachen „Fieber“ (23 Prozent) und andere Krankheiten (17 Prozent) aufgeführt. Allerdings muß auch relativierend hervorgehoben werden, daß Zahlen auf der Basis dokumentarischer Momentaufnahmen immer statisch wirken. Gerade der Zu- und Abzug von Mannschaften und Offizieren aus Las Villas sowohl zu den Invasionstruppen, wie auch im Austausch der Divisionen in der Provinz untereinander, machen endgültige Aussagen sehr schwierig. Dabei ist das komplizierte Problem der „presentaciones“, des Übertritts von Einheiten auf die jeweils andere, spanische bzw. separatistische Seite, je nach Kriegslage, noch gar nicht erwähnt. Es muß hier auch außerhalb der Betrachtung bleiben.

Nach den statistischen Stichproben auf Basis der Zahlen des „Indice“ können in bezug auf quantitative Mobilisierung von Afrokubanern der Provinz Las Villas für die Ziele der Separatisten im Krieg vier Etappen unterschieden werden.

a) Februar/August 1895 – November 1895: runde 50 Prozent. Regionale Etappe des Krieges.

b) Dezember 1895 – Februar 1896: über 30 Prozent. Etappe von Mal-tiempo und der Invasion.

c) März 1896 – März 1898: runde 10 Prozent. Etappe des verlängerten Subsistenzkrieges, die die „Campaña de La Reforma“ (Januar 1897 – Januar 1898) einschließt. In dieser Etappe sind ca. 60 Prozent Tote ausgewiesen.

89 Gedruckteter Bando eines „Ley“ (copia literal de la „Gaceta de la República de Cuba“ vom 20. August 1902) über die Bildung der „Comisión Revisora de las listas del disuelto E.L., y liquidadora de sus haberes“, Art. 4, in: APHSS, FSS, leg. 2, expediente 15.

d) April 1898 – August 1898: weitere runde 10 Prozent. Etappe des „Spanisch-Amerikanischen Krieges“.

10. Lebende und Tote nach den definitiven Listen der „Gaceta Oficial de la República de Cuba“

Die Listen der „Gaceta Oficial de la República de Cuba“ müssen, was die Anzahl der Veteranen, die wirklich gekämpft hatten, betrifft, als definitiv angesehen werden. Leider haben diese Listen den Nachteil, außer dem oder den Namen (Vorname und ein bzw. zwei Apellidos) nur die Dienstgrade und die Pesosummen der *Haberes* zu verzeichnen. Die absoluten Zahlen sind geringer als im „Indice“. Sie betragen für das Vierte Korps 6886⁹⁰ 1903 Lebende statt der 10879 Mambises des „Indice“. Diese quantitativen Angaben der „Gaceta“ ändern Entscheidendes in bezug auf die relativen Anteile von Ex-Sklaven bzw. von Afrokubanern mit einem Apellido in Prozent. Das Konzept der „zwei Heere“ bestätigt sich. Wir haben es nach den Listen der „Gaceta“ unter den 1903 Lebenden mit einem Prozentanteil von nur 22,3 Prozent Afrokubanern (1535) mit nur einem Apellido zu tun, im Vergleich zu den Angaben des „Indice“ also ca. die Hälfte weniger.

Die zwölf „großen“ Sklavenapellidos, die wir – nach den Zahlenverhältnissen der oben genannten kolonialen Dokumentation – als eine Art Meßlatte anwenden, ergeben eine Summe von 74 (zehn Terry, sechs Mora, zehn Moré, ein Hidalgo, zwei Madrazo, 14 Cruz, kein Avilés, fünf Palacios, kein Barroso, 24 Abreu, zwei Goytizolo, kein Pasalosos), so daß sich ein Verhältnis ein Apellido zu „großem“ Sklavenapellido von 74:1535 ergibt (4,8 Prozent oder 1,08 Prozent von 6886). Die Toten der Gefallenliste in der „Gaceta“⁹¹ ergeben allein für das Vierte Korps 2547 Individuen; hochgerechnet auf die sechs Korps ergäbe das schon schätzungsweise eine Gesamtzahl Toter von über 15000; im Vergleich zum „Indice“ mit einer Gesamtzahl von knapp 5000 Toten für das ganze E.L.C.

Von den 2547 Toten des Vierten Korps tragen 805 nur einen Apellido (31,6 Prozent). Auch hier haben wir einen erheblichen Schwund von Afrokubanern im Vergleich zum „Indice“; insgesamt ebenfalls ca. ein Fünftel. Wir wissen nicht warum. Vielleicht, weil 1903 Anhänger von Estrada Palma die Revisionskommissionen in den Provinzen kontrollierten? Auch die „Meßliste“ der zwölf „großen“ Sklavenapellidos umfasst nur wenige Namen, insgesamt 38 von 805 (4,7 Prozent; zwei Terry, sechs Mora, sie-

90 Gaceta Oficial de la República de Cuba, apéndice al N° 30, Habana, martes 4 de Agosto de 1903, S. 65-79; ebenda, apéndice al N° 36, Habana, martes 11 de Agosto 1903, S. 175-194; ebenda, apéndice al N° 42, martes 18 de Agosto de 1903, S. 311-331; ebenda, apéndice al N° 48, martes 25 de Agosto de 1903, S. 405-420.

91 Ebenda, apéndice al N° 56, Habana, jueves 3 de Septiembre de 1903, S. 551-575, 619.

ben Moré, drei Hidalgo, drei Madrazo, drei Cruz, kein Avilés, zwei Palacios, kein Barroso, zwölf Abreu, kein Goytizolo, kein Pasalosos).

Mit diesem Auf- und Ab der Zahlen ist möglicherweise auch das geheimnisvolle Wachsen des Ejército Libertador von 34.000 bis 40.000 Mann (Auflösung im Mai/Juni 1899⁹²) auf rund 70.000 Mann im „Indice“ (Ende 1899/erstes Halbjahr 1900) zu erklären. Noch heute geht ja für einen ähnlichen Fall der Witz in Kuba um, wenn Fidel Castro alle „Veteranen“, die sich heute als solche melden, schon vor 1959 befehligt hätte, müßte Batista eigentlich schon 1958 ohne einen Mann dagestanden haben.

Im Ergebnis der Arbeit der „Comisión Revisora...“ war 1902/03 die hohe Zahl von rund 70.000 Mambises jedenfalls auf eine Zahl von 59.104 Berechtigten reduziert worden, an die die Regierung schließlich eine Gesamtsumme von 47.472.900 Dollar ausbezahlte⁹³; die endgültige Klärung einiger Fälle zog sich über Jahrzehnte hin.

11. Das dokumentarische Erbe des Krieges: Notariats- und Gerichtsakten von 1904/1905

Dieser Quellentyp entstand im Zusammenhang mit dem Problem der „Auszahlung“ des Ejército Libertador. Grundvoraussetzung dafür war die Anerkennung als „Veteran“ mit Dienstzeit durch die Revisionskommissionen. Die Frage der Entschädigung der ehemaligen Kämpfer des Ejército Libertador hatte schon 1898/99, bei der Okkupation Kubas durch die USA, die letzte Legislative der „República en Armas“, die „Asamblea de Santa Cruz del Sur“ (auch „Asamblea del Cerro“) beschäftigt und schließlich – auf Basis älterer und neuer Konflikte – zur Spaltung zwischen politisch-„zivilem“ und militärischem Führungszentren der Separatisten geführt⁹⁴.

Die Frage der Bezahlung, der „paga“ (oder „pago“), der Veteranen blieb bis 1904 als Dankeschuld des „neuen“ Kuba gegenüber seinen „Libertadores“, wie die Veteranen in der Republik genannt wurden, offen. Soweit die moralisch-politische Dimension der Angelegenheit.

Das Problem der „paga“ hat aber auch wirtschaftliche Seiten und Facetten, die engsten mit dem Problem der Klientelschaften verwoben sind.

Zunächst zur makrostrukturellen wirtschaftlichen Seite. José Martí hatte noch im Februar 1895 von einem „kurzen und notwendigen Krieg“ ge-

92 Siehe die Diskussion der Zahlen (zwischen 33.400 und 40.000) bei: Hernández, Cuba and the United States (Anm. 15), S. 51, 86.

93 „Resumen de la Comisión Liquidadora de Haberes del Ejército Libertador“ (25. Juli 1903), siehe: Ibarra, Cuba (Anm. 13), S. 466 (Tabelle XLI).

94 Zum Gesamtproblem des „licenciamiento“ (Auflösung) des E.L.C. und der Rolle von Máximo Gómez, siehe H. Pichardo, Máximo Gómez opuesto a endeudar a Cuba, in: Bohemia, año 78, núm. 18, 2 de Mayo de 1986, hier zitiert nach: Páginas de Bohemia, La Habana 1989, S. 315-331 sowie M. Zeuske, 1898. Cuba y el problema de la „transición pactada“. Prolegómeno a una historia de la cultura política en Cuba (1880-1920), in: La Nación Soñada (Anm. 37), S. 131-148.

sprochen. Schon 1896 aber zeichnete sich ab, daß der Krieg keineswegs ein kurzer Konflikt sein würde. Besonders der frühe Tod des Mulatten Antonio Maceo, Stellvertreter von Máximo Gómez, im Dezember 1896, hatte Symbolcharakter. Der Krieg währte schließlich von Februar 1895 bis zum August 1898, in der letzten Periode (April-August 1898) unter Beteiligung der USA.

Nach dem langen Subsistenzkrieg waren Wirtschaft und vor allem die überlebensnotwendige Landwirtschaft in Kuba zerstört⁹⁵. An unbezahlten Schulden waren an städtischem Eigentum rund 100 Millionen Dollar und an ländlichem Eigentum rund 107 Millionen Dollar aufgelaufen⁹⁶. Für den Wiederaufbau fehlte Kapital. Die fundamentale Bedeutung der „paga“ als eine Form von Investition in die Rekonstruktion der Landwirtschaft der Insel hatte bereits im Februar 1899 Nicanor Crespo, der autonomistische Alcalde von Lajas erkannt: „Die Auszahlung für das kubanische Heer wäre ein mächtiger Anreiz für die Rekonstruktion des Landes, denn, da der größte Teil der kubanischen Soldaten vom Land stammt, kämen sie nach dort mit eigenen Mitteln, um Ochsen und Arbeitsgeräte zu kaufen und ihre Häuser zu errichten, ohne darauf hinzuweisen, daß die Millionen, die verteilt werden, im Land bleiben...“⁹⁷ Dieses Potential hat Pérez Jr. in seinem Artikel von 1985⁹⁸ eindeutig unterschätzt. Über Kapital verfügten in Kuba aber vor allem Ausländer und Kaufleute, fast alles Spanier, kubanische Hacendados und ehemalige Autonomisten. Außerhalb Kubas erwartete man vor allem finanzielle Unterstützung durch die Regierung der USA⁹⁹. Estrada Palma war 1902 nicht zuletzt deswegen zum Präsidenten gewählt worden, weil man von ihm am ehesten erwartete, die drückenden Finanzprobleme durch Kredite und „Auszahlung“ an die Veteranen lösen zu können.

Die Regierung Estrada Palma betrachtete demzufolge die Frage der Auszahlung der Veteranen und der Beschaffung eines Kredites zu diesem Zweck als erstrangig und bemühte sich seit 1902 um einen 35 Millionen-Dollar-Kredit in New York (James H. Speyer & C^o). Hier ist die Verbindung zwischen dem zunächst als ein Thema rein finanzieller Natur er-

95 Pérez Jr., *Insurrection, Intervention* (Anm. 63), S. 229ff.; sowie: R. P. Porter, *Report on the Commercial and Industrial Conditions of the Island of Cuba*, Washington, D.C., 1899; J. R. Brooke, *Civil Report of Major-General John R. Brooke, US-Army, Military Governor, Island of Cuba, 1899*, Washington D.C., 1900; J. Quintana, *Lo que costó a Cuba la guerra de 1895*, in: *Bohemia*, 52 (11 de Sept. de 1960), S. 4-6, 107f.

96 Pérez Jr., *Insurrection, Intervention* (Anm. 63), S. 230f.

97 ANC, *Secretaría de Estado y Gobernación (20 de Febrero de 1899 a 15 de Noviembre de 1900)*: Libro que contiene informes, relaciones y correspondencia sobre las memorias de la situación económica y otros particulares de Santa Clara, Tomo I, f. 26r/v.: Nicanor Crespo, Alcalde de Lajas al Sr. Gobernador de Santa Clara, 28 de Febrero de 1899.

98 Pérez Jr., *Insurrection, Intervention* (Anm. 63), *passim*.

99 Ph. S. Foner, *The Spanish-Cuban-American War and the Birth of American Imperialism*, 2.vols., New York 1972, II, S. 466-483.

scheinenden „paga“ und der politischen Geschichte der früher Republik gegeben. 1902 wurde die „Comisión Revisora de las listas del Ejército Libertador y Liquidadora de sus Haberes“¹⁰⁰ gegründet, mit Subkommissionen in allen Provinzen. Die Kommission unter der Leitung von Máximo Gómez sollte die Auszahlungssummen nach Dienstgraden und -zeiten festlegen. Aus der „paga“ waren die „haberes“ geworden. Der Euphemismus sollte dilatorisch wirken und den Mambises vorspiegeln, sie hätten das Geld schon sicher. Die unmittelbare Folge war, daß es zu einer Spekulationswelle auf Kuba kam. Auch nachdem im Jahr 1903 der 35-Millionen-Kredit kurz vor dem Abschluß stand, glaubte, so meint der Kenner Martínez Ortiz, kaum einer an den Erfolg der Anstrengung. Es begann aber eine wüste Spekulation mit Krediten zu weit geringeren Werten als dem Nominalwert der Berechtigungen. Gesellschaften zum Zweck des Aufkaufs der Anrechte wurden gegründet; die Agenten erschienen in den kleinsten Ortschaften, um sie zum geringstmöglichen Preis aufzukaufen. Die Mundpropaganda der Agenten ließ die ehemaligen Mambises oder ihre Erben in dem Glauben, die Anrechte seien „totes Papier“. Es wurden, so stellt Rafael Martínez Ortiz fest, „schnelle und fabulöse Gewinne“ gemacht. Er mußte es wissen, denn sein Bruder war am Geschäft beteiligt¹⁰¹. Auch wenn die offizielle Presse den Kredit der Ansprüche – und damit der Regierung – durch Erklärungen zu sichern suchte, vertraute kaum jemand in diese Propaganda und „jedermann gab seinen Kredit für den vierten Teil seines Wertes“.¹⁰²

Im Zusammenhang des vorliegenden Aufsatzes ist zunächst wichtig, darauf hinzuweisen, daß es jetzt ein mächtiges finanzielles Interesse gab, festzustellen, wer denn überhaupt „Veteran“ bzw. „Libertador“ sei. Die Spekulanten – wie Teresita Yglesia in auch noch heute zugkräftigem romantischem Klischee feststellt – schickten „... ihre Agenten in die verborgensten Winkel des Landes auf der Suche nach dem von allen vergessenen revolutionären Kämpfer.“¹⁰³ Kurzum, besonders im Zusammenhang mit dieser Spekulationswelle entstanden Notariats- und Gerichtsakten, die eine wertvolle Quellenkategorie für unser Anliegen darstellt, aber auch weitergehende Schlüsse zuläßt.

Zunächst zurück zur Beteiligung ehemaliger Sklaven am Kampf um die Unabhängigkeit, wie sie sich aus der Perspektive dieses Quellentyps dar-

100 Leyes y decretos referentes a la liquidación de los haberes del Ejército Libertador y al empréstito acordado para su pago, La Habana 1903.

101 APHVC, Protocolo Antonio Pelaéz Carrazana, La Esperanza, tomo (Marzo-Dic. de 1904), núm. 154, f. 826r-827v. Don José Martínez Ortiz, Bruder des Autors, geboren in Santa Clara, Vecino von Havanna und „Doktor der Medizin“, beteiligte sich in La Esperanza am Haberes-Geschäft.

102 Martínez Ortiz, Rafael, Cuba, los primeros años de independencia, 2 Bde., Paris 1929 (Dritte Auflage), II, S. 54.

103 Yglesias Martínez, Teresita, Cuba. Primera República, segunda ocupación, La Habana 1976, S. 144f.

stellt. Es handelt sich um zwei Quellengruppen recht speziellen Charakters. Erstens um Notariatsakten folgender öffentlicher Notare, die zum Teil in Cienfuegos selbst oder im Hinterland ansässig waren, mit der jeweiligen Zahl von protokollierten Fällen für die Jahre 1904 und 1905:

	1904	1905	
1) Eduardo Núñez Rossie	4	8	
2) Francisco Sotolongo	81	2	
3) Pedro Fuxá Seuret	54	111	
4) Domingo Valdés Losada	734	82	
5) Felipe Silva	3	–	
6) José R. Entenza	27	38	
Total	903	241	<u>1144</u> ¹⁰⁴

Von all diesen Notaren hatte nur Domingo Valdés Losada sein Büro unmittelbar in der Region Lajas/Cruces, nämlich im Ort Cruces.

Zweitens handelt es sich um Akten des Provinzgerichts Erster Instanz in Santa Clara mit dem Genretitel „Declaratorias de Herencia“, d.h. um Erbschaftserklärungen mit offiziellen Todesbescheinigungen unter Hinzuziehung von Zeugenaussagen, Tauf- und Heiratszeugnissen, die zu sogenannten „juicios mortuorios“, d.h. „Für-Tot-Erklärungen“ führen sollten.

Beide Dokumentengruppen haben ganz erheblichen Quellenwert. Allerdings sind sie nicht leicht zu handhaben. Sie befinden sich heute in den Archiven von Cienfuegos (Notariatsakten aus den Orten, die damals zur Jurisdiktion und heute zur Provinz Cienfuegos gehören) und Santa Clara (Notariatsakten und Gerichtsakten Erster Instanz). Santa Clara und Cienfuegos waren Zentren eigener Jurisdiktionen und somit Sitze erstinstanzlicher Provinzgerichte der „alten“ Provinz Villa Clara von 1878; das wichtigste Gericht Erster Instanz befand sich in der Provinzhauptstadt Santa Clara.

In der Quellenstruktur der Dokumentation von 1904/05 bilden die Notariatsakten die erste Stufe des Informationsprozesses.

In den vorliegenden Notariatsakten erscheinen drei Gruppen von Berechtigten.

1) Die 1904/05 noch lebenden ehemaligen Mambises selbst, jetzt „Veteranen“ oder „Libertadores“. Sofern ihre Namen in den Listen der „Gaceta Oficial de la República de Cuba“ von August/September 1903 und einer Reihe von Nachträgen veröffentlicht worden waren, hatten sie einen Anspruch auf die „Haberres“, der juristisch unanfechtbar war. Sie bildeten die Gruppe der Erstberechtigten. Im Zusammenhang der Geldgeschäfte, die protokolliert wurden, erscheinen drei Untergruppen:

104 Hier sind zunächst alle Fälle von Anrechtsprotokollierungen, also auch weiße ehemalige Mambises erfaßt. Ich verdanke diese Zahlen der ungeheuren Fleißarbeit von Herrn O. García Martínez und seinen Mitarbeiterinnen im Archivo Provincial de Cienfuegos.

- „Crédito“ (Gewährung eines Kredits);
- „Cesión de crédito“ bzw. „Cesión de haberes“ (Abtretung eines Teils der Haberes gegen Kredit oder der gesamten Haberes);
- „Poder“ (Vollmacht).

Die Erstberechtigten erscheinen in den Notariatsquellen meist in der Aktenuntergruppe „Crédito“ oder „Cesión de Crédito“ bzw. „Cesión de haberes“. Wenn sie in der Aktenuntergruppe „Poder“ erscheinen, handelt es sich meist um Personen, die selbst keine Möglichkeit hatten, die Auszahlung in Zentralorten (Havanna) in Empfang zu nehmen oder um Mambises, die ihre finanziellen Ansprüche („Haberes“) bereits in Krediten aufgebraucht hatten und alle weiteren Operationen, vor allem aber den Empfang des Geldes den Spekulanten und Vertragspartnern überließen.

2) Falls der Erstberechtigte im Unabhängigkeitskrieg (oder danach) nachweislich gefallen oder gestorben bzw. der Aufenthaltsort nicht bekannt war und die jeweilige Person für tot gehalten wurde, kamen seine legitimen Erben in den Genuß des Anspruchs. Wenn der Name dieses 1904 toten Erstberechtigten in den Listen der „Gaceta Oficial“ erschienen war, war der Anspruch der Erben ebenfalls juristisch gesichert. Für diese Berechtigten gilt das oben Gesagte in bezug auf die Aktenuntergruppen.

12. Die „Declaratorias de Herederos“

Bei Personen, die 1904 schon tot waren, tritt eine dritte Quellengruppe in unseren Gesichtskreis. Diese Untergruppe von Justizakten, die wir an dieser Stelle zuerst analysieren wollen, erlaubt die wertvollsten Einblicke in den sozialen Hintergrund der schwarzen Mambises. Sie enthält allgemeingültige Beweise für die Nähe dieser Gruppe zur Sklaverei. Die Informationen dieser Quellen stellen sozusagen das „missing link“ zwischen den ehemaligen Sklaven und der ersten farbigen Postemanzipationsgeneration und Trägern von nur einem Nachnamen dar. Hier wird die diskrete Macht der Sklaven und ihr Einfluß auf die politische Kultur des nachkolonialen Kuba sichtbar.

Falls die Namen von Toten in den Listen der „Gaceta Oficial“ von 1903 nicht erschienen waren und sie sich selbst nicht mehr um ihre Ansprüche bemühen konnten, traten andere Berechtigte in Aktion, die hier als die Gruppe der Zweitberechtigten bezeichnet wird. Wenn diese potentiell Zweitberechtigten, d.h. die Familie, Ehefrauen, Frauen mit natürlichen oder legitimen Kindern, Geschwister, Eltern, Großeltern, in einigen Fällen auch weitere Verwandte (Tanten, Onkel), glaubten, einen Anspruch zu haben, mußte eine Erbschaftsklage mit einer „Für-Tot-Erklärung“ („juicio mortuario“) bzw. einer Erklärung des „Todes ohne Testament“ („declaratoria de muerte abintestada“) angestrengt werden. Alle beigebrachten Dokumente wurden zu den Akten des Typs „Declaratoria de herederos“ zusammengefasst. Im Provinzarchiv Santa Clara finden sich 99

dieser „Declaratorias de herederos“; jede einzelne Akte mit ca. 15-25 Folios¹⁰⁵.

Unter den 99 überlieferten Fällen finden sich 35 Afrokubaner (35,35 Prozent). Alle anderen Anträge stammten von nach zeitgenössischen Kriterien als „Weiße“ („blancos“) eingestuft ehemaligen Mambises. Die Erstberechtigten waren allesamt 1904 bereits tot. Ihr Tod war während des Krieges nicht registriert worden.

Wichtigste Kriterien der „Declaratorias“ waren die schiere Mitgliedschaft im E.L.C. und der bezeugte Tod, nicht die konkrete Einheit. Unter den 35 Afrokubanern finden sich, ebenfalls nach zeitgenössischen Kriterien, „negros“¹⁰⁶, Mitglieder der „raza negra“ sowie „de la clase de los pardos“¹⁰⁷, „mestizos“¹⁰⁸, „morenos“¹⁰⁹, „pardos libres“, „morenos libres“¹¹⁰, „morenos libertos“¹¹¹ und „mulatos libres“¹¹², wie auch „morenos criollos“ oder „negros de nación“¹¹³. Selbstverständlich erscheinen im gegebenen Fall auch die jeweiligen femininen Formen. Diese Einzelbezeichnungen hatten in ihrer Zeit als ideologische Konstrukte und sprachliche Fassungen eines rassistischen Universums bestimmte Bedeutungen. Für unsere statistischen Zwecke hier an dieser Stelle kann diese Vielfalt zunächst zu zwei Hauptgruppen zusammengefasst werden, die Population der „morenos“ (elf = 31,4 Prozent) und die der „pardos“ (24 = 68,6 Prozent). Aus der Gruppe der „morenos“ waren vier selbst Sklaven gewesen, aus der Gruppe der „pardos“ zwei; von der Gesamtzahl (35) also sechs Individuen oder 17,2 Prozent. Von 14 Individuen oder 40 Prozent beider Gruppen, unter denen sich auch die sechs ehemaligen Sklaven befinden, waren die Mutter (und

105 Hier können nicht alle 99 Expedientes mit ihren Titeln zitiert werden; die Akten finden sich im „Fondo de Juzgado de Primera Instancia“, legajos 1-7, expedientes 18-179; allerdings mit Unterbrechungen in der Zählung.

106 „Schwarze“, in der Alltagssprache gebraucht, aber im offiziellen Gebrauch eher pejorativ.

107 „Schwarze Rasse“ bzw. „Klasse der Mischlinge“; offizielle Bezeichnungen im 19. Jahrhundert.

108 „Mestizen“; „mestizo“ und „pardo“ (Mischling) erscheinen in offiziellen Dokumenten oft synonym.

109 „Braune“; ein Euphemismus der Dokumentensprache, um nicht das pejorative „negro“ zu verwenden.

110 „freie Mischlinge“ und „freie Braune“; in den Dokumenten meist zu Kennzeichnung Altfreier verwandt.

111 „Freigelassene Braune“; bezieht sich auf Kinder von Sklavinnen mit sehr dunkler Hautfarbe, die unter die „Ley Moret“ fielen. Es existiert auch die Variante „pardo liberto“.

112 „Freier Mulatte“; hier dürfte es sich um eine Bezeichnung soziokultureller Art handeln, die Mischlinge eines bestimmten Milieus zu erfassen suchte.

113 „Kreolische Braune“ und „Neger der (afrikanischen) Nation“; diese Bezeichnungen dienten der fundamentalen Unterscheidung zwischen auf Kuba geborenen Kreolnegern und Menschen, die Afrika geboren worden waren. Unter den Kreolsklaven hatte die Bezeichnung „negra“ oder „negro de nación“ bald eine fast mythische Bedeutung zur Kennzeichnung der Stammütter und -väter; in der Sprache offizieller Dokumente der Sklavereiperiode wurden die „negros de nación“ als „bozales“ bezeichnet.

in einem Fall auch der Vater) Sklaven gewesen; davon waren zwölf „morenas criollas“, d.h. bereits auf Kuba geborene Kreolensklavinnen und ein Vater sowie zwei „negras de nación“, in Afrika geborene Frauen. Bei vier von diesen Kreolsklavinnen sind deren jeweilige Mütter als ans Afrika stammend ausgewiesen, in einem Fall zusätzlich auch der Vater (ein Arará, ein Lucumí, ein Gangá, die anderen ohne genaue Zuordnung). Vier Individuen oder 11,4 Prozent der Gesamtpopulation tragen den ausdrücklichen Vermerk, daß sie unter die „Ley Moret“ fallen, die, am 23. Juni 1870 proklamiert, alle nach dem 1. September 1868 geborenen Kinder von Sklavinnen zu Freien erklärt hatte. Sechs Individuen bzw. rund 17,2 Prozent müssen als Altfreie gelten, denn sowohl Eltern wie auch Großeltern waren Freie; fünf davon sind als „pardos libres“ bzw. „mestizos“ und einer als „moreno libre“ erfasst. Sie tragen ausnahmslos zwei Apellidos. Zwischen den beiden im gewissen Sinne extremen Gruppen „Sklaven“ (17,2 Prozent) und „Altfreie“ (17,2 Prozent) findet sich unter den Afrokubanern die Gruppe von 19 (54,3 Prozent) der Afrokubaner, die der ersten freien Generation angehörten, wie die 4 ausdrücklich als Libertos bezeichneten (11,4 Prozent) und der Rest der Söhne von Sklavinnen die, da sie nach dem September 1868 geboren worden waren, ebenfalls in den Status von Libertos gelangt waren, ehne daß dies Erwähnung findet (8 oder 22,8 Prozent). Das bedeutet, ein Anteil von 34,2 Prozent oder ein rundes Drittel sowie die 17,2 Prozent ehemaligen Sklaven, zusammen also mehr als die Hälfte, kannten die Sklaverei aus persönlichem Erleiden oder aus enger Familienperspektive. Oftmals war die jeweilige Mutter zwischen 1870 und im Extremfalle bis 1886 noch Sklavin geblieben, während der Sohn (und seine eventuellen Geschwister) bereits den Status von Libertos einnahmen. So im Falle des Mambi Ramón Pablo de la Caridad Cruz¹¹⁴, der als Soldat etwa ehen so lange wie Montejo gedient hatte, denn es standen ihm „haberes“ von 975 Pesos zu.

Der „negro“ Ramón Pablo war am 30. Juli 1872 in Lajas geboren worden, er fiel also unter die „Ley Moret“, was in seinem Taufzeugnis vom Pfarrer ausdrücklich hervorgehoben wird¹¹⁵. Seine Mutter Amastasia erscheint als „morena criolla, Sklavin von Doña Caridad de la Cruz“¹¹⁶. Die Mutter, 1892 im Alter von 43 Jahren gestorben, hatte neben Ramón Pablo noch sechs Söhne und zwei Töchter. Für alle Kinder ist die Formel „unbekannter Vater“ aufgeführt; allerdings haben wir in dieser Akte wegen des frühen Todes der Mutter den günstigen Fall vor uns, den wahrscheinli-

114 APIVC, Fondo Juzgado de Primera Instancia de Santa Clara (FJPI), leg. 7, exp. 176 (16 de Sept. 1904 al 25 de Agosto de 1905): Declaratoria de herederos de Ramón Pablo de la Caridad Cruz.

115 „Iglesia de Lajas, libro 2º de bautismos de color, folio 29, núm 145, Ramón Pablo de la Caridad Cruz = Liberto ... niño varón que nació el día treinta de Julio de mil ochocientos setenta y dos ... de condición libre por el artículo primero de la Ley de veinte y tres de Junio de 1870 [Ley Moret]“, in: ebenda, f. 5r.

116 Ebenda.

chen Vater zumindest einiger Kinder zu kennen, denn ein gewisser Julián Terry, „negro de nación“ aus Lajas, übernahm nach dem Tode von Anastasia die Vormundschaft für die halbwüchsigen Kinder¹¹⁷. Offiziell aber ist, wie in der überwiegenden Masse der Akten, nur die mütterliche Linie ausgewiesen. Im Falle von Ramón Pablo reichte sie zurück bis zur Mutter von Anastasia, einer gewissen Agustina Piedra, die Kreolsklavin in Alacranes (Provinz Matanzas) gewesen war¹¹⁸. Das bedeutet, daß Anastasia, 1849 geboren, in den sechziger Jahren von ihrer eigenen Mutter getrennt worden und in die Aufschwungsregion nach Lajas verkauft worden war. Welch Haß auf die Sklaverei mag sich in der Tradition einer solchen Familie akkumuliert haben!

Zum Zeitpunkt ihres Todes waren 22 der 35 Individuen (62,8 Prozent) in der Landwirtschaft beschäftigt (15 als „labrador“, sechs „campo“, einer als „agricultor“); nur je einer als Zigarrenmacher („tabaquero“) und als Bäcker. Unter dem Rest (13) befinden sich die sechs ehemaligen Sklaven und ein Teil derjenigen, deren Eltern bzw. Mutter Sklaven gewesen waren. 24 vom Total (68,6 Prozent) waren nach 1870 geboren worden. Das bestätigt die These, daß die Masse der Mambises bei Kriegsbeginn noch nicht das gültige Wahlalter erreicht hatte. Eines ihrer Hauptmotive wird, neben der Furcht vor einer Wiedereinführung der Sklaverei, die mangelnde politische Partizipation gewesen sein.

Beim größten Teil ist unter „naturalidad“ Santa Clara angegeben (13 oder 37,1 Prozent), es folgen Esperanza (sieben oder 20 Prozent). Hier hat sicher die Nähe zum Gericht Erster Instanz in Santa Clara eine wichtige Rolle gespielt. Es folgen Cienfuegos, Lajas, Cumanayagua und Remedios mit je zwei (5,7 Prozent, zusammen 22,8 Prozent), Ranchuelo und Yaguaramas mit je einem (2,35 Prozent, zusammen 5,7 Prozent) im Südwesten von Santa Clara sowie Cifrentes, Quemado de Güines und Corralillo im Norden bzw. im weiteren Nordwesten der Provinz Santa Clara mit ebenfalls mit je einem Berechtigten (zusammen 7,1 Prozent). Aus den Provinzen Matanzas (del Roque) und La Habana (Managua) stammte ebenfalls je ein Berechtigter (zusammen 5,7 Prozent). 33 oder 94,3 Prozent der toten Erstberechtigten kamen folglich aus der Provinz Santa Clara.

25, das heißt zwei Drittel der 35er-Liste von Afrokubanern oder 71,4 Prozent (bzw. 25,2 Prozent der 99 Fälle), tragen nur einen Apellido, der Rest die normale kastilische Namensform von zwei Familiennamen. Von den 64 „Weißen“ der restlichen Liste (99) tragen 60 oder 93,7 Prozent bzw. 60,6 Prozent von 99 zwei Apellidos. Anders gewendet: Während aus der allgemeinen Gruppe der 35 Farbigen nur 17 Prozent zwei Nachnamen haben, was vor allem ein Zeichen für die legitime Heirat der Eltern und damit für einen gewissen sozialen und wirtschaftlichen Status ist, tragen in

117 Ebenda, f. 8r/v.

118 Ebenda., f. 9r.

der allgemeinen Gruppe der Weißen nur sechs Prozent nur einen Nachnamen.

Obwohl die 99 Fälle eine kleine Population darstellen, kann man sie wohl, eine gewissen Unschärfe in Kauf nehmend, als Zufallsstichprobe ansehen und allgemeinere Schlüsse ziehen. Das würde dann bedeuten, daß die oben, in den Militärlisten und im „Indice“, analysierten Gruppen von Afrokubanern um allgemein rund 15 Prozent ihrer jeweiligen Gesamtzahl vermehrt werden müßten. Im Einzelfall sind das schon statistische Spekulationen, etwa im Falle des oben erwähnten Regiments „Pedro Díaz“ (rund 94 Prozent von Trägern eines Apellidos), aber für die Zahlen des Vierten Korps (rund 30 Prozent mit einem Apellido) und des Regiments „Invasor Villareño“ (rund 54 Prozent) kann von einem gewissen Trend gesprochen werden. Es würde sich dann unter Hinzuziehung der Gruppe von altfreien Farbigen mit zwei Apellidos für diese Einheiten um runde 35 Prozent bzw. 60 Prozent, respective, in bezug auf die Beteiligung von Afrokubanern handeln, die nicht selbst Sklaven gewesen waren. Die Zahlen für Afrokubaner dieser Gruppe plus der Ex-Sklaven erreichen dann für das Vierte Korps ein rundes Total von 40 Prozent.

Für diese Rechtssachen mußten die überlebenden Familiengehörigen als zweitberechtigte Kläger persönlich oder ihr Rechtsvertreter am Sitz der Ersten Instanz erscheinen und eine Reihe von Dokumenten und beideten Zeugenaussagen beibringen.

In diesen Fällen erscheinen die Kläger zunächst unter der Rubrik „Poder“ („Vollmacht“) in den Notariatsakten und müßten dann auch unter den Gerichtsakten von Santa Clara oder Cienfuegos erscheinen. Das ist in den meisten der 99 Fälle auch so.

Die Schlüsse aus dieser Quellengruppe von Fällen für den Historiker aus mehreren Gründen nicht einfach. Erstens, weil bekanntlich nur rund 5000 Gefallene bei einer quantitativen Population von – nach den nicht ganz fidedignen Zahlenangaben des „Indice“ – 1900 noch rund 70000 lebenden Mambises erfaßt worden sind und – zweitens – in den Wirren von Krieg und Rekonzentration sowie der „normalen“, trashumanten und sehr instabilen Lebensweise kubanischer Männer viele von ihnen einfach „verschwunden“ oder wirklich gestorben waren und ihre Zurückgebliebenen *glaubten*, sie seien im Krieg auf separatistischer Seite gefallen.

Drittens kann man annehmen, daß einige Kläger einfach eine Probe riskierten, ob ihnen nicht auch Geld ausgezahlt werden würde. Die Ansprüche könnten also auch fingiert oder mit dem Vorsatz des Betruges angemeldet worden sein. Diesen bewußten oder unbewußten Betrugsversuchen setzten allerdings die komplizierte juristische Verfahrensweise, der sehr erhebliche Aufwand an Zeit und Geld sowie die extrem schwierigen Transportverhältnisse deutliche Grenzen. In der Mehrheit der Fälle dürfte es sich um durchaus berechnete Ansprüche handeln, wie die vorhandenen Gerichtsakten zeigen. Alle 99 im Provinzarchiv von Santa Clara überlieferte Fälle wurden für die Antragsteller positiv entschieden.

Es mögen aber auch in Santa Clara Fälle, wie der des schwarzen Obersten Isidro Acea vorgekommen sein. Das wäre, neben den oben genannten Möglichkeiten, eine Variante, bei der schon die Erstberechtigung fingiert war. Isidro Acea hatte 1899 vor allem schwarze Männer in die Heereslisten einschreiben lassen, die nie Mambises gewesen waren¹¹⁹.

13. Schwarze Berechtigte in den Notariatsprotokollen

Der in Cruces residierende Notar Domingo Valdés Losada hat den Löwenanteil unter den für die Jahre 1904/05 ausgewiesenen Akten in diesen Finanzangelegenheiten protokolliert. Er kann also als „Notar der Mikroregion“ angesehen werden. Insgesamt handelt es sich bei seinen Fällen um 816 Notariatsprotokolle für Schwarze und Weiße; 1904 waren es 734 Fälle und 1905 82 Fälle. Das macht rund 72 Prozent aller von oben genannten Notaren protokollierten Akten aus (1144). Als mit hoher Wahrscheinlichkeit ehemalige Sklaven oder freie Schwarze, die in enger Beziehung zur Sklaverei standen, wurden 371 Namen (45,5 Prozent) von den insgesamt 816 (100 Prozent) Protokollen erfaßt. Diese Protokolle setzen in den Akten des Notars Valdés Losada im Februar 1904 ein und enden ein Jahr später, im April 1905. Im März 1904 findet sich die Masse der Protokolle von Erstberechtigten. Im April 1904 setzen dann auch Protokolle von Zweitberechtigten ein¹²⁰.

Ehemalige Sklaven bzw. Afrokubaner aus Sklavenfamilien sind in den von Valdés Losada aufgesetzten Protokollen eindeutig am Namenszusatz „sin otro apellido“ (ohne anderen Namen) oder „sin más apellido“ (ohne weiteren Namen) auszumachen¹²¹. Unter den 371 Namen von Schwarzen, die in den 816 Protokollen erscheinen, tragen 336 (rund 40 Prozent von 816) diese Chiffre. Individuen mit zwei Nachnamen wurden in die 371-Liste nur aufgenommen, wenn sich aus anderen Informationen schließen ließ, daß sie ehemalige Sklaven oder freie Schwarze aus Familien waren, die in enger Beziehung zur Sklaverei standen, wie zum Beispiel Esteban Montejo y Mem.

119 T. Orum, *The Politics of Color: The Racial Dimension of Cuban Politics during the Early Republican Years, 1900–1912*, Ph. D. Diss., New York University, 1975, S. 107f.

120 Die Protokolle können hier nicht im Einzelnen aufgeführt werden; sie finden sich im APC, Fondo Protocolos Notariales, Protocolos Domingo Valdés Losada, toms. 8 (Enero-Febrero de 1904), 9 (Marzo de 1904), 10 (Abril-Mayo de 1904), 11 (Junio de 1904), 12 (Julio de 1904), 13 (Agosto-Septiembre de 1904), 14 (Octubre-Diciembre de 1904), 15 (Enero-Febrero de 1905), 16 (Marzo-Abril de 1905).

121 APC, Protocolos D. Valdés Losada, tom. 15 (Enero-Febrero 1905), n° 212. Im Falle des Antragstellers Don Adriano Hidalgo Gato ist trotz der Tatsache, daß er zwei Apellidos hat, die „Rassenchiffre“ „sin otro apellido“ angehängt. Bei weiteren Fällen steht sogar ausdrücklich z.B. „morena Luciana Casanova sin otro apellido“; ebenda, n° 236.

Da jedes Protokoll auch ein Minimum an sozialer Hintergrundinformation über Stand, Beruf, Alter, Herkunft („naturalidad“) und Wohnort („vecindad“) verzeichnet, ist die Herkunft ehemaliger Sklaven aus dem Ort Lajas („Término Municipal“) relativ klar abzugrenzen. Unter den 816 Fällen finden sich 47 Erstberechtigte, d.h. Männer bzw. Veteranen, die selbst im Befreiungsheer gekämpft hatten (5,7 Prozent). Als ihr Herkunfts- bzw. Geburtsort („naturalidad“) ist Lajas genannt. Bei zwei von ihnen ist der Geburtsort „Africa“ festgehalten, sie sind aber als „Vecinos“, d.h. Vollbürger von Lajas ausgewiesen. Valdés Losada protokollierte unter den 816 Fällen aber nicht nur Klienten aus dem Ort Lajas selbst, sondern eben auch aus Cruces, Palmira und Ranchuelo, das heißt, aus der historischen Region Lajas/Cruces. Die 5,7 Prozent sagen also viel über die Beteiligung von Schwarzen aus dem Término Municipal aus, auf dessen Territorium sich einige der damals weltgrößten Zuckerfabriken befanden. Die relativ niedrige Zahl von 5,7 Prozent bestätigt unsere These, daß die Beteiligung der Schwarzen aus diesem Ort eher gering zu veranschlagen ist, was sich auch am äußerst geringen Vorkommen der direkt in Lajas am meisten verbreiteten „großen“ Sklavenapellidos demonstrieren läßt.

Zu diesen 47 Erstberechtigten aus dem Ort Lajas kommen nochmals 22 Zweitberechtigte, alles schwarze oder farbige Frauen mit Geburtsort Lajas (eine Frau ist mit Geburtsort „Africa“ ausgewiesen, war aber „vecina“ von Lajas), die als Mütter, Schwestern oder Ehefrauen die Ansprüche von 23 toten Erstberechtigten (rund drei Prozent) aus ihrer jeweiligen Familie vertraten.

Den nackten Zahlen nach handelte es sich nach den Protokollen also um insgesamt um 70 Mambises oder rund 8,6 Prozent aller Fälle aus dem Ort Lajas. Von den oben, in Tabelle I bzw. in den Wählerlisten von 1898 am meisten vorkommenden „großen“ Sklavenapellidos, finden sich unter diesen 70 Individuen 24 (zwei Terry, fünf Mora, drei Moré, zwei Hidalgo, vier Madraza, fünf Cruz, kein Avilés, drei Palacios, kein Barroso, kein Abreu, kein Goytizolo und kein Pasalodos). Selbst unter den Sklaven bzw. Afokubanern in großer Nähe zur Sklaverei beträgt das Verhältnis „große“ Sklavenapellidos zu allen anderen nach diesem Quellentyp 24:70 (34,3 Prozent), d.h. sehr viel geringer als in der autonomistisch-kolonialen Dokumentation. Das Verhältnis „große“ Sklavenapellidos zu Trägern nur eines Apellidos ist gar verschwindend gering – 24:317 (7,6 Prozent).

Leider liegen uns für die ersten nachkolonialen Wahlen keine Namenslisten, sondern nur Zahlen für bestimmte Kategorien von Wahlberechtigten vor. Aber es ist trotzdem interessant, diese 70 schwarzen Mambises mit der Zahl von 115 Mitgliedern des E.L.C. zu korrelieren, die eben wegen dieser Eigenschaft bei den ersten „freien“ Wahlen 1900 im Munizipium Lajas, noch während der Okkupation durch die USA, eine Wahlberechti-

gung erhalten hatten¹²². Unter denen, für der enge Wahlzensus nicht galt und die wegen ihrer Eigenschaft als Veteran an den Wahlen teilnehmen durften, würden die Schwarzen dann ca. 60 Prozent ausmachen. Allerdings kennen wir die Gesamtzahl aller Mambises nicht, da auch Veteranen unter anderen Kriterien des Wahlzensus als Wähler erfaßt sein können. In einem weiteren, namentlichen, Wählerverzeichnis vom 31. Dezember 1901 (Präsidenten- und Senatorenwahlen)¹²³ sind unter 667 Individuen 158 (23,7 Prozent) erfaßt, darunter allerdings nur neun der oben aufgeführten 47 Erstberechtigten. Warum sich die Veteranen nur in solch geringer Zahl an der Wahl beteiligten, können wir nur vermuten; eventuell boykottierten sie den Zensus der Okkupationsmacht. Möglicherweise waren sie zu dieser Zeit auch noch nicht nach Lajas zurückgekehrt.

Auch in dieser Liste erscheinen sehr wenige Terry oder Moré, da bei diesen Wahlen eben noch der Zensus der Okkupationsmacht galt und die ehemaligen Terry- und Moré-Sklaven nicht am Krieg teilgenommen hatten. Da alle 158 afrokubanischen Individuen nur einen Apellido tragen, gilt für diese Liste das Verhältnis „große“ Sklavenapellidos (wie in der Wählerliste von 1898) zu Trägern nur eines Apellido von 74:158 (46,8 Prozent; fünf Terry, 14 Mora, drei Moré, ein Hidalgo, vier Madrazo, 35 Cruz, kein Avilés, ein Palacios, sieben Barroso, drei Abreu, kein Goytizolo und ein Pasalodo). Die Liste läßt aber schon den beginnenden Zugang ehemaliger Mambises in die Zuckerregion um Lajas/Cruces erkennen.

Leider geben die Hintergrundinformationen der Notariatsprotokolle nicht so viel her, um aus ihnen soziale Profile zu erstellen, aber einige individuelle Schicksale werden deutlich. So etwa das einer gewissen Serafina Larrondo, die 1904 als Vecina von Lajas ausgewiesen ist und deren Sohn in Santiago de Cuba geboren worden war. Er fiel 1897 in Los Palacios, Provinz Pinar del Río, hatte also ganz Kuba mit den „Invasionstruppen“ durchquert. Unter den Zweitberechtigten von Lajas ist

122 Die Wahlen unter dem Okkupationsregime waren einem strikten Kultur- und Besitzzensus unterworfen. Wählen durften nur Männer ab vollendetem 21. Lebensjahr, die entweder lesen und schreiben konnten oder einen Besitz im Wert von 250 Dollar nachweisen mußten. Die Ausnahmen waren die Mitgliedschaft im ehemaligen E.L.C. und der Nachweis (licenciamiento), daß die Waffe abgegeben worden war. Da die weißen Mambises meist lesen und schreiben konnten bzw. manchmal den erfordernten Besitzzensus erfüllten, sind unter den restlichen 47 der 115 Individuen wohl vor allem ärmere weiße und ärmere altfreie ehemalige Mambises erfaßt; siehe: Schreiben von José Miguel Gómez an den Alkalden von Lajas, Santa Clara, 7. Mai 1900, in: APC, Fondo Ayuntamiento de Lajas, exp. 273, Estado de los Barrios, fondo sin procesar; sowie: APC, Fondo Ayuntamiento de Lajas, n° 111, inv. 1, (26 de Julio – 19 Septiembre de 1990): Estado de los Electores inscriptos en este Término durante el período de ampliación del 15 al 20 [sic – M.Z.] de Agosto de 1900 con las circunstancias que se expresan en el encasillado, f. 12r.

123 APC, FAL, n° 111, inv.1 (ohne leg. und ohne exp.) (24 Octubre 1901 – 1° Enero 1902): „Expediente relativo a las inscripciones de electores con arreglo a lo dispuesto en la Ley Electoral del 14 Oct 1901“, f. 59r-63v.

auch ein Teil des Benítez-Moré-Armenteros-Clan vertreten, aus dem der später berühmte Sänger Benny Moré (geb. 1919) stammt. Dieser Familienclan wird repräsentiert durch Vicenta Armenteros, „ohne weiteren Namen“, Vecina von Lajas, geboren in Afrika. Sie übertrug, wie Esteban Montejo, im Oktober 1904 Eduardo Guzmán eine Vollmacht, die Gelder, die ihrem gefallenen Sohn Juan Moré (genannt Juan Armenteros) zustanden, in Empfang zu nehmen¹²⁴. Auch weitere Verwandte von Benny Moré kommen in den Protokollen vor: Juan Benítez, Wenceslau Benítez y Benítez¹²⁵ und José Benítez Moré¹²⁶, beide letzteren auch in der Wählerliste von 1901.

Die Gesamtbeteiligung von Schwarzen aus der ganzen Mikroregion um Lajas/Cruces war höher als die oben ausgewiesenen 8,6 Prozent. Für die Orte Esperanza sind 25, für Camarones 24, für Santo Domingo vier und für Cartagena drei Mambises ausgewiesen. Dazu kommen für die Orte Palmira und Cruces je ein Mambí. Aus den ersten drei Orten, an den Randzonen des Verteidigungsgürtels um Cienfuegos gelegen, waren schon die meisten Mambises in den Militärlisten von 1896/97 erfasst worden. Diese 64 Erstberechtigten machen nochmals rund acht Prozent aus. Wir haben es also unter der Population „Erstberechtigte“ bei Valdés Losada (816=100 Prozent) für die historische Region Lajas/Cruces mit 111 1904/05 noch lebenden Individuen oder 13,6 Prozent Erstberechtigten zu tun, davon 47 (5,6 Prozent) direkt mit Herkunftsort Lajas und 64 (acht Prozent) aus den oben genannten Orten.

Dazu kommen für diese Region noch 42 Zweitberechtigte, die die Ansprüche von 44 (rund fünf Prozent) bereits gestorbenen Veteranen (meist „natürliche“ Söhne, aber auch Brüder und Ehegatten) angemeldet hatten. Insgesamt aus der Region also 108 Erst- und Zweitansprüche von Berechtigten oder 13 Prozent.; zusammen mit den 70 Erst- und Zweitansprüchen aus dem Ort Lajas ergibt das unter den Fällen von Valdés Losada für die gesamte historische Region Lajas/Cruces eine Zahl von 178 Ansprüchen oder rund 22 Prozent.

Der Rest der 371-Liste, genau 193 protokollierte Fälle, setzt sich aus Erst- und Zweitberechtigten zusammen, von denen 61 (7,5 Prozent von 816; darunter zwei Männer mit Angabe „Afrika“) aus der weiteren Jurisdiktion Cienfuegos, davon 26 (3,2 Prozent) aus Cienfuegos-Stadt, sechs aus Cumanayagua sowie fünf aus Yaguaramas kamen.

Für Santa Clara-Stadt sind 22 Fälle protokolliert worden, für Sagua la Grande elf¹²⁷ und für Trinidad zehn; es folgen Quemado de Güines mit

124 Ebenda, t. 14 (Okt.-Dez. 1904), f. 3004r-3005v.

125 Der Fall von Wenceslau Benítez ist ein schöner Beweis für die Zuordnung des ominösen „sin otro apellido“. Sein zweiter Apellido ist über den durchgestrichenen Zusatz „sin otro apellido“ geschrieben worden.

126 Ebenda, tom. 9 (Marzo de 1904), f. 471r-472v; 585r-587r; 591r-593r.

127 Darunter Esteban Montejo.

acht und weitere 14 Fälle; insgesamt kamen aus der Provinz Las Villas 65 Berechtigte (8,4 Prozent).

Aus den Provinzen Pinar del Río stammten acht Berechtigte (ein Prozent), aus La Habana 15 (inclusive 2 aus Havanna-Stadt; 2,1 Prozent), aus Matanzas 25 (drei Prozent), aus Puerto Príncipe (Camagüey) fünf (0,6 Prozent) und 14 (1,8 Prozent) sogar aus Oriente. Das macht als Teilsumme nochmals 67 (8,2 Prozent) Berechtigungen von „Fremden“ aus¹²⁸.

Der Anteil der „Forasteros“ ist insgesamt mit fast 70 Prozent (von 193 bzw. 35,6 Prozent von 371) aus anderen Jurisdiktionen als Cienfuegos bzw. 18 Prozent (von 371) aus anderen Provinzen als Las Villas sehr hoch.

Diese erhebliche Anzahl von Antragstellern, die 1904 als Vecinos dieser Region verzeichnet sind und nicht in ihr gebürtig waren, für die also eine andere „naturalidad“, außerhalb der historischen Region Lajas/Cruces, in den Protokollen ausgewiesen ist, zeigt, daß sicherlich eine Reihe von Mambises nach dem Krieg in Zentralkuba „hängengeblieben“ war, weil sie kein Geld hatten, in ihre Heimatorte zurückzukehren, oder weil ihre Familien umgekommen und die Siedlungen in der ehemaligen Wohngegend zerstört waren¹²⁹.

Die Zahlen über den Zuzug bzw. Verbleib ehemaliger Mambises mit anderen Herkunftsorten („naturalidad“) in die Region Lajas/Cruces zeigt aber auch, daß die Zuckergegend eine erhebliche Attraktion auf die einfachen ehemaligen Soldaten des Ejército Libertador ausübte, die in ihren „bürgerlichen“ Berufen eben Zuckerschnitter und oft ehemalige Sklaven waren. Es kam, so kann man ohne Übertreibung feststellen, nach 1900 zu einer Massierung ehemaliger Mambises in den ländlichen Zuckerregionen um Lajas, Cruces und Palmira.

Das wird in den Protokollen des Notars von La Esperanza, Antonio Pelaéz Carrazana, deutlich. Esperanza liegt 20 Km östlich von Santa Clara. Die Landschaft ist hügelig und war sowohl von Zuckerfeldern, vor allem aber von Kleinwirtschaften und Viehhaltung geprägt. Pelaéz Carrazana verzeichnete für 1904/05 108 Fälle¹³⁰, davon 38 Afrokubaner und 70 Weiße. 32 (84,2 Prozent) von den Afrokubanern sind mit „naturalidad“ Esperanza und engeres Einzugsgebiet (Santo Domingo, Santa Clara, Ranchuelo, Cifuentes, Cartagena, Quemado de Güines) aufgeführt, drei stammten aus Pinar del Río, zwei aus der Provinz Havanna und einer aus Santiago de Cuba (zusammen 15,8 Prozent). Hier war der Zuzug von ortsfremden Veteranen also weit geringer¹³¹.

128 Ein Antragsteller wollte die Angabe nach Herkunft nicht machen.

129 Herrera, José I. [Mangoché], *Impresiones de la guerra de independencia* (narrado por el soldado del Ejército Libertador José Isabel Herrera, La Habana 1948, S. 160).

130 APHVC, Protocolo Antonio Pelaéz Carrazana, tomo 1904 (Marzo-Dic.); tomo 1905 (Enero-Junio), passim.

131 Allerdings ist zu beachten, daß sowohl der Notar Valdés Losada (Cruces), wie auch Pelaéz Carrazana Fälle aus La Esperanza protokolliert haben. Aber selbst bei Beachtung dieses Faktums gilt die Aussage.

Über den *absoluten Anteil* ehemaliger Sklaven bzw. freier Farbiger am Vierten Korps des Ejército Libertador ermöglichen die Notariats- und Gerichtsakten nur begrenzte Aussagen. Sie vermerken nur selten die Einheiten, in denen die Individuen gedient hatten.

Die Entwicklung der Gruppe von Überlebenden läßt sich an einem weiteren Quellentyp, den Rentanträgen der Mambises, verfolgen. Diese Akten dokumentieren für den Zeitraum des zweiten Jahrzehnts bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts den Status der ärmsten Überlebenden, denn für eine positive Entscheidung des Rentantrages war Voraussetzung, daß der Antragsteller über keinerlei Einkünfte, Erbschaften, Besitz oder familiäre Unterstützung verfügte. Die eingehende Analyse dieses Quellenkorpus ist hier aus Platzgründen nicht möglich, deshalb nur einige globale Zahlen: bei einem Total von 214 Rentanträgen im Provinzarchiv Cienfuegos handelt es sich um 109 Schwarze (51 Prozent), 58 Weiße (27 Prozent) und 47 (22 Prozent) unklare Fälle, von denen die meisten Farbige gewesen sein dürften¹³².

14. Die neue politische Kultur: Militärtradition, demokratisches Charisma und Klientelschaften

Das Thema der Haberes hat neben den finanziellen und juristischen Aspekten auch Komponenten, die direkt mit der politischen Kultur der Separatisten und der unabhängigen Republik verbunden sind.

Die Aufkäufer und Agenten der schnell gegründeten Kreditgesellschaften waren nicht irgendwelche Männer, sondern politisch einflußreiche Territorialkaziquen, hohe Offiziere des E.L.C. und einflußreiche Mitglieder der alten Verwaltung, faktisch die regionale Ebene von Caudillos unterhalb der Provinzebene. In Lajas/Cruces agierten die ehemaligen Coroneles Eduardo Guzmán y Macías aus Camarones und Jacinto Portela y Mora aus Palmira nutzten die wirtschaftliche und finanzielle Situation der ehemaligen Mambises aus und kapitalisierten ihre Beziehungen zu den Veteranen. Aber die Beziehungen gingen über krude Finanzgeschäfte oder gar „Ausbeutung“ hinaus, wie sie in der bisherigen Literatur dargestellt worden sind. Es waren Beziehungen auf Basis des gemeinsamen Erlebnisses des Krieges, manchmal auch auf der Basis gleicher Ideale. Vor allem aber waren es sehr kubanische Beziehungen des Gesprächs und des „amiguismo“, der gegenseitigen Hilfe und Achtung; im gewissen Sinne demokratische, oder, wenn man so will, populistische Beziehungen. Die Finanzgeschäfte der Haberes, wie auch politische Angelegenheiten, konnten nur über solche vertraulichen Beziehungen abgewickelt werden. So wurden die Regionalkaziken mit den Stimmen der ehemaligen, in großer Anzahl schwarzen oder farbigen Mambises, besser gesagt auf Basis kom-

132 APC, Fondo Juzgado de Primera Instancia; die einzelnen Legajos können hier nicht aufgeführt werden.

plizierter Netzwerke klientelistischer Beziehungen, in den Municipalwahlen von 1900 Bürgermeister von Lajas bzw. Palmira. Auch nach ihrer Amtszeit blieben sie „Caziques políticos“ mit klar abgegrenzten Territorien. Ähnliches galt für die Obersten Sabinó Caballero Rodríguez aus Ranchuelo, Sixto Roque del Sol aus Cienfuegos, Santiago Rey aus Cienfuegos, Nazario Rodríguez Feo aus Cartagena, Antonio Machado aus Cumanayagua sowie Mariano Pino aus Rodas/Cartagena, obwohl sie z.T. beim Haberes-Geschäft nicht so deutlich wie Guzmán in Erscheinung traten und andere Formen der lokalen Machtausübung bevorzugten.

Als Lokalkaziken waren sie für die Provinzelite von Santa Clara in Gestalt der Gruppe ehemaliger hoher Libertadores um José Miguel Gómez eine entscheidende Basis ihrer Macht.

Entstanden waren die Grundformen dieser klientelistischen Beziehungen schon zu Kriegszeiten im Ejército Libertador, z.T. schon im Zehnjährigen Krieg. Die Befehlsstrukturen im Vierten Korps, wie sie das „Índice“ festgehalten hat, zeichnen sie nach.

15. Die Grundlagen der Klientelschaften

Das „Índice“ verrät bei intensiver Lektüre die klientelistischen Grundstrukturen im Ejército Libertador, wie sie sich 1898/99 präsentierten.

Der Chef des Klientelnetzes im Vierten Korps war José Miguel Gómez Gómez, Generalmajor¹³³ aus Sancti-Spíritus. Er nahm diese Position auch wegen seiner exzellenten Beziehungen zu Máximo Gómez ein¹³⁴. Unter den Briefen von Máximo Gómez, der höchsten Autorität des kubanischen Heeres, an José Miguel Gómez, findet sich folgende Notiz, in der Máximo Gómez José Miguel seine geheimsten politischen Gedanken mitteilt: „Ich wünsche, daß Sie sich von den Zweifeln befreien, die Ihre Gedanken in bezug auf das Verhalten der Amerikaner mit uns oder mit Kuba belasten. Sie werden nach den Spaniern Kuba verlassen, es sagt ihnen nicht zu, sich mit uns zu streiten und sie werden uns frei lassen. Sie werden sich ehrenhaft verhalten und ihre Versprechungen erfüllen, aus Bequemlichkeit. Sie werden nicht unkorrekt mit uns sein ... Was ich sicher glaube ist, daß sie Puerto Rico behalten werden ... Es kann sein, daß ich in die Regierung gehen muß, aber auf alle Fälle werde ich euch noch ein wenig begleiten.“¹³⁵

Direkt zu Diensten von José Miguel Gómez finden sich der Coronel (Oberst) Orestes Ferrara Marino, ebenfalls im Hauptquartier der Ersten

133 Índice (Anm. 25), S. 367.

134 Im Museo de la Ciudad de La Habana finden sich für den Zeitraum 1897–1898 fast 150 Brief und Notizen von Máximo Gómez an José Miguel Gómez, siehe: Archivo del Museo de la Ciudad (AMC), La Habana, Fondo José Miguel Gómez, vor allem im Legajo 35.

135 Brief von Máximo Gómez aus „La Demajagua“, 26. Juni 1898; ebenda, N° Doc.: 367,033.

Division des Vierten Korps¹³⁶, ein bekannter Anarchist aus Italien, später der eigentliche Drahtzieher des „miguelistischen“ Flügels der Liberalen sowie Oberst Enrique Villuendas de la Torre aus Havanna¹³⁷. Villuendas wurde später einer der erfolgreichsten Politiker der Liberalen, fiel allerdings bereits 1905 einem politischen Mord zum Opfer.

Im sonstigen Offizierskorps, in niedrigen Rängen als José Miguel Gómez und seiner Autorität untergeordnet, aber mit eigenen Befehlsstrukturen, erscheinen die Divisionsgenerale José de Jesus Monteagudo Consuegra im Hauptquartier der Zweiten Division¹³⁸ und Brigadegeneral Gerardo Machado Morales, Chef der Ersten Brigade („Brigada de Santa Clara“) der Zweiten Division¹³⁹, Monteagudo also direkt untergeordnet. Beide stammten aus Santa Clara. Das „Indice“ verzeichnet weiterhin Brigadegeneral Higinio Esquerro Rodríguez, Chef der Zweiten Brigade („Brigada de Cienfuegos“) aus Lajas¹⁴⁰. In der Gruppe von Akteuren Gómez, Ferrara, Villuendas, Monteagudo und Machado haben wir schon die engere spätere politische Elite der Provinz vor uns; Esquerro widmete sich nach dem Krieg der Lokalpolitik in Cienfuegos, die immer in scharfem Konkurrenzverhältnis zu Santa Clara stand.

Der schwarze Brigadegeneral José González Planas¹⁴¹ aus Santa Clara, Chef der Zweiten Brigade („Brigada de Remedios“) der Ersten División, war José Miguel Gómez direkt untergeordnet¹⁴². Ein weiterer später sehr wichtiger Politiker aus Santa Clara, der zwar später Angehöriger der Konservativen wurde, aber immer gute Beziehungen zur Gruppe um José Miguel Gómez hatte, war José Braulio Alemán, Divisionsgeneral aus Santa Clara, der unter der Rubrik „Überzählige Chefs und Offiziere sowie ihre Eskorten“ erscheint¹⁴³.

In den Militärstrukturen von 1898, wie sie das „Indice“ wiedergibt, finden sich auch die Klienteln späteren lokalen Kaziken der Mikroregion im Hinterland von Cienfuegos.

136 Ebenda, f. 305.

137 Ebenda, S. 963.

138 Ebenda, S. 584.

139 Ebenda, S. 584.

140 Ebenda, S. 272.

141 D. S. Costa Valle, José González Planas: un combatiente por la independencia de Cuba, Remedios 1995 (Ms.). José González war in Santa Clara, aber nicht am 19.3.1850 (wie Costa Valle schreibt) sondern nach dem Taufzeugnis in der Iglesia de La Divina Pastora, Bautismos de Color, libro 5, f. 92r, Nr. 642, mit dem vollen Namen José de la Asunción González Planas, am 27.8.1849 geboren worden, legitimer Sohn von Romualdo González de la Cruz, „negro de nación“ und María Andrea Plana, „morena libre“, Vecinos von Santa Clara. Die Mutter stammte aus Santiago de Cuba; die matrilineare Abstammung ist durch den Namen der Großmutter, María Tecla Plana, ausgewiesen; Paten: Alejandro Asunción y María Tecla Plana.

142 Indice (Anm. 25), S. 370.

143 Ebenda, S. 2.

Der Comandante Eduardo Guzmán Macías war Chef des Infanterieregiments „Gómez“, einer Einheit der Zweiten Brigade, Zweite División. Er war „natural“ aus Camarones¹⁴⁴. Der Comandante Sabino Caballero Rodríguez führte das Kavallerieregiment „Cienfuegos“, ebenfalls Teil der Zweiten Brigade der Zweiten División¹⁴⁵. Er stammte aus Ranchuelo, hatte sich aber in Cruces erhoben.

Jacinto Portela Mora war 1898 Comandante im Hauptquartier der Zweiten Brigade der Zweiten División, Monteagudo direkt unterstellt¹⁴⁶ (aus Palmira); die Liste ließe sich für die anderen oben genannten Regionalkaziken fortsetzen.

In die Einheit von Jacinto Portela ließ sich auch Martín Morúa Delgado (aus Matanzas) auf Vermittlung seines „intimen Freundes“ General José Rogelio del Castillo versetzen¹⁴⁷, nachdem er erst im Frühjahr 1898 von den Autonomisten zu den Separatisten übergewechselt war. Obwohl der Autodidakt Morúa zu diesem Zeitpunkt schon ein bekannter Publizist und Schriftsteller war, hatte Máximo Gómez wegen der späten Entscheidung des Übergetretenen bei der Begrüßung nur verächtliche Worte für ihn übrig.

Über die lokalen Wurzeln dieser Gruppen von Klienteln, die oft bereits vor dem Krieg existierten, aber auf jeden Fall die lokalen Elemente des E.L.C. bildeten, wissen wir noch recht wenig, auch, weil bisher die Aufmerksamkeit immer auf die „nationale“ Invasion gerichtet gewesen ist. Aber die lokalen und regionalen Wurzeln und Elemente zeichnen sich, zuweilen recht sehenienhaft, innerhalb der militärischen Strukturen ab. Grob gefasst, handelte es sich bei diesen Personen meist um die jüngere, in den sechziger und siebziger Jahren geborene Generation der sogenannten „pinos nuevos“ („neue Pinien“). Die Vorbereitung des Aufstandes in Cienfuegos und in der ganzen Provinz hatte noch den Händen der Veteranen des Zehnjährigen Krieges gelegen, wie Antonio Reguera in Cienfuegos, bzw. wurde aus dem Exil gelenkt. Diese „pinos viejos“ (alte Pinien) dominierten auch die ersten Etappen des Krieges. Erst seit 1897 setzte sich die neue politische Generation durch.

Der Vater von José Miguel Gómez, Manuel Gómez, war großer Viehzüchter und Landbesitzer in den ruralen Zonen um Sancti Spiritus. Sein Sohn inkorporierte sich, zusammen mit Santiago García Cañizares am 30. Juli 1895 in das E.L.C. an der Spitze einer Gruppe von Pächtern seines Vaters. Loynaz del Castillo bezeichnet ihn zu diesem Zeitpunkt noch als „pacífico“ und Veteran der Guerra Chiquita¹⁴⁸. Aber die schiere Zahl von

144 Ebenda., S. 377.

145 Ebenda, S. 192.

146 Ebenda, S. 712.

147 Ebenda, S. 587; siehe auch R. Pérez Landa, *Vida pública de Martín Morúa Delgado, La Habana 1957*, S. 159.

148 E. Loynaz del Castillo, *Memorias de la Guerra, La Habana 1989*, S. 189.

Männern war oft zunächst gar nicht so wichtig. Wichtiger waren, und das erkannte der Armeechef Máximo Gómez im Falle von José Miguel Gómez recht schnell, die Kenntnis der Leute einer Region sowie des Geländes selbst und die Unterstützung, die José Miguel Gómez genoß. Er wurde spätestens 1897 zur rechten Hand von Máximo Gómez. Zumal es sich bei „seiner“ Region um eine Gegend von strategischer Bedeutung in unmittelbarer Nähe der wichtigsten spanischen Militärinstallation handelte, der Trocha von Júcaro nach Morón. Auf deren westlicher Seite, im Gebiet der Ersten Division des Vierten Korps, führte Máximo Gómez 1897 den brillanten Feldzug der „Campaña de la Reforma“ zum Erfolg. Damit blieb die nationale Dimension des Krieges erhalten, denn die Spanier hatten die anderen Korps des E.L.C. in den äußersten Provinzen Kubas, Pinar del Río im Westen und Oriente/Camagüey im Osten, zusammengedrängt.

José de Jesús Monteagudo hatte sich in der regionalen Frühphase des Krieges, im Oktober 1895, mit 60 Männern im Einflußgebiet seiner Familie, Placetas, erhoben; „se alzó con su gente“ (er erhob sich mit seinen Männern) ist die Formel für diese lokalen Erhebungen in den narrativen Quellen.

Gerardo Machado befahl 1896 eine Eskorte von Männern, die fast ausschließlich aus seiner Heimatstadt Santa Clara stammten¹⁴⁹.

In der Mikroregion Lajas/Cruces hatte sich am 9. Juni 1895 Alfredo Rego Alfonso, weißer Veterinär und Direktor der autonomistischen Zeitung „El Palenque“, erhoben. Über Rego schreibt Soto Pulgarón, ein ehemaliger Mambí, daß „Rafael Cañizares, Polo Calvo und andere ... ihm den Grad eines Obersten und Chef der Brigade von Cienfuegos zuerkannt“¹⁵⁰ hätten. Um Rego formierte eine Klientel, die in der Erinnerung des Weißen Soto Pulgarón mit ihren Militärgraden festgehalten ist, die zum Teil aus dem Zehnjährigen Krieg stammten: die Oberstleutnants José Garrido Capote und Juan F. Cabrera (11. August¹⁵¹), der Hauptmann Francisco Aulet Serano (28. Juli), Leutnant Andrés Pino Alpizar (5. August), Leutnant José Cabrera González (1. Juli), Leutnant Justo Ruíz Rojas (14. August), Oberst Joaquín Valero (18. Juli), Oberst Antonlo Machado Cardoso (1. Juli), Comandante Anastasio Ramírez García (21. August), Comandante Federico Leal (9. August), Comandante Luis Orizondo Ortega (27. Juli), Oberstleutnant Sixto Roque del Sol (13. August), Comandante Sabino Caballero Rodríguez (22. Juni), Hauptmann Rafael Casals Rodríguez (27. August), Co-

149 APHVC, Fondo Ejército Libertador, leg. 1, exp. 10 (28 de Junio de 1896): Expediente que contiene documentos en los que aparece la relación de clases y soldados que forman la escolta del Delegado de Hacienda, Gerardo Machado

150 A. Soto Pulgarón, *Corazones Cubanos*, La Habana 1950, S. 32ff.

151 Datum der sog. Inkorporation; Soto Pulgarón erwähnt Juan Florencio Cabrera Díaz als „amigo y paisano“ von Rego, d.h. er hebt hier die Formeln für die sozialen („amigo“) und regionalen („paisano“) Grundlagen des Klientelismus hervor; siehe ebenda, S. 44.

mandante Rodolfo Casals Curbelo (10. September¹⁵²), und Comandante Leopoldo González (21. August). Soto Pulgarón hebt hervor, daß diese Gruppe, in der wir sowohl eine Lokalklientelschaft aus Lajas, wie auch einen Teil des Offizierkorps der Brigade von Cienfuegos vorfinden, „fast in ihrer Gesamtheit nicht wußte, was Krieg bedeutete“¹⁵³.

Die Comandantes José González Planas und Juanico Castellanos, ein anderer schwarzer Veteran des Zehnjährigen Krieges, die sehr wohl über ganz erhebliche militärische Erfahrungen verfügten, werden von Soto Pulgarón nur am Rande und nicht im (textlichen) Zusammenhang mit obiger Klientel erwähnt¹⁵⁴.

González Planas hatte sich mit seiner Klientel am 8. Juli 1895 in Lajas erhoben. Über sie wissen wir – vielleicht weil sie keinen Chronisten gefunden hat – fast nichts. González Planas mag sich die Mehrheit der Afrokubaner der Mikroregion angeschlossen haben, sofern sie sich für den Kampf entschieden hatte. Zwischen der González Planas-Gruppe und der Klientel von Rego, der auch einige Schwarze angehörten, muß es einen Konflikt um die Führung der Brigade von Cienfuegos gegeben haben. Über das Ergebnis wissen wir nur, daß González Planas aufgrund seiner guten Beziehungen zum damaligen Korpschef Serafin Sánchez, den er aus dem Zehnjährigen Krieg kannte, und zu Pedro Díaz¹⁵⁵, zum Chef der „Brigada de Remedios“ ernannt wurde, die weit im Nordosten von Lajas operierte¹⁵⁶.

Rego mußte aber wegen militärischer Unfähigkeit bald seines Postens enthoben werden. Er wurde zeitweilig durch Alejandro Rodríguez, einem „Oriental“ ersetzt, bis sich 1897 Higinio Esquerria als lokaler Militär durchsetzte.

Nach dem weberianischen Grobschema dürfte es sich hier zunächst um Lokalformen traditionaler und charismatischer Legitimität gehandelt haben. Im Krieg stiegen diese Männer recht schnell auf, obwohl sie zunächst traditionellen Militärschefs des Zehnjährigen Krieges untergeordnet blieben, wie Serafin Sánchez oder Carlos Roloff.

Der extrem wichtige Zusammenhang zwischen diesen lokalen und regionalen Elementen und der durch die Invasion repräsentierten nationalen

152 Adjutant von Rego; ebenda, S. 48.

153 Ebenda.

154 Ebenda, S. 39.

155 Díaz hatte solchen Einfluß in der Region um Remedios, weil er schon den Zehnjährigen Krieg und die Guerra Chiquita unter Francisco Carrillo gekämpft hatte. Nach Kriegsende und kurzem Exil in New York, wurde Díaz Chef ein Subunternehmer zur Beschaffung von Arbeitskräften für die Zuckerrohrernte. Er kannte also viele schwarze Zuckerarbeiter der Region, die er 1895 mobilisierte, als sich Carrillo erhob. Carrillo, ebenfalls aus Remedios stammend, wurde dann Generalstabschef bei Máximo Gómez; siehe: *Revista de Cayo Hueso*, 11 Septiembre de 1898, vol. III, núm. 28, S. 435.

156 Soto Pulgarón, *Corazones* (Anm. 150), S. 51.

Dimension ergibt sich erstens aus der Tatsache, daß alle obengenannten hohen Offiziere (J.M. Gómez, Monteagudo, Machado, Guzmán, Esquerra u.v.a.m.) zunächst, kämpfend, mit den Invasionstruppen bis nach Pinar del Río zogen und zum Teil dort blieben, wie Pedro Díaz. Die Gruppe um José Miguel Gómez kehrte nach Las Villas zurück. Sie gewann, vor allem seit 1897, als die Provinzen La Habana, Matanzas und Camagüey wieder von den Spaniern kontrolliert wurden, die Überzeugung von der eminent nationalen Bedeutung der Provinz Las Villas, die zugleich das Wissen um die eigene nationale Rolle einschloß.

In der bisherigen Historiographie, vor allem der Geschichtsschreibung nach 1959, stehen diese regionalen und lokalen Elemente im Schatten einer nationalen Sicht der Ereignisse. Sánchez und Zayas aber fielen rechtzeitig und Roloff wurde Kriegsminister der „República en Armas“. Die „Campaña de la Reforma“ führte Máximo Gómez eben überwiegend mit Truppen des Vierten Korps. Las Villas wurde in den schwierigsten Zeiten des Subsistenzkrieges (1897) zum allesentscheidenden Kriegsschauplatz.

José Miguel Gómez, Monteagudo und Machado gewannen in dieser Zeit Einfluß, sie wurden als Provinzchefs sozusagen zur zweiten Reihe der Separatistenelite und zogen die wichtigsten Männer aus ihren und untergeordneten Klienteln mit sich in die hohen und höchsten Befehlsstellen des Vierten Korps. Zugleich hierarchisierten sich ihre jeweiligen Anhängergruppen in militärischen Formen, bis sich die Strukturen herausgebildet hatten, wie sie „Indice“ deutlich werden.

José Miguel Gómez, als Kopf einer solch provinziellen Hierarchie militarisierter Klientelschaften, wurde 1899 von der USA-Militäradministration zum Zivilgouverneur der Provinz Santa Clara eingesetzt. Máximo Gómez unterstützte diese Wahl. Die Klientel höherer Offiziere aus dem Unabhängigkeitskrieg bildete sozusagen die „Regierungsmannschaft“ in Santa Clara und damit die Spitze der neuen politischen Elite in „unserem kleinen Staat“, wie Orestes Ferrara die Provinz in seinen Memoiren genannt hat¹⁵⁷. Die Gruppe hatte von 1902 an nationale Intentionen.

Die politische Elite hatte sich aber auch auf lokalem und regionalem Niveau konsolidiert, wie die Kreditgeschäfte von 1904/05 zeigen. Das verdankten die Regionalcaudillos nicht zuletzt den Schwarzen der Region.

16. Visible Partizipation: Martín Morúa Delgado und die Klientel um José Miguel Gómez

Um dem weißen politischen Kaziken Jacinto Portela ein Symbol schwarzer Machtpartizipation zur Seite zu stellen, wurde der farbige Intellektuelle Martín Morúa Delgado von seinem ehemaligen Chef – schon auf Empfehlung von José Miguel Gómez – zunächst nach Palmira sozusagen „mitgenommen“ und dann von José Miguel Gómez nach Santa Clara ge-

157 Orestes Ferrara, *Mis relaciones con Máximo Gómez*, La Habana 1942, S. 215.

holt. Diese Allianz hoher Visibilität währte bis zum Tod von Morúa (1910); er wurde u.a. Minister im Kabinett von Gómez.

Eine kurze Rekapitulation der Biographie Morúas unter dem Aspekt des Klientelismus gewährt erstaunliche Einblicke. Morúa hatte José Miguel Gómez, José de Jesús Monteaúdo und Higinio Esquerria im August 1898 auf Vermittlung von General José Rogelio del Castillo kennengelernt¹⁵⁸. Als 1898 der Friedensvertrag zwischen USA und Spanien unterzeichnet war, wurde Morúa zunächst zum Inspektor für die Listen des Westdepartements, zu dem auch das Vierte Korps gehörte, ernannt. Es handelte sich um die oben erwähnten Listen, die die Basis des „Indice“ bildeten. Er konnte bei den Einschreibungen im Sinne der Klientelchefs handeln. Dann ging er, wie bereits erwähnt, von August 1899 bis Mai 1900 nach Palmira, wo er an der Seite von Jacinto Portela als Sekretär der Munizipalverwaltung wirkte. Dann begann sein Aufstieg, der paradigmatisch ist für den Zusammenhang von Lokalem und Nationalem. „In Palmira nahm sein [moralischer] Kredit einen großen Aufschwung indem er sich die Wertschätzung der Bürgerschaft durch seine dauernde Aktivität und Aufmerksamkeit für die, die sie brauchten, gewann, ohne daß er auf die [politische oder soziale] Herkunft schaute.“ D.h., er behandelte als Mitglied der siegreichen Independentisten im Interesse der Provinzelite sowohl Autonomisten und Spanier, die früheren politischen Gegner bzw. Feinde, wie auch die schwarze Bevölkerung gut. Morúa war ein Symbol für die Integration der Schwarzen und vor allem auch der Autonomisten. Diese erfolgreiche Lokalpolitik fand schnell die Aufmersamkeit von Ferrara und José Miguel Gómez. Der Provinzgouverneur gab Morúa einen Posten „para su mantenimiento“, also um ihm ein Einkommen zu verschaffen. Wegen seines Einflusses in Palmira, daß nahe bei Cienfuegos liegt, wählte José Miguel Morúa zum Repräsentanten des „Partido Republicano Federal de las Villas“ in der Kommission aus, die unter Aufsicht des Militärgouverneurs von Kuba, General Brooke, die Vorbereitungen für die Munizipalwahlen vom Juni 1900 traf. Als Morúa danach wieder in Santa Clara war, bestimmte ihn José Miguel Gómez zum Chef der Zeitung „La República“, Organ des „Partido Republicano Federal de las Villas“. Morúa wurde zweiter Mann dieser Partei hinter José Miguel. Horrego Estuch schreibt weiter: „Wenn es Übereinkünfte zu treffen galt oder Maßnahmen konstruktiver Politik bzw. des Proselitismus entschied José Miguel, nachdem er seine Mitarbeiter gehört hatte, für die Ratschläge Morúas. Durch die Hinweise und die Bereitschaft von José Miguel konnte man voraussagen, daß er den Wunsch hatte, den höchsten Posten der Republik einzunehmen, wenn nicht in den nächsten Wahlen [von 1902 – M.Z.], in den nächsten ... Durch diesem Umstand des Trachtens [nach der Präsidentschaft – M.Z.] nahm Morúa beachtenswerten Einfluß auf die Politik von José Miguel, der vielen farbigen Indivi-

158 Pérez Landa, Vida pública (Anm. 147), S. 157f.

duen und Kubanern bescheidenster Herkunft Beschäftigung in der Regierung von Las Villas gab ...¹⁵⁹

In den Wahlen am dritten Sonnabend des September 1900 – Konstituierende Nationalversammlung – wurde Morúa als Kandidat des „Partido Republicano Federal de Las Villas“¹⁶⁰, zusammen mit José Miguel Gómez, der die höchste Stimmenzahl erhielt, sowie José Braulio Alemán, dem Juristen Pedro González Llorente, den Generalen José de Jesús Monteagudo und José Luis Robatí sowie dem Oberst Enrique Villuendas gewählt. Die Zeitung *El Villareño*, „mit Sitz des Verlages in Havanna, um dort die Interessen der Region [Las Villas] zu verteidigen und zu reflektieren“, publizierte die Bilder von José Miguel und Martín Morúa – das Bild war die Botschaft: José Miguel Gómez tut etwas für die Schwarzen!¹⁶¹

Dieser diskursiven Visibilität von Schwarzen auf der obersten Ebene der Provinzpolitik stehen die Schwierigkeiten gegenüber, die schwarz-weißen Allianzen auf der regionalen und lokalen Ebene auszumachen. Besonders wichtig als breite Basis der offiziellen politischen Parteien waren die Assoziationen und Clubs. Die schwarzen und farbigen „Asociaciones de recreo y socorro mutuo“ (mutualistische Erholungs-, Hilfs- und Bildungsorganisationen), die sich aus den Cabildos der Schwarzen entwickelt hatten, spielten, neben Arbeitergremien und Veteranenclubs für unsere Fragestellung eine wichtige Rolle im Geflecht der Organisation von Anhängerschaften. Sofern es sich um ehemalige Cabildos von Schwarzen handelte, hatten sich in ihnen „negros de nación“ einer bestimmten imaginierten Abstammung („nación arará, Incumí, gangá, carabali“ oder „conga“ u.a.) um ein lokales Zentrum synkretistischer Religiosität organisiert. So im Falle der „Sociedad de Instrucción y Recreo de Naturales de Africa y sus hijos Nación Lucumí Nuestra Señora de Santa Bárbara. Antiguo Cabildo Africano“¹⁶² von Cienfuegos, die Beziehungen zu José Miguel Gómez unterhielt und ihn zum Ehrenpräsidenten gewählt hatte. Diese Gesellschaft war von einem gewissen „moreno Ramón Tillet, natural de Africa“, d.h. einem Ex-Sklaven „de nación“ gegründet worden. In der Korrespondenz zwi-

159 Die Darstellung folgt der sehr positivistischen Biographie von J. Horrego Estuch, Martín Morúa Delgado. Vida y Mensaje, La Habana 1957, S. 144ff., der auch alle Zitate entstammen. Gerade dieser Positivismus enthüllt die für kubanische Autoren der ersten Jahrhunderthälfte so sehr gewohnten Machtstrukturen, daß sie sie nicht explizit analysieren – eben den Klientelismus.

160 Zu den recht bewegten Parteibildungsprozessen zwischen 1899 und 1904/05 siehe M. Averhoff, De la guerra a la dependencia: los primeros partidos políticos, 1899–1902, in: Estudios de Historia Social, Nrs. I-IV (1988), S. 615-635 sowie: R. de Armas/F. López Segrera u.a., Los partidos políticos burgueses en Cuba neocolonial, La Habana 1985. Erst um 1904/05 hatten sich die beiden großen politischen Lager der Konservativen (Moderados) um Tomás Estrada Palma und der Liberalen um José Miguel Gómez und Alfredo Zayas endgültig formiert.

161 Horrego Estuch, Martín Morúa Delgado (Anm. 159), S. 159f.

162 APC, leg. 21, exp. 382 (24 de Dic. de 1900 – 7 de Enero de 1910): Sociedad „Nuestra Señora de Santa Bárbara“.

schen der Gesellschaft „Santa Bárbara“, die bekanntlich eine Synkretisation von Changó, einem der höchsten Orishas der Santería darstellt, und dem weißen Provinzgouverneur José Miguel Gómez werden 1904 Diskrepanzen unter den Schwarzen in bezug auf die Politik deutlich. Tillet weist in seinem Brief auf eine Abspaltung von der Gesellschaft „Santa Bárbara“ hin, die sich den Namen „Centro de Instrucción y Recreo de Naturales de Africa Nación Lucumí y sus hijos ‘San Roque’ [Orisha Elleguá – M.Z.]“ gegeben hatte. Die Gründer der neuen Gesellschaft seien Dissidenten der bereits 1851 als Cabildo gegründeten Gesellschaft „Santa Bárbara“, weil diese den „Partido Republicano“¹⁶³, d.h. José Miguel unterstütze und sich „treu zur Provinzregierung“ verhalte.¹⁶⁴

Es ist anzunehmen, aber im Konkreten schwer zu beweisen, daß Morúa und José Miguel mit den Stimmen solcher Organisationen 1900 in die kubanische konstitutionelle Nationalversammlung gewählt worden waren. Sie brauchten dieses Wählerpotential aber auch für nachfolgende Abstimmungen oder Maektkonflikte.

Es wäre in bezug auf die Partizipation und Integration der ehemaligen Sklaven zu erforschen, ob die Tatsache, daß Morúa nach Palmira ging, nur auf der gemeinsamen Kampfzeit mit seinem direkten Vorgesetzten Jacinto Portela und auf dem Wunsch, das dortige schwarze politische Potential nicht gegnerischen Parteien zu überlassen beruhte, oder ob Palmira als eines der wichtigsten Zentren schwarzer Religiosität bewußt ausgewählt worden war, um eigenständige politisch-kulturelle Manifestationen der Schwarzen zu verhindern. bzw. zu kanalisieren. Neben der oben erwähnten Tatsache, daß José Miguel Gómez bewußt Posten der Provinzregierung an Schwarze vergab, ist bekannt, daß José Miguel Gómez sich sehr tolerant gegenüber einigen Manifestationen afrokubanischer Kultur verhielten. Er trat mit den Wahlversprechen auf, Lotterie und Hahnenkampf wieder zuzulassen. Seine Liberalen tolerierten auch die Stätten schwarzer Religiosität („Casinos“ bzw. „Centros Africanos“), spendeten Geld für sie und erlaubten Tänze und Trommelschlag auf ihren Versammlungen. 1909, als Präsident, offizialisierte José Miguel dann diese von den Amerikanern und der Estrada-Palma-Regierung unter Strafe gestellten afrokubanischen Kulturelemente¹⁶⁵. Aber das Thema ist weit komplexer, geht bis in die Kulturanthropologie und ist in unseren Quellen nur sehr indirekt nachzuweisen. Deshalb hier nur einige wesentliche Aspekte. Die Partizipation der Afrokubaner war nie, zu keinem Zeitpunkt, ein passives „Mittun“ an der offiziellen weißen politischen Kultur. Palmira war (und ist) ein Zentrum

163 Partido Republicano Federal de Las Villas; José Miguel Gómez war Vorsitzender dieser Partei.

164 Brief vom 8. Mai 1904, in: APC, leg. 21, exp. 382: Sociedad „Nuestra Señora de Santa Bárbara“ (24 de Dic. de 1900 – 7 de Ene) de 1910, f. 41r-42r.

165 F. Ortiz, *Etnia y sociedad, selección, notas y prólogo* de I. Barreal, La Habana 1993, S. 229.

afrokubanischer Kultur auf Yoruba-Basis („lucumí“); Lajas ein Zentrum auf Basis imaginiertes Kongo-Tradition. Leider sind die Quellen über die Assoziationen von Lajas verzerrt. Die „congos“ von Lajas waren auch eher als Anhänger des Zayas-Flügels der Liberalen bekannt. Eduardo Guzmán war ebenfalls „zayista“¹⁶⁶. In Lajas gab es 1903 einen Konflikt, bei dem ein Schwarzer zu einer Falschaussage gegen die „miguelistas“ gezwungen werden sollte¹⁶⁷. Für Palmira wissen wir um die Existenz einer Gesellschaft „Santa Bárbara“ schon für 1907. 1915 wurde von der aus Santiago de Cuba zugewanderten Familie Stable ein Tempel („ile-ocha“) gleichen Namens gegründet¹⁶⁸. In Cruces hatte der ehemalige Sklave Canuto Montalvo 1889 das „Centro Africano La Caridad“ (Virgen de la Caridad bzw. Oshun) gegründet, in dem sich Ex-Sklaven „de nación“ versammelten. Die Mitgliederverzeichnisse dieses Zentrums lesen sich wie die Inventarlisten der früheren Sklavenplantagen, sie wimmeln von „großen“ Sklavenapellidos¹⁶⁹.

Aber es handelte sich aber nicht nur um die rein afrokubanischen Manifestationen von politischer Kultur. Die Mitglieder dieser Gesellschaften waren oft zugleich als ehemalige Mambises in Veteranenklubs organisiert, die eigene Ziele verfolgten. Sie waren Mitglieder von Gremien und Organisationen der Zuckerarbeiter, die bereits 1902 in einem großen Streik ihre Ziele vertraten. 1910 gab es einen Allianzversuch zwischen José Miguel Gómez und Pedro Ivonet, einem der Führer des „Partido Independiente de Color“, einer von Farbigen gegründeten Partei.¹⁷⁰ Für Cruces ist nachgewiesen, daß die Liberale Partei 1912 Geld für die Rekonstruktion des „Centro Africano La Caridad“ spendete¹⁷¹. In Cienfuegos dominierten Af-

166 Guzmán und Alfredo Zayas y Alfonso, Bruder von Juan Bruno Zayas, später Präsident von Kuba (1919–1923), waren wahrscheinlich 1904 zum ersten Mal in Kontakt gekommen, als Zayas als junger Anwalt in Lajas seine ersten Gelder mit Landgeschäften verdiente, siehe: APC, Protocolo D. Valdés Losada, tom. 10 (abril-mayo 1904), Nr. 419, f. 1248r-1250r.

167 Ebenda, 1903, t. 2 (julio a dic.), Nr. 199, f. 1026r-1029v. Der „moreno“ José Pérez, „ohne zweiten Apellido“, war durch die Guardia Rural und den Aufseher einer Zuckerfabrik gezwungen worden zu beschwören, daß einer der Liberalen ihm Geld versprochen habe, wenn er Zuckerrohrfelder anzünden würde. Pérez ging zu den Führern der Liberalen in Lajas und diese ließen ein Protokoll anfertigen.

168 R. Terry Santos, Caracterización del Ile-Ocha de Guadalupe Stable. En el municipio de Cruces, 1993/94 (tutor. Luis Vázquez), pág. 10: „El Ile-Ocha de Guadalupe Stable es „... una de las casas templo más antiguas que existe en Cruces“, fundado en 1915 en honor a Santa Bárbara (4 de Diciembre).“

169 APC, Fondo Registro de Asociaciones, leg. 43, exp. 12 (20 de Agosto de 1889 al 31 de Dic. de 1911): Sociedad de carácter instrucción y recreo denominada: Centro Africano La Caridad. Cruces. Expediente que contiene: Reglamento, balances, correspondencia cruzada con el Gobernador Provincial, y entre el Gobernador Provincial y el Alcalde Municipal.

170 Vgl. M. Zeuske, Der „Cimarrón“ und die Archive (Anm. 51).

171 Dr. Andrés Calleja y Capote und Don Carlos Suárez y López, „...“, ersterer Deputierter der Kammer dieser Republik und der zweite Kaufmann, beide Vecinos dieser Ort-

rokubaner die Dockerorganisation. In manchen Fällen haben wir es auch mit Lehrern in Bildungsgesellschaften oder gar – obwohl das ein ganz spezielles Thema darstellt – mit Sozialbanditen zu tun.

Deshalb wiederholen wir an dieser Stelle, daß die afrokubanische Partizipation an der offiziellen politischen Kultur niemals passiv sein konnte oder nur eine Facette hatte, sondern ein kompliziertes Geflecht von aktiven Allianzen, Alternativen, Segregationen und auch internen Feindschaften darstellte. So trugen etwa die Congos von Lajas und die Lucumies¹⁷² von Cruces sowie Palmira von Zeit zu Zeit ihre Konflikte aus. Ob und wann die von den Afrokubanern verfolgten Strategien „integrativ“ oder „segregationistisch“ waren, bleibt zu erforschen. Die erstaunliche Überlebensfähigkeit der afrokubanischen Soziabilität kleiner Strukturen und Klienteln beruhte neben dem Synkretismus in gewissem Sinne auf ihren provinziellen und nationalen Acephalität. Wichtig waren vor allem die lokalen Gruppen. Auf regionaler und provinzieller Ebene bildeten sie die Anhängerschaft von meist weißen politischen Kaziken, die sie selbstverständlich in ihrem Interesse auswählten. Bis 1908 waren es vor allem Liberale.

Kern dieser afrokubanischen politischen Kultur war zweifelsohne die schwarze Religiosität, die ihr einen großen, aber kaum in offiziellen Dis-

schaft ... und ... der Herr Canuto Montalvo, ohne zweiten Apellido, seiner Herkunft nach aus Afrika, kubanischer Bürger ..., unverheiratet, Landwirt und Vecino dieser Ortschaft; der im Namen und in Repräsentanz der Bildungsgesellschaft, „Casino Africano“ [La Caridad -M.Z.] genannt, in dieser Ortschaft, erscheint, von der er Ehrenpräsident ist.“ Calleja und Suárez, „indem sie den Wünschen der erwähnten Gesellschaft „Casino Africano“ nachkommen, machen ein formales Versprechen zur Reparaturung [des Versammlungshauses der Gesellschaft, zugleich Wohnhaus von Montalvo – M.Z.].“ Die Mitglieder der Gesellschaft, „...berufen sich bei ihrer Bitte auf die guten und uneigennütigen Dienste, die die Mitglieder der erwähnten Gesellschaft während mehrerer Jahre der Liberalen Partei geleistet haben, der die beiden genannten Herren Calleja und Suárez angehören ...“, siehe: APC, Domingo V. Losada, Protocolos 1912 (189 al 282), núm. 233, f. 1526r-1531r, hier 1528v. Angesichts des Datums dieses Protokolls (31. Oktober 1912), ein halbes Jahr nach der von Liberalen verübten Schlächtereier der „guerra de razas“, und des Ranges von Calleja y Capote, muß diese Quelle als eine Art „Entschuldigung“ der miguelistischen Liberalen gegenüber ihren traditionellen Allianzpartnern unter den Schwarzen der Region interpretiert werden.

- 172 Als „congos“ wurden Afrikaner aus der Großregion, die vom Kongo-Fluß (Zaire) bis Südangola reicht, bezeichnet. Basis der imaginierten Einheit war die Bantu-Sprache. Die Bezeichnung „lucumí“ erfasst Schwarze aus Südnigeria, Einflußgebiet der Yoruba-Sprache und Kultur. Die unterschiedlichen Populationen von Sklaven stehen in engem Zusammenhang mit dem Sklavenhandel und den unterschiedlichen Zeiträumen des Zuckeraufschwungs, der sich – grosso modo – von Cienfuegos ausgehend, in das Hinterland ausbreitete. Da er Palmira und Cruces eher, seit den vierziger Jahren erreichte, fiel diese Zeit mit den großen Importationen von Afrikanern aus den Yoruba-Gebieten zusammen, während der Aufschwung in Lajas erst nach 1857 einsetzte, als der Sklavenschmuggel schon recht schwierig geworden war und vor allem „congos“ aus portugiesischen Gebieten und dem spanischen Äquatorialafrika eingeführt wurden, siehe: Carmen Guerra Díaz/Ivonne Núñez Parra, Notas para el estudio de la esclavitud en la antigua región de Villa Clara, in: Islas, 84 (Mayo-Agosto 1987), S. 3-29.

kursen expliziten, Einfluß auf die Kultur der Unterklassen verschaffte und in der offiziellen Kultur als „brujería“ (Hexerei) verschrien war.

Die Amerikaner waren sich bei der zweiten Okkupation Kubas (1906-1909) dieser politischen Dimension der afrokubanischen Kultur sehr schnell bewußt geworden, auch wenn die „Gefahren“, die von den „negroes“ ausgingen, oft übertrieben dargestellt wurden. Das zeigt sich deutlich an den Einschätzungen über die „Guerrita de Agosto“ (1906): „In the last war – that just ended called the „constitutional war“ – of the forces in this vicinity roughly estimated at 7000, there ware [sic] probably 5000 to 5500 negroes in the number, or even more, source estimates going as high as 85 Prozent.“¹⁷³

Palunira wurde als „gefährlichster Punkt“ der Provinz Las Villas bezeichnet („Palmira – The most dangerous point in this district“¹⁷⁴). Im chiffrierten Text eines anderen Berichts über die Mikroregion heißt es : „Giniku naxiku naxufa inemek akugan imikanakugas nuxegi nufufu congojas...“¹⁷⁵. Die Chiffrierung ähnelt mehr einer Sprache, die von den „gebildeten“ Weißen den „unzivilisierten Negern“ unterstellt wurde.

Auf jeden Fall waren die eigenständigen Manifestationen afrokubanischer Kultur auch Martín Morúa Delgado suspekt, der ein konsequenter Verfechter einer Politik des „blanqueamiento“, d.h. der aktiven Aufnahme der weißen Kultur durch die Schwarzen, war. Als solcher mußte er dem Versuch der Führer des PIC, wie in der Einleitung dargestellt, ablehnend gegenüberstehen.

Es gibt aber auch andere, alternative und subtilere Beispiele schwarzer Mobilisation, die zunächst im Rückzug aus den Allianzen des Krieges bestanden und sich stärker auf afrokubanische Eigenständigkeit orientierten, besonders nach dem Scheitern der Gleichheitsideale des Krieges 1895–1898. José González Planas etwa traf 1899 recht schnell vom Posten des zweiten Befehlshabers der Guardia Rural (Landpolizei) von Placetas zurück, da er sich nicht als Partizipationsikone ausnutzen lassen wollte¹⁷⁶. Über seine Vorkriegsbeziehungen zum Zentrum schwarzer Religiosität von Lajas, dem „Casino Africano San Antonio“ (vor 1889 „Cabildo de nación conga“) wissen wir nichts, aber da sein Vater ein „Congo“ war,

173 Captain Howard A. Hickok to Headquarter about political conditions in Santa Clara, 22 de diciembre de 1906, Santa Clara, siehe: USNA, RG 395, E-1008, File 46, Item 23.

174 Lieutenant Rowell aus Palmira, Marine Barracks, 17. August 1907 an den „Supervising Intelligence Officer“, Headquarters, 15th U.S.Cavalry, Cienfuegos, Cuba, siehe: ebenda, File 68, Item 30.

175 Telegramm von Lieutenant Rowell aus Palmira, 7. Octubre 1907 an Headquarters, Marianao, La Habana; Übersetzung: „Glaubhafte Information, daß eine Gruppe von acht oder neun [Mitglieder einer „armed band of negroes“] diese Woche in der Umgebung von Congojas versucht hat, Pferde zu stehlen. Es ist anzunehmen, daß es sich um Outlaws handelt.“; siehe: Ibid., File 68, Item 37.

176 Costa Valle, José González Planas (Anm. 141), S. 2 und 14.

sind sie wohl anzunehmen. Die Desillusionierung über die Ergebnisse des Krieges hätte González Planas sicherlich, wie Armenteros oder Montejo, in die Reihen des „Partido Independiente de Color“ geführt. Er starb aber schon 1901.

Auf jeden Fall zeigt die Machtkonstellation von 1900 in Palmira – weißer Alcalde, ehemaliger Coronel des E.L.C. (Jacinto Portela) und farbiger Sekretär des Ayuntamiento, ehemaliger Leutnant des E.L.C, zugleich überzeugter Vertreter des individuellen „Blanqueamiento“ durch Bildung (Martín Morúa Delgado) – die Bedeutung, die die weißen Eliten ihrer schwarzen Anhängerschaft in den ländlichen Regionen der Zuckerproduktion beimaßen, zumal sich dort auch wichtige Zentren afrokubanischer Kultur befand. Das wurde 1907 deutlich, im Wahlkampf unter US-amerikanischer Okkupation. Morúa hatte die Beziehungen nach Palmira nicht aufgegeben. Am 26. Juli 1907 schrieb ein gewisser Miguel Vegas y León aus Palmira an Morúa, der sich in Havanna befand, über die politische Manifestation einiger „Miguelistas“, die sich, „da die Tage des Karnevals sind, verkleidet, beim Klang der Trommeln und singend, vergnügten.“¹⁷⁷ Es handelte sich also um schwarze Anhänger von José Miguel, die das Verbot zu trommeln und nach afrokubanischer Manier zu tanzen, überschritten hatten. Der Alcalde wurde mittlerweile von den Konservativen gestellt, da die Liberalen 1905 die Wahlen boykottierten. Der Alcalde habe sofort berittene Guardias Rurales geschickt, die Hiebe mit flacher Machete ausgeteilt und die Miguelistas verhaftet hätten.

Morúa sollte diese Informationen in Havanna benutzen. Der Brief enthielt auch die Information, daß die Liberalen gute Chancen hätten, die für 1908 anberaumten Wahlen in Palmira für sich zu entscheiden.

Aus der Sicht des konservativen („estradista“) weißen Alkalden, José Ramón Alberich, ehemaliger Mambi-Offizier, „natural“ aus dem aristokratischen Trinidad und Mediziner, stellte sich die Situation anders dar. Seit er den Posten des Alkalden übernommen hatte, „verbot er absolut das Trommeln ... [...] selbst auf Kosten der Antipathie der Subjekte, die sich dieser Klasse von Vergnügungen hingeben und die von einigen Leuten für die Ziele einer gewissen politischen Gruppierung ausgenutzt werden, die mit mehr Schlechtigkeit als Intellekt als Sekretäre von Gesellschaften fungieren, die mit dem Namen von Bildung und Erholung an diesem Ort existieren, um die unbewußte Masse zu unterhalten und sie für die Ziele zu benutzen, die ihnen zusagen ...“¹⁷⁸.

Hier zeigt sich, daß Morúa seine Funktion, die Schwarzen von Palmira bei der Stange der Miguelistas zu halten und zugleich ein Gegengewicht gegen eigenständige afrokubanische Kultur zu bilden, recht gut erfüllte.

Die rurale afrokubanische Wählerschaft stellte 1900 bis 1908 eine, wenn nicht die wichtigste, Anhängergruppe José Miguels im Kampf um die

177 ANC, Secretaría de la Presidencia, leg. 55, n° 62 (1907), f. 16s.

178 Ibid., f. 21s.

Macht auf provinzieller und nationaler Ebene dar bzw. bildete ein Potential von Kämpfern, wenn diese Macht nicht in Wahlen zu gewinnen war.

Andererseits konnte mittels der Afrokubaner, deren Kern die Klasse der schwarzen Landarbeiter bildete, durchaus auch Druck auf die hispano-kubanischen Hacendados (Abreu, Terry, Falla Gutiérrez, Moré, Goytizolo) bzw. nordamerikanischen Besitzer (Atkins, Ponvert) der Centrales der Zuckerzone ausgeübt werden. Das verstärkte wiederum in symbiotischer Weise die Bereitschaft bestimmter Teile dieser ökonomisch mächtigen Gruppe, speziell der hispano-kubanischer Provenienz, sich sehr zeitig mit der neuen politischen Elite von Santa Clara zu arrangieren und sie finanziell zu unterstützen. Die nordamerikanischen Besitzer und der Abreu-Clan aus Santa Clara (Vizepräsident unter Estrada Palma: Luis Estévez y Romero, der Ehegatte von Marta Abreu) stützen dagegen von Anfang die konservative Konsolidierung. Sie verloren mit der Estrada Palma-Regierung nach 1905 an Einfluß.

Das Problem des Kaziqismus und Klientelismus ist in sehr allgemeiner Form und meist auf Basis von Sekundärquellen in den Arbeiten von Joel James¹⁷⁹, Teresita Yglesias¹⁸⁰ und besonders Jorge Ibarra¹⁸¹ skizziert worden. Auch Aline Helg erwähnt die lokalen Grundlagen nationaler Politik nur in wenigen Sätzen¹⁸². Die politische Geschichte der frühen Republik ist nicht unter dem Aspekt der „Haberes-Spekulationen“¹⁸³ untersucht worden. Auch die schwarze Basis weißer Macht, die verschiedenen Ebenen des schwarz-weißen Klientelismus und des nationalen Aufstiegs der Provinzelite in Gestalt der Gruppe um José Miguel Gómez sind noch nicht analysiert worden.

Das Problem der Verbindung von lokalen, provinziellen und nationalen Machtstrukturen, Klientelismus-Netzwerken und einem sie sozusagen einhüllenden Geflecht von Organisationen hat im Zusammenhang mit den „Haberes del Ejército Libertador“ aber noch weitere Facetten, die hier erstmals dargelegt werden und das konkrete Funktionieren klientelistischer Strukturen erkennen lassen.

In den finanziellen Transaktionen in Verbindung mit dem „Haberes“ wurden erstaunliche Summen bewegt, die Kreditgeber für die Geschäfte mit den kleinen Kreditnehmern waren meist kastilische, baskische oder katalanische Kaufleute. Als Hintermänner von Eduardo Guzmán und Agustín Cruz traten sogar dubiose nordamerikanische Geschäftsmänner auf.

179 Figarola, James, *Cuba 1900-1928: La república dividida contra sí misma*, La Habana 1976 (nur Sekundärquellen).

180 Yglesias Martínez, *El segundo ensayo de república*, La Habana 1980 (z.T. Primärquellen).

181 Ibarra, Cuba (Anm. 13), passim (Primärquellen).

182 Helg, *Our Rightful Share* (Anm. 9), S. 122 am Beispiel Martín Morúa bzw. „... attract black voters through clientele networks“, S. 128.

183 Die Finanzspekulationen mit den Haberes werden von Helg (ebenda, S. 120) als Beispiel für die Armut des schwarzen Generals Quintín Banderas erwähnt

Allerdings bekam auch der reichste Geldgeber Zugang zu diesem offensichtlich sehr lukrativen Geschäft nur über die jeweiligen lokalen Kaziken.

Da die alten militärischen Strukturen des E.L.C. in dieser Form nicht mehr existierten und die Mambises zum Teil über ganz Kuba verstreut waren, werden in den Protokollen auch neue Klientel-Gruppen deutlich. Aber die „Freundschaft“ der neuen Klientel – und ihre Geschäfte in den finanziellen Angelegenheiten der Haberes – beruhten immer auf der gemeinsamen Vergangenheit von Soldaten und Offizieren, von denen viele sich persönlich kannten, da sie in den gleichen Einheiten gedient hatten¹⁸⁴. Das Geschäft selbst war nur auf dieser Vertrauensbasis möglich; diejenigen, die einer Seite nicht aus dem Krieg selbst bekannt waren, mußten „Freunde von Freunden“ sein. Allein für Guzmán sind in den Notariatsprotokollen von Valdés Losada die Namen von knapp 50 ehemaligen schwarzen Mambises überliefert bzw., wenn sie den Krieg nicht überlebt hatten, von deren Familien. Viele von ihnen hatten in seinem Infanterie-Regiment „Gómez“ oder im Nachbarregiment „Libertad“ gedient. Aber auch das Vertrauen, daß sein Compagnon in der Gesellschaft „Guzmán y Cia.“, Agustín Cruz y Cruz, ehemaliger Autonomist und von 1873 bis 1904 Sekretär der Munizipalverwaltung von Lajas, unter den Schwarzen genoß, spielte eine wichtige Rolle.

Die überragende politische Bedeutung der schwarzen Anhängerschaft in den Klienteln der Liberalen zeigte sich 1906 an der nationalen Rolle von Eduardo Guzmán in der „Guerrita de Agosto“. Er wurde General der sogenannten „Konstitutionellen Armee“ der Liberalen, die sich weitgehend aus Afrokubanern zusammensetzte.

17. Provinzzelle und regionale Wirtschaftsmacht

Andererseits suchte die neue politische Machtgruppe Kontakt zur ökonomischen Elite der Zuckerzone. Fälle solcher Verbindungen zwischen hispano-kubanischem Kapital und den „coronelitos cubanos“¹⁸⁵ gibt es viele. General José Braulio Alemán zum Beispiel scheint in der Zeit der „weichen Strukturen“ der neuen Republik 1902–1904 nach einem Job gesucht zu haben, der den alten Statussymbolen entsprach und ihm ein ausreichendes Einkommen sicherte. Da er Vecino von Camarones war, suchte er Kapitalgeber, um Land zu erwerben. Diese präsentierte sich ihm in Gestalt der reichen Hacendado-Familie Acea de los Ríos, bekannt als „antiguos españolizantes“, d.h. Anhänger Spaniens.

184 Siehe die Gruppe von acht ehemaligen Soldaten, die 1904 dem Coronel Manuel Rodríguez Guerra aus Santa Clara, nach dem Krieg Kaufmann, Vollmacht über ihre Haberes erteilte: AHPVC, Protocolo Antonio Pelaéz Carrazana, tom. 1904, Nr. 31, f. 121r-123r. Von den acht hatten vier wie Rodríguez Guerra in der gleichen Zweiten Division des Vierten Korps gedient.

185 Barnet, Cimarrón (Anm. 51), S. 158.

Sie und viele andere waren eigentlich Träger der konservativen Stabilisierung, wie sie die Regierung Estrada Palma mit Unterstützung der USA anstrebte. Sie waren aber auch allesamt Vertreter hispanokubanischen Kapitals, das in der Zone von Cienfuegos erwirtschaftet worden und später zum großen Teil in die Zuckerproduktion oder den großen Handel geflossen war.

Wie die finanzielle und wirtschaftlichen Abhängigkeiten zwischen der neuen politischen Klasse und des hispano-kubanischen Kapitals der Region und speziell aus Cienfuegos im Konkreten funktionierten, läßt sich zum Teil auch aus den Notariatsakten rekonstruieren. Teile der alten Wirtschaftseliten der Provinz, denen der Rock näher war als die Hose, suchten schon rechtzeitig Kontakt zur neuen politischen Führungsgruppe mit dem Prestige der „Libertadores“, um ihre wirtschaftliche Macht vor Ort auch politisch abzusichern. Die Dokumente lassen erkennen, daß die Masse der großen Kapitalien eben in der Boom-Zone von Cienfuegos existierte und andererseits die neuen politischen Eliten sich dort Auskommen und finanzielle Sicherheit suchen mußten.

Die Zuckergebiete von Matanzas und Santa Clara, zu denen die Zone von Cienfuegos gehörte, produzierten um 1900 runde 90 Prozent des kubanischen Zuckers¹⁸⁶. Das Gros dieser Produktion wurde von kubanischen und hispano-kubanischen Unternehmern kontrolliert, wie eine Information von James H. Wilson, Militärgouverneur von Matanzas und Santa Clara, zeigt. Nach diesem „Informe“ war die Unternehmerschaft im Besitz der großen Zuckerfabriken folgender Nationalität: „50 Kubaner, 21 Spanier, elf US-Amerikaner, zwei Deutsche, ein Engländer und ein Franzose, daraus folgt wie es scheint, daß die populäre Vorstellung, das Geschäft des Zuckers und der Plantagen durch Spanier und Ausländer kontrolliert seien, wenig tatsächliche Begründung hat.“¹⁸⁷

Bald standen hinter der politischen Elite der Provinz Santa Clara die Vertreter dieser Unternehmergruppe wie die Terry, die Castaño, die Goytizolo, der Marqués de Apezteguía, von Máximo Gómez während des Krieges noch als „el marquesito“ verhöhnt, und die Falla Gutiérrez¹⁸⁸.

Alemán wurde zwar 1905 Mitglied der Moderados, aber, da er selbst ursprünglich Mitglied der Klientel um José Miguel Gómez gewesen war, gehörte er eben zu den Moderados, die 1905/06 den Ausgleich suchten und sich der radikalen Politik der Moderados um Tomás Estrada Palma und Freyre de Andrade widersetzten.

186 Ibarra, Cuba (Anm. 13), S. 67.

187 J. H. Wilson, Report of Brigadier General James H. Wilson commanding the Department of Matanzas and Santa Clara for the calendar year of 1899, Matanzas, Cuba, August 7 – September 7, 1899, siehe: Ibarra, Cuba (Anm. 13), S. 67, S. 208.

188 Zu Falla Gutiérrez siehe: I. Santos Vicores/H. Venegas Delgado, Un siglo de Historia local: el barrio de Arango (1825–1933), in: *Islas. Revista de la Universidad Central de Las Villas*, n° 63 (mayo-agosto 1979), S. 5–64.

Alemán ist für 1903/04 als Administrador des Potrero Quemado Redondo in Camarones, Besitz von Francisco Vilar García¹⁸⁹ ausgewiesen. Die finanziellen Beziehungen zwischen Acea und Alemán werden deutlich an einer Kreditgewährung in Verbindung mit der Frage der „Haberes“ des Ejército Libertador. Mit den Geldern baute Alemán den Potrero offensichtlich zu einem modernen Landwirtschaftsbetrieb aus. Die Interpretation dieses Kreditvertrages ist im finanztechnischen relativ klar. Alemán hatte von Acea mündlich abgesprochene Kredite im zeitlichen Vorfeld des Notariatsprotokolls bekommen und zahlte nun mit seinen „Haberes“ in der Höhe von 11540 Pesos den Kredit oder Teile des Kredites zurück. Ähnliches geschah im Falle des Mambí-Generals aus Lajas, Higinio Esquerria. Im Krieg selbst hatten die Separatisten immer wieder versucht, die Zuckerrfelder des Centrals „Constancia“, im Besitz einer Gesellschaft unter Kontrolle des Marqués Julio de Apezteguia, abzubrennen. Der „marquesito“, verfügte aber in der Kolonialzeit über großen Einfluß in Madrid und die Spanier hatten ihm im Krieg zum Schutz seiner Anlagen 1700 Mann Soldaten zur Verfügung¹⁹⁰ gestellt. Bei diesem ehemaligen Hauptgegner arbeitete Esquerria seit 1899 als Colono zu Vorzugsbedingungen, was ebenfalls aus den Notariatsakten hervorgeht¹⁹¹.

Auch Eduardo Guzmán¹⁹² und sogar José González Planas¹⁹³ waren nach dem Krieg solche Colonos, die Beziehungen zu Besitzern Centrales eingegangen waren.

In diesen Beziehungen findet sich in gewissem Sinne das Verbindungsstück zwischen den schwarz-weißen Lokalklienteln und der wirtschaftlichen Unterstützung für die Provinzelite der Liberalen. Damit war es José Miguel Gómez möglich – während der zweiten US-amerikanischen Okkupation und obwohl die Besatzer ganz gewiß keine Sympathien für die Li-

189 APC, Protocolo Silva Gil, t. 7 (1904), f. 466r.

190 R. T. Ely, Cuando reinaba su majestad el azúcar. Estudio histórico-sociológico de una tragedia latinoamericana: El monocultivo en Cuba. Origen y evolución del proceso, Buenos Aires 1963, S. 726, FN 193.

191 APC, Protocolo Eduardo Núñez Rossié, 1904, tom. 2, N° 41, f. 291r-293v („poder especial para pleitos“). Esquerria wurde nach dem Krieg Offizier der Guardia Rural. In dieser gesicherten Position ließ er im August 1904 einen vor der Ehe mit seiner Frau gezeugten Sohn namens Juan Genaro, zu diesem Zeitpunkt 21 Jahre alt, officialisieren; siehe: AHIPVC, Protocolo Antonio Pelaéz Carrazana, La Esperanza, núm. 120, f. 680r-682r: „Acta de filiación“. Als Esquerria im Jahre 1920 starb, besaß seine Familie eine Finca von 40 Caballerías (ca. 530 Hektar) in der Nähe von Cienfuegos; siehe: APC, Juzgado de Primera Instancia, Secretaria a cargo de Alfredo Aguilar y Rodríguez, Civil, libro 18, Nr. 360, f. 4r.

192 APC, Protocolo D. Valdés Losada, tom. 3 (Julio a Dic. 1901), Nr. 199, f. 994r-1002r. Guzmán und seine Schwester besaßen, neben Land in Camarones, bei Ciego Montero rund 140 Hektar. Mit der Gesellschaft „Fowler und Cia.“ gingen sie einen Vertrag als Colonos ein.

193 Costa Valle, José González Planas (Anm. 141), S. 16. Planas bearbeitete bis zu seinem frühen Tod eine Colonia des Central Adela, im Norden von Remedios.

beralen hegten – den Marsch aus der Provinz zum obersten politischen Amt der Nation anzutreten.

Die Liberale Partei, besonders ihr „miguelistischer“ Flügel, verfügte zu dieser Zeit über eine breite Basis in der ländlichen, sehr oft afrokubanischen, Bevölkerung und genoß die Unterstützung der kubanischen und hispanokubanischen Wirtschaftskräfte, z.T. auch einiger US-amerikanischer Unternehmen. Am Netz dieser Klientelschaften und wirtschaftlichen Druckgruppen gelang es den Miguelistas, deren territoriale Basis die Provinz Las Villas darstellte, sich gegenüber den Konservativen um Tomás Estrada Palma, aber auch gegen den Flügel der eigenen Partei, der von Alfredo Zayas geführt wurde („zayistas“), durchzusetzen.

18. Fazit

Als Fazit ist festzuhalten, daß die lange Periode politischer und struktureller Transformationen, die 1868 begonnen hatte und im ersten Jahrzehnt unserer Jahrhunderts noch in vollem Gange war, zu einer erheblichen Mobilisierung und Partizipation der Afrokubaner geführt hatte, die in der sogenannten „westlichen Hemisphäre“ ohne Beispiel war. Nach vorliegender Analyse bewegt sich ihre quantitative Beteiligung am Krieg zwischen 40 und 60 Prozent. Doch das sind Minimalwerte. Wenn die Dynamik des Krieges und das Konzept der „zwei Heere“ in Rechnung gestellt werden, nähert sich die Beteiligung von Afrokubanern, vor allem in den ersten beiden Jahren des Krieges, den anfangs genannten Maximalzahlen.

Auch wenn die verfügbaren Zahlen für den Krieg von 1895–1898 eine eher geringe direkte Beteiligung von Ex-Sklaven ausweisen, war ihr mobilisierender Einfluß über Familientraditionen doch ganz erheblich. Der Haß auf die Sklaverei sowie der Kampf um Gleichheit und politische Partizipation bildeten für die Postemanzipationsgeneration wichtige Motive der Beteiligung an den antikolonialen Kämpfen. Von den Liberalen erwarteten die Afrokubaner nach 1900 die Erfüllung des martianischen Ideals der Gleichheit. Deshalb fand die „guerrita de Agosto“ (1906) auch ihre Unterstützung.

Die beiden am Beginn dieses Aufsatzes zur Diskussion gestellten Annahmen gelten für die untersuchte Region nicht: weder beteiligten sich ehemalige Sklaven massiv an den Kämpfen, noch waren sie nach der Aufhebung der Sklaverei aus der Region abgewandert; ganz im Gegenteil, besonders nach 1898 kam es zu einer erheblichen Zuwanderung nach Las/Cruces.

Das ist fast alles auch in dem erstaunlich klaren Erinnerungen von Esteban Montejo nachzulesen. Der „Cimarrón“ erklärt auch, selbstverständlich aus der Perspektive eines „moreno criollo“, das Phänomen der geringen direkten Beteiligung von „negros de nación“. Für die neuen Allianzen zwischen den weißen „coronelitos cubanos“ des ehemaligen Befreiungsheeres

und den Ingeniobesitzern hat er nur Verachtung übrig, die ihn und viele Afrokubaner nach 1908 zum Bruch mit den Liberalen führte.

Wenn die Mobilisierung der Afrokubaner, besonders nach 1902, nicht zu ihrer erhofften vollständigen Integration geführt hatte und von weißen Eliten in der politischen Kultur des Kazikismus und „amiguismo“ auch eher populistisch ausgenutzt wurde, erschien Kuba vielen Zeugen zu dieser Zeit doch als eines der demokratischsten Länder Amerikas, nicht so sehr wegen seiner politischen Institutionen oder Wirtschaftsformen, sondern wegen der tiefverwurzelten Mentalität des Egalitarismus. So schrieb Victor Clark in seinem Report über die Arbeitsbedingungen auf Kuba: „Cuba is one of the most democratic countries of the world. Nowhere else does the least-considered member of a community aspire with more serene confidence to social equity with its most exalted personage.“¹⁹⁴

Die Tradition der schwarz-weißen Allianzen, selbst in Form von Klientelschaften unter Kontrolle von Kaziken unterschiedlicher Ebenen, prägte die Geschichte der Antilleninsel, auch nach der abrupten Unterbrechung afrokubanischer Mobilisation in der sogenannten „guerra de razas“ von 1912.

194 V. Clark, *Labor Conditions in Cuba*, in: *Bulletin of the Department of Labor*, 41 (July 1902), S. 663-793, hier S. 780.

Alejandro de la Fuente

Zwei Gefahren, eine Lösung: Einwanderung, Rasse und Arbeit in Kuba, 1900–1930*

In der Morgenausgabe des 22. April 1900 beschäftigte sich die überregionale Tageszeitung „Diario de la Marina“ mit den Zahlen der 1899 veröffentlichten Volkszählung, wobei sie ein sehr wichtiges Ergebnis des Zensus hervorhob: ein Drittel der kubanischen Bevölkerung sind Schwarze. Der Schreiber bemerkte, daß diese Situation eine unverkennbare Gefahr für die „weißen“ auf der Insel lebenden Menschen darstelle, und versicherte, daß der einzige Weg, eine zukünftige Katastrophe abzuwehren, darin bestünde, weiterhin die Einwanderung der Weißen voranzutreiben.¹

Während die Schwarzen als zu zahlreich wahrgenommen wurden, war dies bei den Arbeitern nicht der Fall. Eine andere unerfreuliche Tatsache, die die Volkszählung 1899 aufdeckte, war die Abnahme der Gesamtbevölkerung der Insel zum ersten Mal im 19. Jahrhundert. Das war fast keine Überraschung; die meisten Schätzungen berücksichtigten, daß die Bevölkerungszahl in Wirklichkeit schon viel tiefer lag, als es die Volkszählung angab (1.572.797 Menschen), und es wurde angenommen, daß die wirkliche Einwohnerzahl zwischen einer und 1,2 Millionen läge. Verglichen mit der Volkszählung von 1887 wäre damit ein Nettoverlust von sechzigtausend Menschen eingetreten, obwohl die US-Volkszählungssachverständigen beim Zensus von 1899 glaubten, daß, im Gegensatz zu diesen Schätzungen, die tatsächliche gegenwärtige Zahl höher läge, und sie vermuteten, daß frühere Volkszählungen die Gesamteinwohnerzahl unterschätzt hätten.²

* Diese Arbeit ist ein Auszug aus der Dissertation des Autors mit dem Titel: „With All And For All: Race, Inequality and Politics in Cuba, 1900–1930“ (University of Pittsburgh, 1996). Mein Dank geht an George Reid Andrews, Seymour Drescher, Carmelo Mesa-Lago und Harold D. Sims für ihre Bemerkungen und Kritiken. Finanzielle Unterstützung erhielt die Arbeit vom United States Institut of Peace, dem Institute for the Study of World Politics, der Harry F. Guggenheim Stiftung, der Andrew Mellon Stiftung und der Rockefeller Stiftung. – Folgende Archivalien werden zitiert: United States National Archives (USNA), Washington DC: Foreign Service Post Records, RG 84; General Records of the Department of State, RG 59; Records of the War Department, RG 165. University of Florida, Latin American Library: Braga Brothers Collection (BBC). University of Maryland College Park, McKeldin Library: Cuba Company Papers.

1 „El censo,“ *Diario de la Marina*, 22.4.1900 (Morgenausg.).

2 R. P. Porter, *Industrial Cuba*, New York 1899, S. 92, 105; E. F. Atkins, *Sixty Years in Cuba*, Cambridge 1926, S. 306; War Department, Office Director Census of Cuba, Report on the Census of Cuba, 1899, Washington 1900, S. 77. Für heutige Schätzungen über die bevölkerungswissenschaftlichen Verluste aufgrund des Krieges, siehe J. Pérez de la Ríva, *Los recursos humanos de Cuba al comenzar el siglo: inmigración, economía y*

Vor allem der Unabhängigkeitskrieg 1895–1898 hatte zu Veränderungen in der Bevölkerungsgröße geführt, womit sich auch die Arbeitskräfteknappheit immer weiter vergrößerte. Mehrere tausend Mitglieder der Befreiungsarmee wurden nach Kriegsende an Plätzen ansässig, die außerhalb ihrer Herkunftsregion lagen, und sie besaßen keine Mittel, um zu ihren Heimatorten zurückzukehren. In diesem Sinn hatte der Austritt aus der Armee nicht nur politischen und militärischen Nutzen, sondern es war auch eine Frage der Arbeit. Wie Porter sagte: „die Auflösung der aufständischen Truppen ist so eng mit dem Problem der Arbeit verbunden [sic], daß es schwer ist, sie getrennt zu behandeln.“³ Die Situation unter der Bevölkerung kleiner Städte war nicht so schwierig. Viele von ihnen hatten während des Krieges Zuflucht in den Großstädten gefunden. Somit standen sich städtische Arbeitslosigkeit und Arbeitskräftebedarf in ländlichen Gebieten gegenüber. Gleichzeitig bedurften viele Stadtbewohner, die bereit waren, auf dem Lande zu arbeiten, der finanziellen Mittel, um in Gebiete umzusiedeln, in denen Beschäftigungen verfügbar waren.⁴

Plantagenbesitzer und Arbeitgeber protestierten gegen die Zerstörung des Arbeitsmarktes und die Knappheit an Arbeitnehmern. Zuckerkonzerne ließen verlauten, daß, sollte die Situation anhalten, die Erträge von 1900 und 1901 ans Spiel gesetzt werden würden, nicht zuletzt weil die Arbeiter „sieh im klaren waren über den Vorteil ihrer Position“ und höhere Löhne verlangen könnten. Die Arbeitgeber waren angesichts eines begrenzten Arbeitsmarktes unfähig, ihre eigenen Bedingungen zu stellen und sahen sich genötigt, um die Bedingungen der Arbeit zu verhandeln. Sie beschäftigten sich mit den „demoralisierten“ Bedingungen der Arbeiter, mit ihren „übertriebenen Ansprüchen“ in bezug auf die Bezahlung und diskutierten die Wiedereinführung von Zwangsarbeit in der Tradition der Sklaverei, als der aus ihrer Sicht einzig sinnvollen Lösung.⁵

Der „Diario de la Marina“ beschäftigte sich dann mit einer anderen „Kuba bedrohenden Gefahr“ und hob hervor, daß der einzige Weg, diese Bedrohungen abzuwenden, darin bestehe, eine Anzahl von „weißen Familien“ anzulocken, die sich im Lande ansiedeln und die Arbeitskräfte abgeben sollten, die während der Erntezeit benötigt würden. Folglich wurden die

nacionalidad (1899–1906), in: Anuario de Estudios Cubanos 1, Havana 1975, S. 7-44; J. Pérez de la Riva/B. Morejón Seijas, Demografía histórica: la población de Cuba, la guerra de independencia y la inmigración del siglo XX, in: Revista de la Biblioteca Nacional José Martí 13, May-August 1971, S. 17-27.

- 3 Porter, *Industrial Cuba* (Anm. 2), S. 88-89. Über die Auflösung der Befreiungsarmee vgl. L. A. Pérez, Jr., *Lords of the Mountain: Social Banditry and Peasant Protest in Cuba, 1878–1918*, Pittsburgh 1989, S. 63-66.
- 4 „Faltan brazos“ und „Lo que más importa“, in: *Diario de la Marina*, 10.2.1900 und 15.9.1900 (Morgenausg.); Porter, *Industrial Cuba* (Anm. 2), S. 86-87.
- 5 Atkins, *Sixty Years in Cuba* (Anm. 1), S. 306; Escasez de trabajadores, in: *Diario de la Marina*, 19.6.1900 (Abendausg.); „Invitaeión“, in: *La Unión Española*, 8.2.1900 (Abendausg.); „Escasez de braceros“, in: *Diario de la Marina*, 1.1.1901 (Morgenausg.); „Faltan brazos“, in: *Diario de la Marina*, 10.2.1900 (Morgenausg.).

weißen Einwanderer als die Lösung zweier verschiedener, aber miteinander verbundener „Gefahren“ gesehen: die von den Schwarzen ausgehende Gefahr und das Arbeitsproblem. Der militärische Statthalter während der ersten US-Okkupation, Leonard Wood, vertrat diese Ansicht: „Die Lösung der sozialen und ökonomischen Probleme auf Kuba ist besonders abhängig von der Ausstattung der Insel mit einer Bevölkerung von 8 oder 10 Millionen weißen Einwohnern.“ So eine Ausstattung könne nur zustande gebracht werden, wie Wood selbst erkannte, wenn die weiße Immigration unterstützt werde.⁶

Über die Einwanderung nach Kuba konnte man schon vorher viel lesen, aber der Auswirkung, die sie für die gebürtigen Arbeiter, besonders für die afrokubanischen, hatte, wurde wenig Beachtung geschenkt.⁷ Gelehrte früherer Zeiten widmeten ihre Aufmerksamkeit der Einführung von Immigranten in den kubanischen Arbeitsmarkt und in die Gesellschaft, aber sie übersahen dabei, daß ihr Erfolg (im Falle der Spanier) in gewissem Maße zustande gebracht wurde auf Kosten der Kubaner, deren Zugang zu den gutbezahlten Jobs besonders begrenzt war. In einer Gesellschaft, die den Weißen große Beachtung schenkte, waren die Afrokubaner selbstverständlich diejenigen, die die Gelegenheiten zur Anstellung und zum sozialen Aufstieg am ehesten verloren. Die Immigranten betraten einen Arbeitsmarkt, auf dem die Rassenunterschiede zum Nutzen der weißen Arbeiter an sich schon groß waren.⁸

Außerdem beabsichtigte man mit der Einwanderung, die Gehälter zu verringern, nicht nur durch die Vermehrung der Arbeitsstellen, sondern auch – vielleicht hauptsächlich – durch die Schaffung einer multiethnischen und multinationalen Arbeiterschaft, die geteilt sein sollte durch sprachliche, kulturelle und nationale Schranken.⁹ Die Rassen sollten faktisch nebeneinander existieren und durch nationale bzw. ethnische Spaltungen separiert werden, wodurch die Verhandlungspositionen der Arbeiter beträchtlich ge-

6 „Escasez de braceros“, in: *Diario de la Marina*, 1.1.1901 (Morgenaus.); Cuba, Military Governor, Civil Report of the Military Governor, 1901, Havana, 1902, 15 Bde., Bd. 5, S. 75.

7 Für die Übersicht über die Einwanderung nach Kuba vgl. J. Maluquer de Motes, *Nación e inmigración: los españoles en Cuba* (ss. XIX y XX), Barcelona 1992; C. Naranjo Orovio, *Trabajo libre e inmigración española en Cuba: 1880–1930*, in: *Revista de Indias* 52 (1992), S. 749–94; F. Iglesias, *Características de la inmigración española en Cuba, 1904–1930*, in: *Españoles hacia América. La emigración en masa, 1880–1930*, hrsg. von N. Sánchez-Albornoz, Madrid 1988, S. 270–95; R. Álvarez Estévez, *Azúcar e inmigración, 1900–1940*, Havana 1988; J. Pérez de la Riva, *Cuba y la migración antillana, 1900–1931*, in: *Anuario de Estudios Cubanos* 2, Havana, 1979, S. 3–75.

8 Für ein Beispiel, das die „vorteilhaften“ Auswirkungen der spanischen Immigration darstellt, vgl. M. de Motes, *La inmigración española en Cuba: elementos de un debate histórico*, in: *Cuba, la perla de las Antillas*, hrsg. C. Naranjo Orovio/T. Mallo Gutiérrez, Aranjuez 1994, S. 137–47.

9 Ch. Bergquist, *Labor in Latin America, Comparative Essays on Chile, Argentina, Venezuela and Colombia*, Stanford 1986; J. Godio, *Historia del movimiento obrero latinoamericano*, Buenos Aires 1979, S. 47–50.

schwächt werden würden. Das Hinzukommen der Immigranten auf dem Arbeitsmarkt würde, so dachte man, so auffallend sein, daß dies dazu führen würde, die rassischen Unterschiede zwischen den kubanischen Arbeitern in den Schatten zu stellen. „Rasse“ wurde nun zu einer Linie erklärt, die eher einheimische und ausländische Arbeiter trenne, als die einheimischen Arbeiter aus unterschiedlichen rassischen Hintergründen untereinander zu teilen. Die kubanische Historiographie hat die Existenz dieser Spaltung innerhalb der Arbeiterschaft anerkannt, aber sie schenkt ihrem konkreten Wirken und Zweck zu wenig Beachtung und behandelt sie häufig als ein natürliches Ergebnis des geteilten und von billigen Immigrantearbeitern überfluteten Arbeitsmarktes.¹⁰

Es gibt, wie auch immer, nichts natürliches bei einer solchen Trennung. Allerdings schuf die Existenz einer multinationalen und multiethnischen Arbeiterschaft objektive Organisationsprobleme. So schloßen sich Arbeiter keineswegs von selbst aufgrund ihrer gemeinsamen Probleme zu einer Geheuerwehr zusammen, und sowohl die Arbeitgeber als auch der kubanische Staat verstärkten die Schranken bewußt, die die einheimischen von den ausländischen Arbeitern ebenso wie die ausländischen Arbeiter unterschiedlicher Herkunft untereinander trennten. Arbeitgeber förderten offene Feindschaft sowohl durch eine Beschäftigungs- und Beförderungspolitik, die auf einer ethnischen Teilung der Arbeiterschaft basierte, als auch durch den Einsatz ausländischer Arbeiter, um den Widerstand der einheimischen Arbeiter zu brechen oder umgekehrt. Der kubanische Staat bildete seinerseits diese Schranken weiter heraus durch eine Migrationspolitik mit dem Ziel, „ausländische Agitatoren“ zu unterdrücken, und durch eine Gesetzgebung, die die Beschäftigung einheimischer Arbeiter bevorzugte und die Ausländerfeindlichkeit schürte.

Nach dem kurzen Überblick über die Immigration möchte verliegunder Aufsatz die Wirkungen dieser Migrationsspolitiken auf den Arbeitsmarkt und den Versuch der Arbeiter, eine einheitliche Arbeiterbewegung zu schaffen, untersuchen. Um diese Einheit zu erreichen, mußte die Arbeiterbewegung zuerst den herrschenden nationalen Diskurs überwinden, der die einheimischen und ausländischen Arbeiter in zwei sich gegenüber stehende Gruppen teilte und eine neue, gemischt-nationale Gleichheit schaffen, die auf dem basierte, was die Arbeiter gemeinsam hatten: die Klassenzugehörigkeit. Wir gehen deshalb auch auf die viel diskutierten Verhältnisse zwischen Rasse, Klasse und Proletarisierung in kapitalistischen Gesellschaften

10 Beispiele bei O. Cabrera, *El movimiento obrero cubano en 1920*, Havana 1969, S. 37; Instituto de Historia del Movimiento Comunista y de la Revolución Socialista de Cuba, *Historia del movimiento obrero cubano, 1865–1958*, Havana 1985, 2 Bde., Bd. 1, S. 179f.; E. Córdova, *Clase trabajadora y movimiento sindical en Cuba I (1819–1959)*, Miami 1995, S. 91–100. Für ein Beispiel, bei welchem diese Teilungen weitgehend nicht beachtet wurden: A. Plasencia Moro, *Historia del movimiento obrero en Cuba*, in: *Historia del movimiento obrero en América Latina*, ed. Pablo González Casanova, Mexico City 1984, 4 Bde., Bd. 1, S. 88–183.

ein. Im Falle Kubas bewahrheitet sich, was andere Fälle in jüngster Zeit gezeigt haben: Proletarisierung verläuft gleichzeitig mit rassischen/ethnischen Spaltungen, und auf einigen Ebenen verstärkt sie diese und die Teilidentitäten innerhalb der Arbeiterklasse.¹¹ Nicht nur Rasse ist ein Grundelement im Aufbau der kubanischen Gesellschaft, sondern auch eine Rassenideologie, die die Weißen mit dem Fortschritt und der Modernität gleichsetzt und die im Zentrum des Denkens sowohl der politischen als auch der ökonomischen Eliten steht. Dies ist, wie auch immer, ein Teil der Geschichte. Zur selben Zeit, und ungeachtet der gewaltigen materiellen und ideologischen Hindernisse, traten Arbeiter unterschiedlicher Rasse und Nationalität gemeinsam den Arbeitgebern und dem Staat gegenüber, wobei sie auf eine echte gemischt-nationale und multirassische Arbeiterbewegung aus waren. Dabei entstand langsam ein neuer Sinn für Identität, der auf der Klassenzugehörigkeit beruhte, als ein neues Paradigma der kubanischen Gesellschaft.

1. Einwanderung

Die Lösungen für die beiden oben bereits erwähnten „Gefahren“ waren nur teilweise miteinander zu vereinbaren. Obwohl eine stetige Immigration von Weißen den Vorrat an Arbeitskraft vermehrte und deshalb von den Zuckerkonzernen und anderen Arbeitgebern mit Wohlwollen betrachtet wurde, waren sie keineswegs bereit, die Ansiedlungskosten der potentiellen Einwanderer zu tragen. Es gab auch keinerlei Sicherheit, daß sie zur Verfügung stünden, wenn man sie benötigen würde. Besonders im Zuckersektor, wo Arbeitskräfte sehr abhängig von der Jahreszeit gebraucht wurden, war die Förderung von stabiler Ansiedlung unter ausschließlich ökonomischen Gesichtspunkten nicht die wünschenswerteste Lösung. Die Gesellschaften hätten diese Arbeiter mit Land versorgen und damit ihre eigenen Landreserven verringern müssen. Sie wären auch gezwungen worden, Obdach und Gesundheitsversorgung für die Arbeiterfamilien zu beschaffen. Und es gab nur geringe Sicherheit, daß die Arbeiter ihre Landstücke in Erntezeiten verlassen würden, um für die Zuckerfabrik („Central“) zu arbeiten, besonders bei den Gehältern, die die Gesellschaften zu zahlen bereit waren. Mit anderen Worten, es war billiger, auf einen begrenzten Vorrat an Arbeitern während der Zuckerrohrernte zurückzugreifen, für die während des restlichen Jahres die Unterstützung nicht in die Verantwortung der Gesellschaften fiel.

Zwei alternative Migrationspolitiken bildeten sich schnell als Möglichkeiten heraus. Die schwarze „Gefahr“ im Geist tragend, begünstigte der kubanische Staat öffentlich die „Kolonisations“-Lösung, die die Einwanderung von vollständigen europäischen Familien befürwortete, mit der die eingeborene weiße Bevölkerung vergrößert werden sollte. Wie in anderen Teilen der

11 Eine wissenschaftliche Kritik dieser Ideen vgl. bei S. Greenberg, *Race and State in Capitalist Development, Comparative Perspectives*, New Haven 1980; G. Reid Andrews, *Blacks and Whites in Sao Paulo, Brazil 1888–1988*, Madison 1991; C. Hasenbalg, *Discriminacao e desigualdades raciais no Brasil*, Rio de Janeiro 1979.

westlichen Welt, ging die Migrationspolitik des kubanischen Staates von der Annahme aus, daß die Weißen eine Vorbedingung für Fortschritt waren und rechtfertigte sich im Rahmen einer Rassenideologie, die Schwarzsein als untergeordnet, atavistisch und grausam darstellte. Aber die Ergebnisse waren enttäuschend. Obwohl knapp 800.000 spanische Zuwanderer in amtlichen kubanischen Quellen zwischen 1902 und 1931 nachgewiesen sind, handelte es sich nicht um jene Einwanderung von Familien, die kubanische Behörden unterstützt hatten. Vielmehr war dies im Grunde die Wanderung von alleinstehenden jungen Männern, welche für mehrere Monate auf die Insel kamen, um in der Zuckerrohrernte zu arbeiten (sog. „Schwalbenimmigration“). Der Männeranteil war in der Regel höher als vier Männer pro Frau, und mehr als 80 Prozent der Einwanderer waren zwischen 14 und 45 Jahren alt.¹² 1911 erkannte der Landwirtschaftsminister den Zusammenbruch der Kolonisierungsinitiative und klagte, daß, „während große Mengen von Spaniern über den Winter nach Kuba kamen (...), es jedes Jahr [in der Zeit der Zafra], sehr schwierig war, die spanischen Familien zum Einwandern zu bewegen.“ Er betonte, daß für die Sicherung der Zuckerproduktion die Einführung von Vertragsarbeitern – den sogenannten *braceros* [Feldarbeitern] – gestattet werden müßte.¹³

Die freie Einführung von Feldarbeitern hatten Zuckerunternehmer seit den Tagen der Besetzung durch die USA (1899–1902) in Organisationen wie dem *Círculo de Hacendados*, der *Liga Agraria* und dem *Fomento de la Inmigración* verlangt. Die Zuckerkonzerne übten einen gewaltigen Druck auf den kubanischen Staat aus, die Einführung von Arbeitern freizugehen und zu beleben und alle gesetzlichen Hindernisse außer Kraft zu setzen, die in der Folge des US-Immigrationsgesetzes die Einwanderung von Vertragsarbeitern behinderten. Um 1915 hatte die Ausdehnung der Zuckerproduktion einen Bedarf an Arbeitskräften geschaffen, so daß weder die von der kubanischen Regierung unternommenen Kolonisierungsversuche noch die jährliche Einwanderung von Saisonarbeitern aus Spanien oder von den Kanarischen Inseln ausreichend schienen. Die kubanische Bevölkerung hatte sich während der ersten Dekade der Republik um mehr als 30 Prozent vergrößert, aber die Zuckerproduktion in der gleichen Zeit um das Sechsfache vermehrt, von 300.000 Tonnen 1900 auf mehr als 1.800.000 Tonnen 1910. Darüber hinaus hatte die Ausdehnung hauptsächlich in den östlichen Provinzen der Insel stattgefunden, wo die Bevölkerungsdichte am niedrigsten war. Zwischen 1901 und 1913 hatte sich der Anteil des in Camagüey und in der Provinz Oriente produzierten Zuckers verdoppelt, von 15 Prozent auf 30. Dies

12 Für eine vollständige Erläuterung dieser Zahlen siehe meine Dissertation „With All And For All,“ S. 58-59.

13 Jackson to the Secretary of State, Havana, 16. Januar und 27. Juni 1911. USNA, RG 59/837.55/15 und 18.

bedeutete, daß, wenn die Zafra von 1902 mit 4.500 Zuckerrohrschneidern erledigt wurde, man 1913 21.000 benötigte.¹⁴

Eine andere Quelle für billige Saisonarbeitskräfte in großen Mengen für die Zuckerernte waren andere karibische Inseln. Aber diese Arbeiter waren schwarz, und die kubanischen Behörden akzeptierten nur widerstrebend den Nutzen des Importes von nicht-weißen Vertragsarbeitern für die Zuckerindustrie. 1900 versagte die kubanische Gesellschaft eine Genehmigung für die Einfuhr von 4000 Jamaikanern zum Bau von Eisenbahnlinsen im östlichen Teil der Insel.¹⁵ Präsident Estrada Palma (1902–1906) ermächtigte die United Fruit Company nicht, Jamaikaner für ihre Plantagen in der Provinz Oriente zu verpflichten. Und 1912 wurde der Ponupo Manganese Company erlaubt, 2000 Arbeiter zu importieren, die Ermächtigung wurde aber später rückgängig gemacht, weil nicht sichergestellt werden konnte, daß die Arbeiter „weiß sein würden.“¹⁶

Die Ausdauer und der politische Einfluß der Zuckergesellschaften trugen aber endlich Früchte. Eine Präsidialverordnung ermächtigte die United Fruit Company 1913, 1000 Westinder, d. h. Haitianer und Jamaikaner, einzuführen, und vier Jahre später – als Reaktion auf die wachsende Nachfrage nach Zucker durch den Ersten Weltkrieg und dem damit zusammenhängenden Rückgang der spanischen Einwanderung – war Freizügigkeit zwischen Kuba und den anderen Antillen vollständig erlaubt. Entsprechend den kubanischen Finanzquellen betraten zwischen 1917 und 1931 300.000 Haitianer, Jamaikaner und andere Arbeiter aus der karibischen Region die Insel, um auf den Zuckerplantagen zu arbeiten. Obwohl die Gesellschaften die Arbeiter nach Beendigung der Ernte wieder in ihren Heimatstaat zurückführen sollten, blieben viele. Die kubanische Regierung hatte die Bevorzugung der Weißen für die Zuckerproduktion geopfert, denn, wie ein volkstümliches Sprichwort sagt, *sin azúcar no hay país* (sinngemäß: „Ohne Zucker gibt es kein Kuba“).

14 Angaben zur Zuckerproduktion und zum Anteil der östlichen Provinzen an der nationalen Produktion bei R. Guerra, *Azúcar y población en las Antillas*, Havana 1970, S. 227-30; C. Ayala, *Social and Economic Aspects of Sugar Production in Cuba, 1880–1930*, in: *Latin American Research Review* 30 (1995) S. 95-124; A. Dye, *Avoiding Holdup: Asset Specificity and Technical Change in the Cuban Sugar Industry, 1899–1929*, in: *The Journal of Economic History* 54 (1994), S. 628-653. Siehe auch J. Pérez de la Riva, *Cuba y la migración antillana, 1900–1931*, in: *Anuario de Estudios Cubanos* 2, Havana 1979, S. 3-75, bes. S. 23-27.

15 „La inmigración jamaicana“ in: *Diario de la Marina*, 24.7.1900 (Abendausg.). Die kubanische Gesellschaft bestreitet, daß versucht wurde, Jamaikaner einzuführen; vgl. Ch. A. Gauld, *The Last Titan: Percival Farquhar, American Entrepreneur in Latin America*, Stanford 1964, S. 44, Anm. 16.

16 Autorenkollektiv, *United Fruit Company: un caso del dominio imperialista en Cuba*, Havana 1976, S. 208-210, 26.9.1913. *Cuba Company Papers*, Series I, Box 9, 142; Hugh Gibson to the Secretary of State, Havana, 18.9.1912. USNA, RG 59/837.55/19. Über die Ponupo Manganese Gesellschaft vgl. F. Iglesias, *La explotación del hierro en el sur de Oriente y la Spanish American Iron Company*, in: *Santiago* 17, März 1975, S. 59-106.

Ihrerseits verkündeten die Zuckerbarone, daß es ohne Haitianer und Jamaikaner keinen Zucker gäbe.

2. Der Arbeitsmarkt

Den Zuckerkonzernen und ausländischen Kapitalgebern gelang es nicht nur, die Ländergrenzen für die Einwanderung von Vertragsarbeitern zu öffnen. Sie kontrollierten auch einen steigenden Anteil von ertragreichem Land und anderen Ressourcen. Über 60 Prozent der Nutzfläche Kubas waren um 1910 Eigentum von ausländischen Gesellschaften. Sie besaßen Mitte der zwanziger Jahre nicht weniger als 15 bis 20 Prozent des nationalen Territoriums.¹⁷ Dies ging zu Lasten aller Kubaner, aber hauptsächlich der Afrokubaner. Zwischen 1899 und 1931 nahm die Verfügung der Schwarzen über das Land um 50 Prozent ab, nach Zahl der Farmen wirtschaften von 25 auf zwölf Prozent und in bezug auf die Nutzfläche von 16 auf acht Prozent. 1931 stellten die Menschen, die als „Schwarze“ bezeichnet wurden (einschließlich der Mulatten) über 28 Prozent der kubanischen Bevölkerung, aber sie bewirtschafteten nur 8,5 Prozent des Grundbesitzes im Land. Wie Ramiro Guerra, ein sehr bekannter weißer Intellektueller, 1929 sagte, waren die Afrokubaner „die ersten Opfer“ der Zuckerlatifundien.¹⁸

Die Proletarisierung war nur der Anfang. Selbst als Proletarier waren günstige Anstellungegelegenheiten in den ländlichen Gebieten Kubas für Afrokubaner eingeschränkt. Schwarze stellten 1899 über 50 Prozent der Arbeitskräfte auf den Zuckerplantagen dar, aber die Arbeitgeber behaupteten häufig, daß sie fast unbrauchbar für jede produktive Aktivität außer für das Zuckerrohrschneiden seien. „Nur beim Zuckerrohrschneiden kann sich der Kubaner, und besonders der schwarze Kubaner, auszeichnen. Diese Arbeit versteht er und findet sie seinen Fähigkeiten angemessen.“ Ein anderer Betrachter stimmt damit überein: „Zugeständenermaßen tut der Schwarze nichts Gutes beim Ernteeinbringen, und die Kompliziertheit der Tabakkultivierung ist zu groß für ihn, um ein erfolgreicher Tabakpflanzer zu werden. Auf den Zuckerrohtfeldern tut er sein Bestes als Arbeiter.“¹⁹ Nach 1910 waren selbst die Anstellungen im Zuckerrohrschneiden infolge der massiven Einfuhr von karibischen Arbeitern beschränkt.

Die Situation in den Großstädten war nicht besser. Afrokubaner hatten um verfügbare Arbeitsplätze nicht nur mit weißen Kubanern zu konkurrieren, sondern auch mit einer Vielzahl von europäischen Einwanderern (meist Spaniern), wobei die meisten von ihnen, zum Entsetzen der Zuckerplanta-

17 Pérez, Jr., *Cuba Under the Platt Amendment, 1902–1934*, Pittsburgh 1986; C. M. Trelles, *La hacienda y el desarrollo económico de la República de Cuba*, in: *Revista Bimestre Cubana* 22 (1927), S. 323–342.

18 R. Guerra, *Como nos ven. Nuevas y fecundas orientaciones*, in: *Diario de la Marina*, 13.1.1929.

19 F. Lindsay/N. O. Winter, *Cuba and Her People of To-Day*, Boston 1928, S. 135; Pepper, *To-Morrow in Cuba*, S. 150.

genbesitzer, in Havanna blieben oder in anderen großen Stadtzentren. Wie der schwarze Intellektuelle Benjamín Munos Ginarte es sieht, waren die Afrokubaner eingeklemmt „zwischen zwei großen Pressionen: Ausländer in den Großstädten und Aurländer auf dem Land.“²⁰

Die weißen Immigranten waren in der Tat in der städtischen Berufsstruktur gut vertreten. Zuerst einmal wegen ihrer Konzentration auf die produktiven Lebensalterstufen und wegen des großen Anteils von Männern unter ihnen: zwischen 1899 und 1919 lag der Anteil der Beschäftigten in diesem Bevölkerungsteil bei dem Doppelten gegenüber dem Durchschnitt. Aber selbst innerhalb der beschäftigten Bevölkerung waren Spanier und andere weiße Einwanderer überdurchschnittlich gut vertreten. Zwischen 1907 bis 1919 machten sie 15 Prozent der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter aus, aber sie hatten 21 Prozent der verfügbaren Jobs inne, und ihr Anteil in den Städten war noch höher.

Einige ökonomische Sektoren, wie zum Beispiel Handel und Transport, gehörten nicht nur Ausländern, sondern auch der Zugang zu diesen war für kubanische Arbeiter eher beschränkt, besonders für Afrokubaner. Die Spanier dominierten diese Sektoren. 1899 waren 54 Prozent aller Händler Ausländer (meist Spanier). Dieser Anteil sank bis 1931 auf 43 Prozent ab, aber er lag immer noch über dem Anteil an der berufstätigen Bevölkerung. Spanier kontrollierten zum Beispiel in den späten dreißiger Jahren 59 Prozent des Großhandels in der Provinz von Las Villas und 60 Prozent des Handels in Matanzas.²¹ Umgekehrt waren die Afrokubaner deutlich unterrepräsentiert in diesem privilegierten Sektor des Arbeitsmarktes, obwohl sich ihr Anteil zwischen 1899 und 1931 mehr als verdoppelt hatte. Es ist nicht überraschend, daß der erste Artikel des afrokubanischen Journalisten Gustavo Urrutia in seiner einflußreichen Kolumne „Ideales de una raza“ von der „Teilnahme der Schwarzen im Handelsverkehr“ handelte, und es ist dabei keineswegs zufällig, daß er die ausländischen Händler dazu auffordert, Afrokubaner in ihren Geschäften und anderen Betrieben einzustellen.²²

Das Transportwesen mit den städtischen Straßenbahnlinien und dem ausgedehnten landesweiten Eisenbahnnetz teilte mit dem Handel ein wichtiges Charakteristikum: eine massive ausländische Präsenz. Alberto Arredondo, ein schwarzer Schriftsteller und Politiker, schätzte, daß mehr als 80 Prozent

20 B. Muñoz Ginarte, Comentos sin comentarios. Al doctor Ramiro Guerra, in: *Diario de la Marina*, 10.2.1929.

21 Vogenitz to Wright, Cienfuegos, 18.10.1939. USNA, RG 84/800/34; M. Patterson Thompson, Cuban Immigration Problems, Matanzas, October 9, 1936. USNA, RG 84/855. Eine Übersicht über die spanische Präsenz im Handelssektor in Kuba vgl. bei A. García Álvarez, *La gran burguesía comercial en Cuba, 1899–1920*, Havana 1990, S. 91–104; C. Naranjo Orovio, *Análisis histórico de la emigración española a Cuba, 1900–1959*, in: *Revista de Indias* 174 (1984), S. 503–26.

22 Urrutia, „Ideales de una raza. La defensa“, in: *Diario de la Marina*, 22.4.1928; Urrutia, „Ideales de una raza. La cuestión económica del negro“, in: *Diario de la Marina*, 17.7.1929.

der Eisenbahnen von ausländischen Kapitalgebern überwacht wurden, und daß eingewanderte Arbeiter unter den Beschäftigten überrepräsentiert waren. Schwarze fanden schwer besser bezahlte Positionen etwa als Lokomotivingenieure, deren Gewerkschaft das Beförderungssystem scharf kontrollierte. In der Tat gab es erst 1901 Schwarze, die eine solche Stellung dank eines Konfliktes zwischen den Gesellschaften und den Ingenieurvereinigungen innehatten.²³ „Die, die mit der Arbeiterbewegung in Kuba vertraut sind, wissen, daß ein Mitglied der farbigen Rasse kein Eisenbahnschaffner sein kann,“ behauptete der Kommunistenführer César Vilar in den späten vierziger Jahren. Der Zugang zu weißen Positionen innerhalb des Sektors war sogar noch schwieriger: die gesamte Bürotätigkeit wurde von weißen Arbeitern ausgeführt. Nicolás Guillén, der große mulattische Dichter und Schriftsteller, erzählte, daß er in den zwanziger Jahren versucht hatte, eine „bescheidene Position“ in den Ämtern der Eisenbahn in Camagüey zu erhalten, aber ohne Erfolg: „diese Gesellschaft hat viele schwarze Angestellte, aber nur in den mechanischen Berufen.“²⁴

In den Städten beherrschten die amerikanischen Straßenbahngesellschaften 98 Prozent des Marktes an beförderten Passagieren und stellten 97 Prozent der Jobs in diesem Sektor bereit. Daß sie die einheimischen Arbeiter benachteiligten, ist schon aus der Tatsache zu schließen, daß nur 44 Prozent der Arbeiterschaft aus Einheimischen bestand, während dies 89 Prozent in den kleinen kubanischen Gesellschaften waren. Diese Unterrepräsentation gab es nicht nur in den höheren Ebenen der Gesellschaften, wo nur 32 Prozent der Beschäftigten Kubaner waren, sondern auch am unteren Ende: einheimische Arbeiter machten nur kärgliche 34 Prozent der Handwerker und Arbeiter aus, die von der „Havana Electric“ und anderen Gesellschaften beschäftigt wurden.²⁵

Konkurrenz um Beschäftigung gab es auch in den weniger attraktiven Massensektoren des städtischen Arbeitsmarktes. Schwarze stellten z. B. einen beträchtlichen und wachsenden Anteil der in der Tabakindustrie beschäftigten Arbeitskräfte dar, aber sie waren aus mindestens zwei Gründen benachteiligt. Erstens war ihre Zahl größer in den Zigarrenfabriken als in den Zigarettenfabriken, wo die Gehälter durchschnittlich 30 Prozent höher

23 A. Arredondo, *El negro en Cuba*, Havana 1939, S. 57; Foreign Policy Association, *Problems of the New Cuba*, Havana 1935, S. 475-76; V. S. Clark, *Labor Conditions in Cuba*, in: *Bulletin of the Department of Labor* 41, July 1902, S. 663-793.

24 A. M. Lazcano y Mazón, *Constitución de Cuba*, Havana 1941, 3 Bde., Bd. 2, S. 516. In der Gesellschaft *Ferrocarriles del Norte de Cuba* in amerikanischem Besitz waren nicht nur die zwölf höchstrangigen Arbeitnehmer der Hauptverwaltung weiß, sondern unter 101 Arbeitnehmern in den Abteilungen für Konten, Kosten, Geschäfte und anderen gab es nur einen einzigen afrokubanischen Angestellten. Siehe *Ferrocarriles del Norte de Cuba*, *Boletín Quincenal*, edición extraordinaria, 1923; Guillén, *El camino de Harlem*, in: *Diario de la Marina*, 21.4.1929.

25 *Datos cubanos. Movimiento de las empresas de tranvías eléctricos durante 1924-1925*, in: *Revista Bimestre Cubana* 22 (1927), S. 274.

lagen. Zweitens waren die Afrokubaner sogar innerhalb der Zigarrenindustrie in den schlechtestbezahlten und wenig attraktiven Positionen konzentriert. Mitte der zwanziger Jahre machten sie 30 Prozent der in den Zigarrenfabriken Beschäftigten aus, wobei der durchschnittliche Lohn im Jahr bei 714 Pesos lag, aber nur vier Prozent von ihnen produzierten Zigaretten, und dort betrug das Durchschnittseinkommen 935 Pesos. Die Verteilung der eingewanderten spanischen Arbeiter war – wenig überraschend – genau spiegelbildlich: sie machten nur zehn Prozent der Arbeiter in dem ersten Industriezweig aus und 19 Prozent in dem zweitgenannten. Innerhalb der Zigarrenproduktion machten die Afrokubaner ein Drittel der schlecht bezahlten Zigarrenmacher aus, aber sie waren stark unterrepräsentiert bei den Verkäufern, Büroangestellten, Fahrern und anderen Beschäftigten. Umgekehrt nahmen Ausländer 52 Prozent dieser Positionen ein.²⁶

Auch in anderen Produktionsgebieten war der Ausländeranteil auffällig. Die eingewanderten Arbeiter stellten schon hohe 30 Prozent der in den Alkoholbrennereien beschäftigten Arbeitskräfte dar, aber ihr Anteil an den besser bezahlten Positionen war noch höher. 50 Prozent der Techniker, 40 Prozent der Fabrikdirektoren, 39 Prozent der Manager, 43 Prozent der Chemiker und 42 Prozent der Büroangestellten waren Ausländer. Im Gegensatz dazu war ihre Zahl unter den Verpackern (23 Prozent) oder den ungelerten Arbeitskräften (25 Prozent) viel niedriger. Selbst in den Ostprovinzen, wo sie nur elf Prozent der gesamten Arbeitskräfte in den Brennereien bildeten, waren 60 Prozent der Techniker, 50 Prozent der Chemiker, 42 Prozent der Direktoren und 27 Prozent der Manager Ausländer.²⁷

Kein Wunder, daß Afrokubaner die Spanier als herausragenden Grund für ihre Verdrängung von attraktiven Jobs ansahen. Ein junger Afrokubaner, der 1916 nach Havanna ging, um zu studieren, bemerkte, daß es extrem schwierig sei, einen Job in irgendeinem Gewerbe zu finden, da die Betriebe gefüllt seien mit weißen Arbeitern, „die meisten von ihnen aus anderen Ländern.“ „Früher waren Maurer und Zigarrenmacher Synonyme für Kubaner. Heute dagegen werden die meisten Bauten in Havanna von katalanischen Maurern geschaffen, und (...) eine Vielzahl von Spaniern arbeitet in den Tabakfabriken.“ Eine afrokubanische Zeitschrift, *Labor Nueva*, schlußfolgerte kategorisch: die spanische Immigration sei nicht nur von Nachteil für die schwarzen, sondern für alle einheimischen Arbeiter.²⁸

26 Datos cubanos. Movimiento de las fábricas de tabaco en el año de 1924, in: Revista Bimestre Cubana 22 (1927), S. 108; Cuba, Comisión Nacional de Estadística y Reformas Económicas, Estadística en relación con la elaboración de cigarros y tabacos en el año 1926, Havana 1928; Arredondo, El negro en Cuba (Ann. 23), S. 63. Für eine Übersicht über die Tabakindustrie vgl. J. Stubbs, Tobacco in the Periphery: A Case Study in Cuban Labour History, Cambridge 1985.

27 Datos cubanos. Resumen de la estadística de destilerías y su producción, in: Revista Bimestre Cubana 22 (1927), S. 757ff.

28 Cuartillas trasapeladas, in: La Prensa, 11.1.1916; R. Neyra y Lanza, La prensa y la inmigración antillana, in: Labor Nueva 1:9, 16.4.1916, S. 6–7.

Darstellung der Verschiedenheit in den Berufsstellungen nach Rasse und Geburt, Kuba, 1899–1931²⁹

	1899	1907	1919	1931
Einheimische/ ausländische Weiße	31,1	27,4	22,8	25,9
Schwarze/ ausländische Weiße	35,4	34,8	24,8	23,5
Schwarze/ einheimische Weiße	20,2	25,2	17,6	9,8

In einem Punkt hatte die Zeitschrift recht. Die Unterschiede in der Verteilung der Schwarzen, der Einheimischen und der Ausländer auf die Berufsstruktur war immer niedriger zwischen den schwarzen und weißen einheimischen Arbeitern als zwischen den einheimischen (jeder Farbe) und den ausländischen Arbeitern.³⁰ Mit anderen Worten, die Unterschiede zwischen einheimischen und ausländischen Arbeitern waren durchweg größer als zwischen weißen und schwarzen Kubanern (siehe Tabelle). Es war kein Zufall, daß Plantagenbesitzer Edward Atkins die Dockarbeiter von Cienfuegos in zwei verschiedene Kategorien unterteilte: spanische Feuerwehrmänner auf der einen Seite und „Neger und Kubaner“ auf der anderen³¹. Atkins erkannte die ethnischen Unterschiede zwischen den Kubanern, aber er sah sie immer noch als zu einer Gruppe gehörig, zumindest verglichen mit den weißen eingewanderten Arbeitern.

3. Die Arbeiterbewegung

Atkins Zitat ist auch aus einem anderen Grund wichtig. „Neger und Schwarze“ fanden sich traditionell gemeinsam in den Arbeiterorganisationen. Gemischt-ethnische Verbindungen kennzeichneten häufig die Arbeiterbewegung. Viele Anhaltspunkte zeigen, daß, obwohl einige der alten Innungen nach Rassen getrennt waren, die Mitgliedschaft und die Vorstände der meisten Vereinigungen ethnisch gemischt waren.³² Seit 1892 hatte ein von Anarchisten geführter Arbeiterkongreß festgelegt, daß schwarze und weiße Arbeiter „die Sklaverei in der Produktion“ teilen, und daß es „dumm und lächerlich“ für die Arbeiter wäre, die rassischen Vorurteile der „Herren“ zu teilen und deshalb jede Bekundung von rassischer Diskriminierung innerhalb der Arbeiterorganisation und der Arbeitsplätze zu verurteilen wäre.

29 Quellen: War Department, Office Director Census of Cuba, Report on the Census of Cuba, 1899, Washington 1900, S. 438f., 462f.; Cuba, Censo de la República de Cuba bajo la administración provisional de los Estados Unidos, 1907, Washington 1908, S. 514f., 545f.; Cuba, Censo de la República de Cuba, año de 1919, Havana 1920, S. 632f.; Censo de 1931, Havana 1938, Tabellen S. 16, 21, 24.

30 Der Index der Verschiedenheit gemessen an den Unterschieden zwischen den zwei Bevölkerungsgruppen.

31 Atkins, *Sixty Years in Cuba* (Anm. 1), S. 315.

32 Instituto de Historia, *Historia del movimiento obrero* (Anm. 10), Bd. 1, S. 122; Clark, *Labor Conditions* (Anm. 23), S. 770-772; Pepper, *To-Morrow in Cuba*, S. 152.

Schon 1903 kritisierte der *Círculo Obrero* („Arbeiterkreis“) von Santiago de Cuba einen Sprecher, der das „rassische Element“ in eine Diskussion einbrachte, ob Arbeiter an der Politik teilnehmen sollten. „Wenn wir uns auf Arbeiter beziehen,“ merkte ein Kritiker an, „sind beide Rassen gemeint.“ Der Sprecher sollte „kubanische Arbeiter“ sagen. Die Anarchisten kritisierten auch jedes Bemühen, die schwarzen Arbeiter in rassistisch getrennte Organisationen zu ziehen³³.

Besonders in den Sektoren, in denen schwarze Arbeiter gut vertreten waren, nahmen Afrokubaner häufig Führungspositionen in den Gewerkschaften ein. Zwischen 1900 und 1933 war das Präsidium der Packergewerkschaft von Santiago besetzt mit acht Schwarzen und fünf Weißen. Um 1910 waren 90 Prozent aller Zweiggesellschaften des Packergremiums von Cienfuegos entweder Schwarze („negros“) oder Mischlinge („mestizos“). Unter 152 Delegierten zum Arbeiterkongreß von 1914 waren 69 (45 Prozent) Schwarze. Afrokubaner stellten 43 Prozent der Delegation von Havanna, 65 Prozent der Delegation aus Las Villas und 87 Prozent der Delegierten aus der Provinz Oriente. Die einzige weibliche Delegierte, María P. Garbey aus Oriente, war schwarz. Von den neun Mitgliedern des Organisationskomitees waren drei Nichtweiße, einschließlich des Präsidenten Pedro Roca e Ibarra, einem Mulatten.³⁴ Einer der Hauptredner, der 1912 in Cruces von den Anarchisten gefeiert wurde, war Gregorio Campos, ein schwarzer Arbeiterführer. Selbst in den Sektoren, zu denen sie begrenzten Zugang hatten, wie z. B. im Transportwesen, waren die Schwarzen nicht mehr ausgegrenzt von Führungspositionen der Gewerkschaften. Z. B. war der Anführer eines Eisenbahnerstreiks in Camagüey 1919, Gustavo Vargas Soler, ein „Vollblutneger“, der auch Schatzmeister der Eisenbahnergewerkschaft war.³⁵

Gemischt-rassistische Solidarität in der Arbeiterbewegung gab es auch in anderen Bereichen. Häufig benutzten die Arbeiter die Möglichkeiten von Gesellschaften der Farbigen für ihre Treffen und Tätigkeiten. Das Generalgremium der Feldarbeiter von Lajas (Las Villas) traf sich im Lokal des „Centro Africano“, einer Gesellschaft früherer Sklaven aus dieser Region. In Havanna fand die Organisation *Obreros de la Patria* („Arbeiter des Vater-

33 Manifesto del Congreso Obrero de 1892, in: El movimiento obrero cubano. Documentos y artículos, Havana, 2 Bde., 1975, Bd. 1, S. 75-85; M. Ojeda Mayer, Por la verdad y el obrero, in: El Cubano Libre, 17.9.1903; „La bancarrota de los ídolos y el trabajador consciente“ and „Polítiqueras“, in: Tierra!, 27.11.1909 und 4.12.1909.

34 Presidentes del Gremio de Estibadores y Braceros de la Marina de Santiago de Cuba, in: La Voz Obrera, 1.5.1933; R. Scott, Labor and the Exercise of Political Voice. Santa Clara, 1899–1906“ (Beitrag auf der Konferenz „Race at the Turn of the Century,“ New York University, April 1996). Die Daten über den Arbeiterkongreß von 1914 wurden errechnet aufgrund der Angaben in: Memoria de los trabajos presentados al Congreso Nacional Obrero, Havana 1915.

35 J. Dumoulin, El movimiento obrero en Cruces, 1902–1925, in: Las clases y la lucha de clases en la sociedad neocolonial cubana, Havana, 4 Bde., 1980, Bd. 2, S. 27; William Brackett to the Commanding Officer, Marine Camp, Camagüey, 11.1.1919. USNA, RG 165/2056-112.

landes“) unter dem Dach der Gesellschaft der Farbigen „Maine“ eine Organisationshilfe. Und der Dritte Arbeiterkongreß, der 1925 in Camagüey veranstaltet wurde, fand im schwarzen Club Victoria statt.³⁶ Als die Führung des Verbandes der Tabakarbeiter eine Zigarrenmachergesellschaft in Tampa, die mit dem amerikanischen Arbeiterverband verbunden war, 1920 anerkannte, regte sich Widerstand nur aus dem Grund, daß Schwarzen der Zutritt zu dieser Organisation nicht erlaubt war. Zur selben Zeit lehnte der Arbeiterkongreß von 1920 es ab, zum Panamerikanischen Arbeiterverband Delegierte zu schicken, weil „in Gompers Verband unsere Schwarzen zurückgewiesen wurden, nur weil sie anderer Hautfarbe sind.“ Selbst während der Welle rassistischer Unterdrückung, die sich während des sogenannten „Rassenkrieges“ von 1912 über das Land ausbreitete, drohten die Packer in Havanna gegen die amerikanischen Schiffsgesellschaften zu streiken, weil diese sich weigerten, schwarze Arbeiter einzustellen.³⁷

Die Tatsache, daß Gewerkschaften und die Arbeiterbewegung weitgehend gemischt-rassisch waren, tritt auch im Negativen deutlich hervor: obwohl das Rassenthema die herrschende Ideologie durchdrang und häufig mit Unruhe und Unordnung assoziiert wurde, war es doch sehr selten, daß die Arbeitgeber Arbeitskonflikte als Rassenkonflikte darstellen konnten. Eine Streikbewegung von Tabakarbeitern in Remedios (Las Villas) im Jahr 1900 wurde z. B. anfänglich auf „eine Gruppe von 50 farbigen Männern“ zurückgeführt, aber der Zwischenfall wurde später als „ein Streik von Tabaklesern“ beschrieben, ohne irgendeinen Verweis auf die Rasse. Selbst der US-Vizekonsul auf den Antillen bemerkte, daß Proteste der Arbeiter in diesem Gebiet als „Rassenunruhen“ eingeordnet werden könnten, weil (...) nur ein oder zwei weiße Männer die [Packer-]Treffen besucht hatten,“ und erkannte aber unausgesprochen an, daß diese Wahrnehmung nicht sehr verbreitet war.³⁸

Damit ist nicht gemeint, daß Rasse in der Arbeiterbewegung kein Thema gewesen wäre. Vielmehr bestanden die rassischen neben den nationalen und ethnischen Trennlinien fort und schwächten die Handlungsfähigkeit der Arbeiter beträchtlich ein. Nimmt man die auf Nationalität basierenden Unterschiede, die in der Tat auf dem Arbeitsmarkt größer waren als die, die die

36 J. Dumoulin, El primer desarrollo del movimiento obrero y la formación del proletariado en el sector azucarero. Cruces 1886-1902, in: Islas 48, May-August 1974, S. 3-66; Obreros de la Patria, in: La Lucha, 9.10.1909; E. Tellería, Congresos obreros en Cuba, Havana 1973, S. 154.

37 B. Rodríguez Pascual, Obreros y burgueses. El odio de razas entre los torcedores, in: La Opinión, 25.3.1920; J. Cubero García, A los trabajadores y en particular a los torcedores, in: ebenda, 2.4.1920; A. Juvanet, Por la justicia y el derecho, in: ebenda, 13.4.1920; Cabrera, El movimiento obrero (Anm. 10), S. 152; Conflicto en puerta, in: La Correspondencia, 18.7.1912. Ich danke Rebecca Scott für die freundliche Mitteilung dieser Angaben.

38 Asuntos varios. En Remedios, in: Diario de la Marina, 25.8.1900 (Abendausg.); Jos Wells to the Secretary of State, Antilla, 17.6.1921. USNA, RG 59/837.504/211.

weißen und schwarzen einheimischen Arbeiter trennten, so ist dies an sich überraschend. So berichtete ein amerikanischer Autor, der die Arbeitssituation auf Kuba 1902 analysierte, daß die Tabakarbeiter in zwei Verbände aufgeteilt waren, einen für Spanier und einen für Kubaner. Er führte diese Teilung auf „ein Element von Rassenantagonismus unter den Zigarrenarbeitern“ zurück.³⁹

Es ist nicht zufällig, daß im Tabaksektor der Wettbewerb um Jobs in einem massiven Streik von einheimischen Arbeitern unmittelbar nach Gründung der kubanischen Republik Ausdruck fand. Im November 1902 unterbrachen zwölf Zigarrenfabriken der *Havana Commercial Company* ihre Tätigkeit und wurden bald von Arbeitern aus anderen Fabriken und Sektoren unterstützt. Ihre Hauptforderung war: Kubanern, besonders einheimischen Jugendlichen, Zugang zum Tabakgewerbe zu verschaffen, so daß die Aktion als „Lehrlingsstreik“ in die Geschichte einging. In einem Schreiben an Estrada Palma erklärte der Präsident der *Liga General de Trabajadores Cubanos* („Allgemeine Liga kubanischer Arbeiter“), daß die Arbeiter „das abschauliche Privileg in der Jobverteilung“, das die Spanier bevorzugt, während die einheimischen Handwerker und Arbeiter auswandern müssen, um leben zu können, bekämpfen. Die Streikenden und die Liga griffen noch entschiedener die Tatsache an, daß kubanischen Jugendlichen „das Recht, einen Beruf zu erlernen, verweigert wird“ und verlangten ihren freien Zutritt zu allen Industriezweigen „ohne Rassentrennung“.⁴⁰

Die Trennung zwischen Kubanern und Spaniern durchdrang die Arbeiterbewegung bis in die zwanziger Jahre. 1909 zog sich der sozialistische Aktivist Carlos Baliño aus dem Partido Socialista de Cuba („Sozialistische Partei Kubas“), der von spanischen Sozialisten geführt wurde, zurück, wegen ihrer Mißachtung des rechtmäßigen Kampfes der einheimischen Arbeiter für Beschäftigung. „Dort gibt es Innungen,“ prangerte Baliño an, „wo Arbeit so monopolisiert ist von spanischen Arbeitern, daß lediglich einige weiße Kubaner in diesem Beruf arbeiten, und nicht ein einziger schwarzer.“⁴¹ Die Abgrenzung wurde auch 1911 deutlich, als einige Organisationen den Streik der Näherinnen von Havana nicht unterstützten, bei denen über 75 Prozent der Arbeitskräfte aus dem Ausland kamen. Die Sozialisten, die den Streik führten und organisierten, ärgerten sich über den Mangel an Unterstützung zwischen kubanischen Arbeitern, weil sie beanspruchten, daß ihre Partei sich jedem Vorrecht widersetze, das die Spanier begünstigt, und darauf verwies, daß einer ihrer Hauptführer es schon abgelehnt hatte, mit

39 Clark, *Labor Conditions* (Anm. 23), S. 768-769.

40 Huelga general, in: *La Lucha*, 2.11.1902; *La huelga de los aprendices*, in: *El movimiento obrero* (Anm. 33), Bd. 1, S. 193-95; *La huelga general*. *La Liga General de Trabajadores Cubanos*, in: *La Lucha*, 14.11.1902. Siehe auch Córdova, *Clase trabajadora* (Anm. 19), S. 91-95; Instituto de Historia, *Historia del movimiento obrero*, Bd. 1 (Anm. 10), S. 137-39. Die Liga hatte seit Juni über die kubanischen Lehrlinge Eingaben an die Regierung geschickt. Vgl. *La Liga de Trabajadores*, in: *La Lucha*, 17.6.1902.

41 Instituto de Historia, *Historia del movimiento obrero* (Anm. 10), Bd. 1, S. 150.

Unternehmern zu verhandeln, die die Beschäftigung von schwarzen Mauern nicht zuließen.⁴² Einige Gewerkschaften, wie die „Vereinigung der Schiffsmaschinisten Kubas“, die zur reformistischen *Federación Cubana del Trabajo* („Kubanische Föderation der Arbeit“) gehörte, blieben bis 1931 entlang ethnischer/nationaler Linien geteilt. Inzwischen wuchs der Wettbewerb um Jobs und Ressourcen parallel zur ökonomischen Krise, die die Insel seit Mitte der zwanziger Jahre heimgesucht hatte.⁴³ Arbeitgeber manipulierten diese Konflikte zu ihrem Vorteil. Ausländer wurden benutzt, um den Arbeiterwiderstand zu brechen, und ethnisch verschiedene Arbeiter wurden angestellt und zuweilen isoliert, um die Fähigkeit zu gemeinsamem Handeln zu verringern.

Die Einsatz ausländischer Streikbrecher wurde immer häufiger in den Sektoren angewandt, die mit der allgewaltigen Zuckerindustrie in Beziehung standen: bei den Hafearbeitern, in der Eisenbahnbeförderung und sogar in der Zuckerproduktion selbst. Im Falle der Hafenstreiks brachten amerikanische und britische Schiffslinien ihre eigenen Arbeiter ins Land, manchmal als Mannschafsmitglieder getarnt, oder leiteten die Arbeit zu den Antillen weiter oder benutzten neuangekommene Einwanderer, die ohne Beschäftigung waren. Dreihundert amerikanische Schauerleute wurden beispielsweise aus den USA geholt, als sich 1904 ein Streik in Havannas Hafen anbahnte; 1906 und 1912 wurden noch mehr hinzugezogen. Nach 1910 wurden Arbeiter von den Antillen eindeutig bevorzugt. So wurden 65 Jamaikaner geschickt, um einen Packerstreik im westlichen Hafen von Cabañas 1921 zu zerschlagen, wogegen United Fruit sie benutzte, um den Forderungen der einheimischen Arbeiter nach höheren Löhnen entgegenzuwirken.⁴⁴

Die Arbeitgeber fanden eine längs der nationalen und ethnischen Linien getrennte Arbeiterschaft sehr angenehm, wie ein Werkleiter aus Jatibonico zusammenfaßte: „Mit Blick auf die Schwierigkeiten, die wir mit den Arbeitskräften im letzten Jahr hatten, haben wir uns entschieden, diese Plätze mit Chinesen zu besetzen, und gleichzeitig bringen wir sie getrennt von den anderen Arbeitern unter. Die Chinesen (...) sollen den Streiks auf diesem

42 La huelga del alcantarillado de la Habana, in: El movimiento obrero (Anm. 33), Bd. I, S. 289-92; Instituto de Historia, Historia del movimiento obrero (Anm. 10), Bd. I, S. 163f.; (Partido Socialista), Manifiesto to All Workers, in: Victor Berger to the Secretary of State, Washington DC, February 19, 1912. USNA, RG 59/837.0132/1.

43 Flaxer, Memorandum on Labor Unions, in: Guggenheim to the Secretary of State, Havana, 18.6.1931. USNA, RG 84/850.4/747; Extranjeros, y no nativos, son los obreros con que cuenta obras públicas, in: Unión Nacionalista, 7.9.1928; Capataces extranjeros atropellan inicuaamente a los obreros cubanos, in: El Globo, 16.5.1927.

44 La huelga de bahía, in: La Lucha, 9.7.1904 und 19.7.1904; Movimiento obrero. Los estibadores, in: ebenda, 16.7. und 17.7.1906; Beaupré to the Secretary of State, Havana, May 8, 1912. USNA, RG 59/837.5401/23; Noticias del puerto. Jamaíquinos, in: Diario de la Marina, 11.3.1921; Estibadores cesanteados injustamente, in: La Lucha, 15.8.1928.

Gebiet (...), welche seit den letzten drei Jahren anhaften, ein Ende machen.“⁴⁵

Als sich die soziale Unruhe durch die östlichen ländlichen Gebiete infolge der Revolte der Liberalen von 1917 ausbreitete, bemerkte ein Bericht aus der Zuckerfabrik „Francisco“, daß, während die kubanischen Arbeiter die Gelegenheit, „die Zuckerrohrfelder zu verlassen“, genutzt hätten, das Werk mit Arbeitern von den Antillen in Gang gehalten wurde: „Unsere Rettung hinsichtlich der Zuckerroherversorgung waren die Haitianer und die Jamaikaner. Alle sind entsetzt.“ Die Zuckergesellschaften benutzten Jamaikaner und Haitianer auch als Streikbrecher und um die einheimischen Arbeiter, die versuchten, ihr Land in Besitz zu nehmen, zu vertreiben.⁴⁶

Wenn qualifizierte Arbeiter verfügbar waren, um die Streikenden zu ersetzen, wurden sie importiert. 1916 reagierte die kubanische Eisenbahngesellschaft auf einen Streik, der den gesamten Verkehr in der entscheidenden Zuckerregion östlich von Camagüey lahm legte, mit einer Bitte an ihr New Yorker Büro: „Maschinisten treten dem Streik bei. Bitte beauftragen Sie eine der Organisationen in den Vereinigten Staaten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Streiks zu zerschlagen, dreißig Maschinisten mit ihren Heizern zu schicken.“ 56 zusätzliche Männer wurden angestellt, um die streikenden Mechaniker, Maschinisten, Zimmerleute und Automeehaniker zu ersetzen. In einer anderen Angelegenheit brachte der Manager der Gesellschaft Arbeiter aus Mexiko herbei, um diejenigen zu ersetzen, die er als Unruhestifter ansah.⁴⁷

Diese unterschiedlichen Taktiken förderten weiterhin die Feindschaft unter den Arbeitern unterschiedlichen Ursprungs und brachten gelegentlich offene Gewalt hervor. 1916 gerieten die kubanischen und haitianischen Zuckerrohrschneider der „Cuba-Company-Zuckerwerke“ in Jatibonico über die Gehälter in Streit, weil die letzteren Löhne akzeptierten, die 20 Prozent unter denen lagen, die von den Einheimischen gefordert wurden. „Die Kubaner versuchten mit Gewalt, die Haitianer am Schneiden zu hindern,“ berichtete ein Manager des Werkes. Ein ähnlicher Konflikt konnte 1922 in einem Werk der „Atlantic Fruit Company“ knapp verhindert worden. Zwei Jahre später entwickelte sich in Sagua de Tánamo (Oriente) ein Aufruhr, der einen Haitianer das Leben kostete, als spanische und haitianische Arbeiter um begrenzte Beschäftigungsmöglichkeiten und Gehälter kämpften. Schwierigkeiten zwischen Kubanern und Spaniern entstanden auch 1917

45 Frank Garrett to Whigham, Jatibonico, 22.10.1913. Cuba Company Papers, Series 1, Box 9, 135.

46 F. Gerard Smith to Leandro Rionda, Francisco, 15.2.1917. BBC, RG 10, Series 10a, Box 8; Cincuenta haitianos de la „Sugar States“ cometen más atropellos con los terratenientes de Cueto, in: Diario de la Marina, 9.6.1928.

47 Ein Unbekannter an Galham, Camagüey, 30.11.1916 and M. K. to Whigham, Richmond, 29.11.1916. Cuba Company Papers, Series 1, Box 23, 913 und 204; Griffith to the Secretary of State, Santiago de Cuba, 12.12.1916 und 15.12.1916. USNA, RG 59/837.504/1 und 2; DeGraux, Labor Situation, 4.12.1918. USNA, RG 165/2056-65.

unter den Dockarbeitern von Havanna, während die einheimischen Packer 1922 unter Führung des Schwarzen Antonio Fernández mit dem Motto „Kuba für die Kubaner“ streikten.⁴⁸

Die Arbeitgeber hatten zu keinem geringen Grad Erfolg mit der Zersplitterung der Arbeiterbewegung entlang nationaler Unterscheidungen, aber andererseits waren Beispiele von gemischtnationaler und multirassistischer Zusammenarbeit nicht ungewöhnlich. Ein frühes Beispiel ist der „Lehrlingsstreik“ von 1902, der schon erwähnt wurde. Obwohl das Hauptziel der Streikenden darin bestand, den Einstieg für einheimische Jugendliche und Erwachsene in das Tabakgewerbe und andere Industriezweige zu eröffnen, fand die Bewegung Unterstützung sowohl bei einheimischen (schwarzen und weißen) und ausländischen Arbeitern in anderen Sektoren. In der Zuckerregion von Lajas/Cruces arbeiteten spanische Anarchisten mit Kubanern bei der Unterstützung der Streiks zusammen. „Wir fragen nicht jeden nach seiner Herkunft, d. h., wo er geboren wurde,“ behauptete Evaristo Landá, ein einheimischer mulattischer Lokalanführer des Streiks. Ein spanischer Anarchist aus dieser Region beklagte die Tatsache, daß Zigarrenmacher mit unterschiedlichen Nationalitäten in Havanna getrennt würden, während sie in Las Villas „Einigkeit und Solidarität“ zeigten und ihr einziges Ziel „die Befreiung aller Sklaven“ sei.⁴⁹

Zusammenarbeit zwischen spanischen Anarchisten und einheimischen Arbeitern scheint alltäglich geworden zu sein, nicht zuletzt weil die anarchistische Lehre den Arbeitern kein wirkliches Vaterland zubilligte. „Das wirkliche Vaterland,“ schrieb ein Arbeiterführer aus dem Bäckereigewerbe 1919, „ist die perfekte Vereinigung aller Arbeiter, ohne Unterschiede nach Rasse und Nationalität.“ 1909 reagierte die Anarchistenzeitschrift „Tierra!“ auf die Beschuldigung, daß Ausländer auf die Insel kämen, um die Unruhen zu fördern, mit der Behauptung, daß „Arbeiter an keinem Ort ausländisch sein können.“ Selbst in den Augenblicken, in denen Konflikte und Spaltungen deutlich wurden, bemühten sich die Arbeiter zugleich um eine vereinigte Gewerkschaft. Bei einem Treffen der Zigarrenmacher beschuldigte beispielsweise einkubanischer Arbeiter die spanischen Anarchisten, daß sie der Kolonialregierung während des Unabhängigkeitskrieges zur Seite gestanden hätten, aber es doch positiv sei, daß sie alle das gleiche Treffen einer gemischt-nationalen Union besuchten.⁵⁰ Die Sozialisten forderten nicht nur

48 Craib an George Whigham, Jatibonico, 20.12.1916. Cuba Company Papers, Series 1, Box 20, 264; Dickinson to the C. B. Hurst, Antilla, 13.6.1922. USNA, RG 59/837.00/2232; El antagonismo que desde hace tiempo viene separando a los españoles de los haitianos fue causa de una horrible batalla, in: La Lucha, 4.7.1924; Strike Conspiracy Develops in Havana, in: The Havana Post, 13.10.1917; Jos Wells to the Secretary of State, Antilla, 17.6.1921. USNA, RG 59/837.504/211.

49 Dumoulin, El primer desarrollo (Anm. 36), S. 59-60.

50 L. Castelló, „Francisco Lamuno,“ in: El Hombre Nuevo, 13.10.1919; „Argentina, Cuba, España“ und „El mitin de Martí,“ in: Tierra!, 20.11. und 27.11.1909. Siehe auch Dumoulin, El primer desarrollo (Anm. 36), S. 34f.

Widerstand gegen jedes nationale oder rassische Privileg in der Beschäftigungsverteilung, sondern die Gruppen waren selbst sowohl multirassisch und gemischt-national. Unter den Mitgliedern der *Agrupación Socialista* („Sozialistische Gruppierung“) von Havanna waren nach einem vertraulichen Bericht von 1911 acht Kubaner, wobei zwei von ihnen als „Mulatten“ beschrieben wurden und elf Spanier aus Galizien, Andalusien, Asturien, Katalonien und von den Kanarischen Inseln.⁵¹

Seit spanische Arbeiter in allen Sektoren des kubanischen Arbeitsmarktes stark vertreten waren, war fast jeder bedeutsame Streik, der sich auf der Insel entwickelte, per definitionem ein multinationales Ereignis. Bei den Zuckerstreiks von 1917 nahmen nicht nur Kubaner und Spanier teil, sondern auch Haitianer und Jamaikaner. Obwohl der Streik in Las Villas unter Zuckerwerkmechanikern ausbrach, von denen viele weiß und Ausländer waren, fand er Unterstützung in Sektoren, in denen Einheimische und Schwarze gut vertreten waren. In Cienfuegos legten Kutscher und Chauffeurs den gesamten Verkehr lahm und setzten den spanischen Leiter ihrer Gewerkschaft an Stelle eines Einheimischen, um eine Abschiebung des ersten zu vermeiden. In einigen Centrales schloß der Streik Tätigkeiten ein, in denen die Einheimischen (einschließlich der Schwarzen) besser vertreten waren: „Arbeiter“ („peones“, „jornaleros“, das heißt Hilfsarbeiter und Tagelöhner), Maurer und Zimmerleute. Ein Bericht der Zuckerfabrik Narcisca behauptet, daß der dortige Streik geführt würde von „einem Weißen und einem Mestizen“, die aus Cienfuegos kämen. Einer der Führer der ganzen Bewegung war Vincente Martínez, ein spanischer Anarchist; ein anderer sei, laut den US-Behörden, „ein William Benjamin, ein Schwarzer, der vorgibt, aus Barbados zu kommen.“ In Camagüey wurden einige kubanische und spanische Arbeiter in Haft behalten, während in Havanna drei spanische Führer der anarchistischen *Unión Internacional de Dependientes de Café* („internationale Union der Kaffee-Angestellten“) abgeschoben werden sollten.⁵²

Ein „General“-Streik im März 1919, der Eisenbahnarbeiter, öffentliche Automobilwerke, Hafenarbeiter, Köche, Kellner, Zigarrenmacher und das Baugewerbe einschloß, war wieder ein gemischtrassisches/nationales Phänomen. Von den 25 Individuen, die von der Geheimpolizei als Führer der Bewegung ausgewiesen wurden, waren 14 Spanier, und elf Kubaner, darunter Schwarze wie ein Anführer der Tabakarbeiter. 1924 wurden die Zuckerstreiks, die das östliche Kuba in Mitleidenschaft zogen, vom Arbeiterver-

51 Jackson an den Secretary of State, Havana, July 13 and August 5, 1911. USNA, RG 59/837.108/2 and 5.

52 Siehe die folgenden Werke, alle veröffentlicht in *La Lucha* (Oktober 1917): *La huelga de Cienfuegos se intensifica* (12.10.1917), *El estado de la huelga en las Villas* (13.10.1917), *La huelga de las Villas continúa sin solucionar* (15.10.1917), *Huelguistas arrestados* und *Un centro de conspiración* (22.10.1917); Van Natta an den Chief of Military Intelligence, Havana, 26.11.1917 und Charles Winnans to Gustave Scholle, Cienfuegos, 22.10.1917. USNA, RG 59/837.00/1444 und 837.504/26; Dumoulin, *Azúcar y lucha de clases*, 1917, Havana 1980, 82.

band von Havanna unterstützt, der erklärte, daß die Rechte der Arbeiter, „ganz gleich welcher Nationalität,“ „geschützt“ werden sollten.⁵³

Es ist, trotz ihrer kulturellen und sprachlichen Isolierung und des saisonbedingten Charakters ihrer Arbeit, möglich, Beispiele für die Teilnahme von Haitianern und Jamaikanern an diesen gemischt-nationalen Bemühungen um die Mobilisierung der Arbeiter zu finden. Der Fall jenes Aktivisten von Barbados, der oben schon erwähnt wurde, ist keineswegs außergewöhnlich. 1917 berichteten die Arbeitnehmer der kubanischen Gesellschaft in Jobabo, Camagüey, daß sich „viele spanische Arbeiter des Werkes“ mit Einheimischen und „sogar mit jamaikanischen Schwarzen“ verbunden hätten, um Nutzen aus dem von der Freiheitsrevolte geschaffenen Chaos zu ziehen, und „wie eine Herde von Wäldern“, den Laden der Zuckermühle auszurauben. Interessanterweise rief dieses gemischt-rassische/nationale „Volk“, als es seine „schändlichen Plünderereien“ ausführte: „Nehmt alles. Das, was in Kuba ist, gehört den Kubanern.“ Gegenüber dem amerikanischen Unternehmen stellten sich alle Arbeiter ohne Rücksicht auf Rasse oder Nationalität als „Kubaner“ dar.⁵⁴

Die Haitianer und Jamaikaner waren sowohl beim Zweiten wie beim Dritten Arbeiterkongreß 1925 vertreten, und einer ihrer Führer, der Jamaikaner Henry Shackleton, war Mitglied der Kommission, die die Charta der *Confederación Nacional de Obreros de Cuba* (CNOC), „Nationale Konföderation der Arbeiter von Kuba“ entwarf. Beide Kongresse verurteilten die Behandlung und Ausbeutung der Arbeiter von den Antillen und einigten sich, Arbeiter in die betroffenen Gebiete zu schicken, um ihnen die Wahrheit über die Arbeitsverhältnisse auf der Insel zu sagen. Obgleich es verständlich ist, daß die Arbeiter die Einwanderung stoppen wollten, lag die Betonung mehr auf den „Ausbeutern“, die die Haitianer und Jamaikaner eingeführt hatten, als auf den Immigranten selbst, die sie als „Genossen“ bezeichneten.⁵⁵

Während der reformistische Sektor der Arbeiterbewegung auf die Krise der Wirtschaft in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren mit der Forderung reagierte, die Immigration zu stoppen und die „gelben“ Vereinigungen die Rückführung der Arbeiter von den Antillen und von arbeitslosen ausländischen Arbeitern verlangten, reagierte der radikale Flügel der Arbeiterbewegung, ganz besonders die von Kommunisten kontrollierte CNOC und die *Federación Obrera de la Habana* (FOH, „Arbeiterföderation von La Habana“) mit der Hervorhebung der Notwendigkeit für alle Arbeiter, sich ohne Rücksicht auf Rasse oder nationalem Ursprung zu vereinigen. Die

53 „Report on the Cuban Strikes Since January 1, 1919,“ Havana, 26.3.1919. USNA, RG 165/2056-171; Crowder to the Secretary of State, Havana, 24.11.1924. USNA, RG 59/837.00/2583. Über die Zuckerstreiks von 1924 vgl. Instituto de Historia, *Historia del movimiento obrero* (Anm. 10), Bd. 1, S. 217ff.

54 Horrible ejemplo de ferocidad, in: *La Discusión* (25.3.1917).

55 Tellería, *Congresos obreros* (Anm. 36), S. 128, S. 137-142, S. 188; *Actas del Congreso de fundación de la CNOC*, in: *El movimiento obrero* (Anm. 33), Bd. 1, S. 407-41.

Kommunisten und ihre Verbündeten verstanden, daß es für die Schaffung einer wirklich nationalen Arbeiterorganisation unentbehrlich war, die Zukerrohrarbeiter zu organisieren, von denen viele Haitianer und Jamaikaner waren. Eine solche Verbindung während der wirtschaftlichen Depression zu formieren, war allerdings eine Herausforderung: sie mußte den engherzigen Nationalismus überwinden, der die Immigranten für die weitverbreitete Arbeitslosigkeit und andere wirtschaftliche Probleme verantwortlich machte.

Die *Federación Obrera de la Havana* (FOH) trat den Spaltungsstrategien der kubanischen Regierung entgegen, die Arbeiterkonflikte als ein schlimmes Übel darstellte, das durch Abschiebung von ausländischen Arbeiteraktivisten überwunden werden sollte. In einem Manifest von 1925 prangerte die FOH die offizielle Kampagne an, die Ausländer als „Monster, die ausgerottet werden müssen“ und einheimische Arbeiter als „unempfindliche Sklaven“ darstellte, die fast dankbar wären für ihre Verhältnisse, wenn es nicht den schädlichen Einfluß der Immigranten gäbe. „Unter den Arbeitern gibt es keine Unterschiede,“ erklärten sie, „weil sie tatsächlich wissen, was das bedeutet.“ Inzwischen brachte die mit den Kommunisten verbündete *Liga Antiimperialista* („Antiimperialistische Liga“) einen Gegenbegriff für den Arbeiternationalismus hervor: „Kuba muß für die Kubaner da sein. Das bedeutet nicht Haß gegen die Ausländer; das bedeutet Haß gegen das *ausländische Kapital*.“⁵⁶

1929 schloß das Forderungsprogramm der CNOC die Gleichheit aller Arbeiter ohne Rücksicht auf Rasse und Nationalität mit in seine Ziele ein, und das Parteiprogramm der Kommunistischen Partei (1932) widmete diesem Problem einen ganzen Abschnitt. Die Kommunisten prangerten die Ausbeutung und schlechte Behandlung der Haitianer und Jamaikaner, die Abschiebung von Spaniern, die Diskriminierung der Chinesen und die Verfolgung von sogenannten Polen-Juden und Osteuropäern an, die sich auf der Insel niedergelassen hatten.⁵⁷

Zumindest teilweise waren die Bemühungen der Kommunisten um eine gesamt-rassistische/nationale Bewegung, die auf Klassenidentität basierte, erfolgreich. Spanische Arbeiter wurden mit einheimischen bei Massendemonstrationen und „Hungermärschen“, die die Kommunisten organisierten, zusammengeführt. Bei einem dieser Ereignisse in Santiago führte ein die rote Fahne schwingender „unbekannter kubanischer Schwarzer eine Gruppe von arbeitslosen Spaniern“ an, bis die Polizei dazwischen kam und mehrere

56 „Nueva protesta de la Federación Obrera de la Habana,“ „La viril protesta obrera“ and „Manifiesto protesta de la Liga Antiimperialista,“ alle wiederabgedruckt in: M. Rosell (Hrsg.), *Luchas obreras contra Machado*, Havana 1973, S. 83–84, S. 95–98, S. 108–10.

57 Instituto de Historia, *Historia del movimiento obrero* (Anm. 10), Bd. 1, S. 256f.; Plataforma electoral del Partido Comunista de Cuba, in: Rosell, *Luchas obreras* (Anm. 56), S. 188–211. Über das Programm des CNOC vgl. Policía Judicial, „Memorandum,“ Havana, 17.7.1930. USNA, RG 84/800B. Für die Beziehung zwischen den Kommunisten und den Osteuropäern vgl. Sección de Expertos an Federico Rasco, Military Commander of Havana, 19.11.1931. USNA, RG 84/800.1/1143.

von ihnen verletzt.⁵⁸ Die Haitianer und Jamaikaner waren ebenfalls von der Parteipropaganda beeindruckt, und einige der späteren jamaikanischen Marxisten eigneten sich diese Ideologie an, während sie in Kuba arbeiteten. Die Hafnarbeitervereinigung von Nuevitas schloß Kubaner wie auch Haitianer und Jamaikaner ein, wobei einige von ihnen inzwischen kubanische Staatsbürger geworden waren. Der US-Konsul dieses Gebietes berichtete 1931, daß „eine Unruhestimmung unter ihnen herrschte;“ obwohl sie doch früher apathisch gegenüber der Arbeiterbewegung gewesen seien. Dockarbeiter von den Antillen schlossen sich nach der Aussage eines Teilnehmers in einem Streik im Hafen von Alto Cedro, Ciego de Avila (Camagüey), ebenfalls den Einheimischen an.⁵⁹

Allerdings erwiesen sich die Anstrengungen der Kommunisten letzten Endes im Zuckersektor als fruchtbarer. 1932 errichteten sie den *Sindicato Nacional de Obreros de la Industria Azucarera* (SNOIA, „Nationales Syndikat der Arbeiter der Zuckerindustrie“), der einige der wichtigsten Streiks nach dem Sturz von Gerardo Machado (1925–1933) in Zusammenarbeit mit einheimischen und westindischen Arbeitern erfolgreich führte. Wie ein US-amerikanischer Beobachter anmerkte, mobilisierten die Kommunisten schwarze Arbeiter in den Zuckerwerken ohne Rücksicht auf die nationale Herkunft. „Die kubanischen Schwarzen kamen in engen Kontakt mit haitianischen Schwarzen, welche als Sklaven mißbraucht wurden, die für zehn oder zwölf Cents am Tag arbeiteten (...) In einigen Fällen unterstützten die haitianischen Schwarzen die kubanischen Schwarzen, indem sie einen Teil des roten Syndikates bildeten.“ Im September 1933 wurde eine Gruppe von Amerikanern, die mit dem Zug zur Central Miranda in Oriente reiste, von einem jamaikanischen Arbeiter, der sich selbst als „Korporal der Roten Garde“ bezeichnete, gezwungen, Pässe zu erwerben. Deshalb behauptete der Kommunistenführer Rubén Martínez Villena mit Genugtuung, daß „eine perfekte Vereinigung zwischen weißen und schwarzen Arbeitern“ während der Streiks erreicht worden sei, und daß die Theorien, die den Arbeitern von den Antillen die Schuld für die Zuckersituation zuschoben, „mit der aktiven Teilnahme dieser Ausländer an dem gemeinsamen Kampf unglaubwürdig“ geworden seien.⁶⁰

58 Edwin Schoenrich to Guggenheim, Santiago de Cuba, 13.7.1931 und Guggenheim, General Conditions Report for July 1931, Havana, 8.8.1931. USNA, RG 84/800/4 und 809.

59 Wakefield, „Political Situation in the Nuevitas Consular District,“ 17.3.1931. USNA, RG 84/800; C. González Echevarría, Origen y desarrollo del movimiento obrero camagüeyano, Havana 1984, S. 87; R. Lewis/M. Garvey, Anti-Colonial Champion, Trenton 1988, S. 106-07.

60 Memorandum: Racial Problem of Cuba, in: Welles an den Secretary of State, Havana, 29.9.1933. USNA, RG 84/800/143; Welles an den Secretary of State, Havana, 30.9.1933. USNA, RG 84/800/324; R. Martínez Villena, Las contradicciones internas del imperialismo yanqui y el alza del movimiento revolucionario, in: Documentos de Cuba republicana, Havana 1972, S. 176-93.

4. Resümee

Der Erfolg der Kommunisten bei der Organisation einer gemischt-rassischen, multinationalen Arbeiterbewegung erklärt weitgehend, warum sie ein entscheidender Akteur in der kubanischen Politik nach dem Sturz der Diktatur Machados werden konnten. Überdies diskreditierte der Sturz Machados, der den reformistischen Sektor der Arbeiterbewegung gefördert und unterstützt hatte, den Reformismus gründlich und öffnete die Tore für eine radikale unabhängige Arbeiterbewegung, die ihre Positionen rasch festigen konnte.

Daß Arbeiter imstande waren, gemischt-rassische und multi-nationale Gewerkschaften in Kuba zu schaffen, ist nichts anderes als außergewöhnlich. Kein anderes Land in Lateinamerika hat in derselben Zeit so viele Immigranten unterschiedlichen ethnischen und geographischen Ursprunges aufgenommen. Die Arbeitgeber waren so erfolgreich bei der Zersplitterung des Arbeitsmarktes entlang der ethnischen Linien, daß Unterschiede bei der Verteilung von Beschäftigungen zwischen den Kubanern und Immigranten konsequent höher waren als unter den Einheimischen unterschiedlicher Rassenzugehörigkeit. Darüber hinaus hätten Arbeitgeber und der kubanische Staat die Arbeiteragitation systematisch als ein schlimmes Übel dargestellt und den Einwanderern für die Not der kubanischen Arbeiter die Schuld gegeben.

Das Auftauchen von vereinigten Arbeiterorganisationen all diesen materiellen und ideologischen Hindernissen zum Trotz zeigte, daß Arbeiter sich den Spaltungsstrategien, die die Arbeitgeber und der kubanische Staat benutzten, um die Arbeiterbewegung entlang nationaler und ethnischer Trennlinien zu zersplittern, widersetzen konnten. Gewerkschaften stellten die rassistischen und nationalen Unterschiede zwischen den Arbeitern als Arbeitgeberstrategien dar. Als Reaktion formulierten sie deutlich den Begriff der nicht-rassistischen Klassenidentität, die die Gemeinsamkeiten ihrer Mißstände und ihrer sozialen Positionen unterstreiche.

Dies war auch ein Zeichen eines breiteren Prozesses: das Auftauchen der Klassen als bedeutendster Bezugspunkt in der kubanischen Politik. Nach den dreißiger Jahren stimmten Politiker und Intellektuelle aller Farben und Glaubensbekenntnisse darin überein, daß die inneren Konflikte und Dynamiken eher in Termini von Klassen-, als in solchen von Rassenunterschieden begriffen werden mußten. Ein schwarzer Kommunist wie A. Pérez-Medina behauptete, daß „der Kampf keiner von Rassen, sondern von Klassen [sei].“ Ähnliche Formulierungen wurden auch von weißen und schwarzen gemäßigten Intellektuellen gemacht. „In Kuba ist die Rassenfrage den geistigen und ökonomischen Fragen untergeordnet,“ kommentierte ein weißer Journalist. Sogar der afrokubanische Journalist Ramón Vasconcelos, der in seiner Jugend eine tägliche Kolumne leitete, die sich schwarzen Problemen widmete, stimmte dieser Ansicht 1937 zu, indem er betonte, daß unter

den Schwarzen das „Klassenbewußtsein“ stärker geworden sei als die Rassenidentität.⁶¹

Am Ende hatten es die öffentlichen und privaten Eliten nicht geschafft, die beiden Gefahren abzuwenden, die ihre Migrationspolitik motiviert hatten. Weder war Kuba weiß, noch waren die Arbeiter fügsam und anspruchslos geworden. Ganz im Gegenteil, sie hatten die Übereinstimmungen ihrer sozialen Positionen erkannt und wurden gemeinsam aktiv, so daß sie ein völlig neues Kapitel in der politischen Geschichte Kubas aufschlugen.

(Aus dem amerikanischen Englisch von Cathleen Zeuske)

61 A. Pérez-Medina, *The Situation of the Negro in Cuba*, in: *Negro. An Anthology*, hrsg. von N. Cunard, New York 1970, S. 294-298; M. S. Menéndez, *Racismo o política?*, in: *La Correspondencia*, 28.2.1936; G. Mora y Varona, *La cuestión social*, in: *Diario de la Marina*, 24.2.1929; Vasconcelos, *Al margen de los días. Complejos*, in: *Las comparsas populares*, Havana 1937, S. 33-37.

Die postfordistische Regulation technischer Kommodifizierung durch internationale Substitutionen

1. Die technische Subsumtion unter die Warenform

Der Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrages¹ besteht in der Feststellung, daß immer neue und weitreichendere Sphären der menschlichen Aktivitäten und des menschlichen Daseins an sich unter die Warenform subsumiert werden. Die Kommodifizierung sozial integrierter Handlungszusammenhänge, die eintritt, wenn Interaktionen nicht länger über Prozesse der Verständigung, sondern über das Medium Tauschwert koordiniert werden, erfolgt zu einem beträchtlichen Teil über die Technik. Sie ist das Haupteinfallstor für die Verwandlung der Dinge, der Natur, der Lebenswelten und der Menschen selbst zu Gütern.²

Bisher wurde der Kommodifizierungsprozeß vor allem im Hinblick auf die monetarisierte, dem Lebenszusammenhang der Produzenten entfremdete Arbeitskraft erforscht. Im Anschluß an die Arbeiten der französischen *Technoscience*-Schule³ scheint es jedoch angebracht, die Expansion des kapitalistischen Warenfetischismus und ihrer Folgen auch in anderen Be-

-
- 1 Dem vorliegenden Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, der im Januar 1996 an der Universität Leipzig gehalten wurde. Der Text wurde zwar überarbeitet und mit Fußnoten, Zwischentiteln und Literaturangaben versehen, die mündliche Ausdrucksweise aber ansonsten weitgehend beibehalten. Ursprünglich schloß der Vortrag mit der Abgrenzung des hier vorgestellten Ansatzes gegenüber den *Mainstream*-Theorien der internationalen Beziehungen ab. Da eine solche Diskussion eher fachspezifisch ist, wurde an dieser Stelle darauf verzichtet. – Für ihren redaktionellen Beistand bei der Erstellung der endgültigen Fassung des Textes danke ich Hartmut Elsenhans und Hans-Martin Moderow.
 - 2 Vgl. J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, in: ders., Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, Frankfurt am Main 1969, S. 104-119; ders., Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1981, S. 273-278; R. Berger, Politik und Technik, Opladen 1991, S. 368f.
 - 3 Die bekanntesten Vertreter dieser Denkrichtung sind Dominique Janicaud (z.B. Des techniques à la techno-science: l'enjeu philosophique, in: Revue internationale de philosophie 41 (1987), S. 184-196; Critiques philosophiques des technosciences, in: F. Bayle et al., L'Empire des techniques, Paris 1994, S. 219-229), Gilbert Hottot (z.B. Le règne de l'opérateur, in: J. Prades, (Hrsg.), La technoscience: Les fractures du discours, Paris 1992, S. 179-196), der das Konzept *technoscience* erfand, Jacques Prades (z.B. J. Prades (Hrsg.), La technoscience: Les fractures du discours, Paris 1992) und Dominique Lecourt (z.B. The Scientist and the Citizen; A Critique of Techno-Science, in: The Philosophical Forum 23(1992), S. 174-178). Sie hat sich insbesondere unter dem Einfluß der Schriften Jacques Elluls herausgebildet. Serge Latouche (u.a. La mégamachine: Raison technoscientifique, Raison économique et mythe du progrès, Paris 1995, S. 35-48) ist vielleicht derjenige, der dem Kommodifizierungsprozeß durch die Technik die umfassendste Analyse gewidmet hat.

reichen zu untersuchen – eben gerade in bezug auf die Technik. Als Beispiele sollen hier nur die Schaffung kommerzialisierter virtueller Realitäten (im Internet) oder die Bio- und Gentechnologien genannt werden, welche die Natur (Tiere, Pflanzen) und das menschliche Wesen selbst in Ware, in Rohstoffe für Akkumulationsvorgänge transformieren.⁴ Claus Koch schreibt dazu: „Kommodifizierung nennt die ökonomische Wissenschaft die Verwandlung von unangeeigneter Materie oder sozialer Sphäre in Wirtschaftsgüter, die mit Wert und Austauschbarkeit versehen werden. Dabei ist es mit Besitzergreifung nicht getan. Auch der Begriff der Kommerzialisierung, dem mittlerweile ein Geschmack von kulturbürgerlichem Ressentiment anhaftet, ist zu schwach. Es geht darum, bislang herrenlose Materie zu bearbeiten und neu zu organisieren, was überlegte Investition verlangt. Kommodifizierung ist also nicht nur ein ökonomischer Vorgang, sondern auch ein sozialer Prozeß. Der Erfolg des Kapitalismus lebt nicht zuletzt davon, was er zum Zweck der Kommodifizierung noch ergreifen kann, was sich von ihm nicht nur zum Gut verwandelt, aneignen und tauschen läßt, sondern auch für gesellschaftliche Neuerung ergiebig, fortschrittstreibend ist.“⁵ Eine plausible Hypothese lautet daher, daß es eine grundlegende Tendenz des kapitalistischen Tauschsystems ist, seine Krisen durch – vermutlich schubweise – Erweiterung der technischen Subsumtion unter die Warenform auf immer neue, bisher nicht betroffene Gebiete zu überwinden – bis hin zur totalen Kommodifizierung der Welt, für die übrigens Immanuel Wallerstein merkwürdigerweise eine historische Periode zeitlich ziemlich genau (circa 2050–2075) prognostiziert.⁶

Während zur (teilweisen) Zurückdrängung der Subsumtion der Arbeitskraft unter die Warenform sozial- und wohlfahrtsstaatliche Mechanismen erfunden wurden⁷, ist die entkommodifizierende Regulation der Technik noch nicht weit fortgeschritten. Die grundlegende Frage lautet daher: Wie kann die technische Kolonisation der kommunikativ gesteuerten Lebenswelt – d.h. der Verankerung der Medien Geld und Macht mittels Technik – konzeptualisiert werden?⁸

4 Drei der zehn weltweit die besten Umsätze erzielenden Pharmaka sind bereits gentechnische Produkte. (Die Zeit, 24. 3. 1995). Die amerikanische Firma Amgen hat z.B. 20 Millionen Dollar ausgegeben, um die exklusiven Vermarktungsrechte für ein einziges menschliches Gen zu erstehen (Die Zeit, 19. 5. 1995).

5 C. Koch, *Ende der Natürlichkeit*, München 1994, hier S. 150 f.

6 I. Wallerstein, *Geopolitics and Geoculture*, Cambridge 1994, hier S. 134f. und ders., *After Liberalism*, New York 1995, S. 266f.

7 Es muß allerdings unterstrichen werden, daß die derzeitige deregulierende Umwandlung des sozialdemokratisch geprägten Wohlfahrtsstaates in einen internationalen „Wettbewerbsstaat“ gleichzeitig dem Nationalstaat die zumindest potentiell entkommodifizierende Funktion z. T. entzieht. Siehe dazu U. Teusch, *Freiheit und Sachzwang. Untersuchungen zum Verhältnis von Technik, Gesellschaft und Politik*, Baden-Baden 1993, S. 586 f.

8 K.-G. Giesen, *La maîtrise politique du changement technique: illusions et impostures*, in: *Les Cahiers Protestants* 4(1994), 12-19.

2. Internationale Technikproduktion und -regulation

Im Gegensatz zu einem weit verbreiteten Glauben hat diese Fragestellung auch sehr viel mit den internationalen Beziehungen in weltwirtschaftlicher Perspektive zu tun. Zum einen natürlich wegen der mehr und mehr globalisierten Technikproduktion. Beispiele aus der zwischenstaatlichen Großforschung sind die Kernfusion und ihr International Thermonuclear Experimental Reactor (ITER), die zukünftige internationale Raumstation Alpha oder die Human Genome Organisation (HUGO) – alles Projekte, die von den verschiedenen Regierungen der Triade (USA, Japan, Europäische Union) gemeinsam getragen und finanziert werden.⁹ Wovon im vorliegenden Beitrag allerdings die Rede sein soll, betrifft die andere Seite der Medaille: die ebenfalls mehr und mehr internationalisierte Regulation der Beziehungen zwischen Technikproduzenten (Industrie, Staatsapparate) und den um ihre kommunikativ gesteuerten Lebenswelten bangenden Zivilgesellschaften. Diese Regulation erfordert – genau wie die der monetarisierten Arbeitskraft – Normensetzung. Es gibt zwei Arten von Normenproduktion: rechtliche und nichtrechtliche. Ein Beispiel für rechtliche Normensetzung bilden umweltschutzfördernde Völkerrechtsverträge zwischen Staaten.

Hier soll es allerdings ausschließlich um nichtrechtliche Regulationsnormen gehen, die von relativ jungen internationalen Substitutionen produziert werden und deren Ziel die Schaffung von sozialem Konsens durch zeremoniell-öffentliche, d.h. symbolische Kontrolle ist.¹⁰ Ihre Adressaten sind somit auch nicht in erster Linie die Staatsapparate, sondern transversal direkt die in Akkumulationsprozesse eingebundenen Technikproduzenten und die gegen die Verdinglichung ihrer Lebenswelten kämpfenden Zivilgesellschaften. Zu den Beispielen solcher nichtrechtlicher Normen schaffender Substitutionen gehören die Ständige Konferenz der nationalen Bioethikkomitees des Europarates, die Technikbewertungsinstitutionen der EU-Kommission und des EU-Parlamentes (FAST bzw. ETAN und STOA), das internationale Bioethikkomitee der UNESCO oder auch die Abteilungen für normative Technikprospektive der OECD.

Im folgenden sollen beispielhaft zwei dieser Institutionen auf ihre politischen Funktionen aus weltwirtschaftlicher Perspektive hin betrachtet werden. Es handelt sich um das FAST-Programm der EU-Kommission und das internationale Bioethikkomitee der UNESCO. Obwohl von ihrer jeweiligen Konstituierung und Wirkungsgeschichte her vollkommen verschieden, üben sie vergleichbare symbolische Regulationsfunktionen aus.

⁹ Im Falle der HUGO erfolgt die Finanzierung auch teilweise bzw. indirekt durch private Spenden von Millionen von Fernsehzuschauern, die ein- oder zweimal jährlich (insbesondere in den USA und in Frankreich) durch abendfüllende *Téléthon*- bzw. *Généthon*-Sendungen (abgeleitet vom Wort „Marathon“) mobilisiert werden, um der Forschung die nötigen Mittel „für den guten Zweck“ zur Verfügung zu stellen.

¹⁰ M. Foucault, *L'ordre du discours*, Paris 1971.

Offiziell fallen beide Substitutionen unter die Rubrik „Politikberatung“. Das 1978 gegründete und 1994 aufgelöste bzw. umbenannte FAST-Programm (*Forecasting and Assessment in the field of Science and Technology*)¹¹ der EU-Kommission erforschte sozialwissenschaftlich die möglichen sozialen und wirtschaftlichen Konsequenzen der Einführung neuer Technologien, um mit den daraus entstehenden und weitverbreiteten Forschungsberichten – insgesamt etwa 500 – die Entscheidungsträger und vor allem die Öffentlichkeit aufzuklären.¹² Das internationale Bioethikkomitee der UNESCO wurde nach langer Vorbereitungszeit¹³ erst 1993 gegründet, besteht aus 47 renommierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern

-
- 11 Der Kommissionspräsident Jacques Delors löste es 1994 auf und gründete ein neues Technikbewertungsprogramm: ETAN (*European Technology Assessment Network*). Auf diese Umbildung wird weiter unten noch näher eingegangen. Gegründet wurde FAST im Anschluß an den berühmten prospektiven „Dahrendorf-Bericht“ von 1975 (Commission des CE, Rapport Europe plus trente, Bruxelles 1975, Doc. XII/694/75-F). Ab 1978 bestand FAST aus einem EU-beamten Team in Brüssel (fünf bis zehn Personen), welches einerseits Forschungsaufträge an auswärtige, transnationale Forschergruppen vergab und andererseits selbst die daraus entstehende Forschungsproduktion der Öffentlichkeit in synthetischer und allgemeinverständlicher Form zugänglich machte.
- 12 FAST, Le printemps du „technology assessment“ en Europe. Rapport par Riccardo Petrella, Bruxelles 1992, Commission des CE, hier S. 7.
- 13 Nachdem Bioethik zuerst vornehmlich vollkommen dezentralisiert in vielen westlichen Krankenhäusern und Forschungsinstitutionen betrieben wurde (F.-A. Isambert, De la bioéthique aux comités d'éthique, in: *Études* 5 (mai) 1983, S. 671-683), erfolgten Mitte der siebziger Jahre – d.h. genau zur gleichen Zeit wie im Bereich der Technikbewertung – erste Versuche, sie international zu koordinieren und zu normieren. Dazu wurde zuerst 1975 im bulgarischen Varna ein weltweiter, insbesondere Biologen und Philosophen offenstehender Kongreß veranstaltet, der der UNESCO die Legitimation zur Institutionalisierung (ab Anfang der achtziger Jahre) verschaffte. 1985 und 1987 entstanden in korporatistischer Zusammenarbeit mit dem *Conseil international des sciences sociales* (CISS), dem *Conseil international des unions scientifiques* (CIUS) und dem *Conseil international de la philosophie et des sciences humaines* (CIPSH) in Barcelona verschiedene „Empfehlungen“ zur Institutionalisierung der Bioethik. Nach einem erneuten UNESCO-Kongreß 1991 in Moskau mit entsprechender abschließender „Erklärung“ und wiederum verschiedenen korporatistischen Konsultationen (vor allem der WHO) entschied letztlich im folgenden Jahr der UNESCO-Generaldirektor Mayor die Gründung des *Comité international de bioéthique* unter dem Vorsitz von Noëlle Lenoir (UNESCO, Liste des instruments normatifs ou de déclarations ou de principes directeurs internationaux concernant la bioéthique, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/D.3 (10 mars); Dictionnaire Permanent Bioéthique et Biotechnologies, Paris 1996 (feuilles 9), S. 1525-1528). Diese schuf zuerst 1993 eine Vorbereitungsgruppe, die *Groupe d'orientation scientifique et technique* (UNESCO, Groupe d'orientation scientifique et technique: Première réunion, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-1 [14 janvier]), aus der dann nach acht monatlichen Tagungen zu einem erheblichen Teil das endgültige internationale Bioethikkomitee hervorging (UNESCO, Groupe d'orientation scientifique et technique: Huitième réunion, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-8 [22 juillet]).

verschiedener Herkunft (darunter mehrere Nobelpreisträger)¹⁴ und hat bisher darauf hingewirkt, den Regierungen und vor allem der allgemeinen Öffentlichkeit einen Minimalkonsens in der Form von „Empfehlungen“ und völkerrechtlich nicht bindenden „Erklärungen“ zu unterbreiten¹⁵, die die ethischen Grenzen definieren, welche in der Anwendung neuer Gen- und Biotechnologien nicht überschritten werden sollten.

In beiden Fällen – FAST und UNESCO-Bioethikkomitee – handelt es sich um „Subinstitutionen“, d.h. um Institutionen, die in einer Mutterorganisation angesiedelt sind, von ihr einen Teil ihrer Legitimität beziehen, aber ansonsten intern kaum eine Rolle spielen und nach außen weitgehend autonom arbeiten.¹⁶ Das heißt aber auch, daß gemäß dem vorliegenden empirischen Material das offizielle Politikberatungsmodell kaum Anwendung findet, weil die Auswirkungen auf die internen Entscheidungsprozesse der jeweiligen Mutterorganisation (EU bzw. UNESCO) quasi null sind.¹⁷ Dafür spielen sie aber eine nicht unbedeutende Rolle nach außen, und zwar in der symbolischen Regulation der öffentlichen Meinung, welche unter dem Stichwort „Aufklärung“ stattfindet. Allerdings erfolgt diese symbolische Regulation in asymmetrischer Form.

14 Offiziell wurden vier Auswahlkriterien angewandt: 1. wissenschaftliches Prestige im jeweiligen akademischen Fach; 2. „Pluridisziplinäre Dosierung“, d.h. ungefähr ein Viertel Naturwissenschaftler(innen), ein Viertel Mediziner(innen) und die restliche Hälfte „Spezialisten der Bildung, der Philosophie, der Rechts- und Sozialwissenschaften, der Humanwissenschaften, Schriftsteller, usw.“; 3. „Geographisches Gleichgewicht, um eine Teilnahme der verschiedenen Weltregionen zu gewährleisten“; 4. „Vertretung der verschiedenen Denkrichtungen“ (UNESCO, Groupe d'orientation scientifique et technique: Deuxième réunion, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-2 [1er mars]). Beim genaueren Studium der Mitgliederliste des *Comité international de bioéthique* fällt jedoch vor allem das korporatistische Element auf: Die meisten der 47 Mitglieder hatten entweder bereits vorher sehr enge Verbindungen zur UNESCO bzw. zum restlichen UN-System oder aber waren und sind weiterhin Vertreter(innen) von internationalen Verbänden und Lobbys wie z.B. der *International Reproductive Rights Research and Action Group*, dem *Latin-American Program on the Human Genome*, dem *Southern Cross Bioethics Institute*, dem *International Council of Scientific Unions*, der *International Brain Research Organization* usw. (UNESCO, Comité international de bioéthique. Liste provisoire des membres, Paris 1993, Doc. SHS-93/CONF.015/2 (Prov. 2) [1er septembre]).

15 UNESCO, *Première esquisse d'une déclaration sur la protection du génome humain*, in: *Journal international de bioéthique* 6(3) (1995), S. 259-260.

16 Die Autonomie wird allerdings nur innerhalb bestimmter Grenzen gewährt, wie es zum Beispiel die Auflösung von FAST andeutet (siehe unten).

17 Daß FAST praktisch keinen nennenswerten Einfluß auf die Formulierung der europäischen Technologiepolitik ausübte, obwohl es innerhalb der dafür zuständigen Generaldirektion XII der EU-Kommission angesiedelt war, wurde mir erneut von dessen Gründer und Direktor, Riccardo Petrella, am 23. April 1996 anläßlich einer öffentlichen Debatte zwischen ihm und mir an der Universität Catholique de Louvain (Belgien) bestätigt. Im Falle des UNESCO-Bioethikkomitees dürfte die Sachlage noch klarer sein, da die entsprechende Technologiepolitik gar nicht von der UNESCO, sondern von Institutionen wie z.B. der HUGO definiert und ausgeführt wird.

Um diese Asymmetrie zu verstehen und erklären zu können, warum die nichtrechtliche Regulation überhaupt auf internationaler Ebene entstand (wobei es natürlich auch viele nationale Technikbewertungsinstitutionen und Bioethikkomitees gibt) und um letztendlich die tatsächlichen politischen Funktionen herausarbeiten zu können, müssen die neu entstandenen Substitutionen aus der theoretischen Perspektive einer sich seit Mitte der siebziger Jahre vollziehenden fundamentalen Transformation der weltwirtschaftlichen Strukturen erläutert werden. Dabei bediene ich mich hier teilweise des Begriffsinstrumentariums der Pariser Regulationsschule¹⁸, welche ich reduktionistisch als Einheit ansehen werde, ohne daß auf die nunmehr teilweise beträchtlichen Unterschiede eingegangen werden kann, die zwischen den verschiedenen Autoren seit Mitte/Ende der achtziger Jahre aufgekommen sind¹⁹ und ohne daß ich diese Pariser Denkrichtung gegenüber der Grenobler Regulationsschule²⁰ und gegenüber der „Konventionstheorie“²¹ abgrenzen werde.

Die Stärke der Pariser Regulationsschule liegt darin, daß sie den Akzent auf die enge Verbindung von Akkumulationsprozeß – d.h. einer makroökonomisch kohärenten Beziehung zwischen Produktion, Verteilung und Konsum – und andererseits einem interdependenten Set von soziopolitischen Normen, Institutionen und verinnerlichten Praktiken legt.²² Die Fragestellung lautet also immer – im Gegensatz zu der ökonomizistischen Theorie der Grenobler Schule – wie die sozialen Akteure die Regulation in ihrer unmittelbaren Erfahrung verinnerlichen und welche Institutionen dafür als notwendig erscheinen.

3. Krise und Postfordismus

Aus der geschichtlichen Perspektive dieser Denkrichtung betrachtet könnten die Gründungen der genannten Substitutionen – offiziell als Modernisierung der jeweiligen Mutterorganisation präsentiert – auf eine soziale Krise zurückgeführt werden, die die gesamte „entwickelte“ Welt erschütterte. Wie bereits erwähnt, gab es die ersten Ansätze zur Gründung von

18 Die hauptsächlichlichen Vertreter der Pariser Regulationsschule sind Michel Aglietta (z.B. *World Capitalism in the Eighties*, in: *New Left Review* 136 (1982), S. 5-41.) Robert Boyer (z.B. *La théorie de la régulation: Une analyse critique*, Paris 1986), Alain Lipietz (z.B. *Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit am Vorabend des 21. Jahrhunderts*, in: *Leviathan* 19(1) (1991), S. 78-101) und Bruno Théret (z.B. *L'Etat dans la problématique de la régulation*, in: *Actuel Marx* 17 (1995), S. 66-74).

19 Vgl. A. Lipietz, *De la régulation aux conventions: le grand bon en avant ?*, in: *Actuel Marx* 17 (1995), S. 39-48.

20 A. C. Robles Jr., *French Theories of Regulation and Conceptions of the International Division of Labour*, New York 1994, Kapitel 2 f.; K. Waringo, *Die Internationalisierung der Produktion in der französischen Regulationstheorie*, Frankfurt am Main 1996, Kapitel 2.

21 O. Favereau, *L'économie des conventions*, in: *Actuel Marx* 17 (1995), S. 103-113.

22 R. Boyer, *Une contribution au renouveau d'une économie institutionnaliste: La théorie de la régulation dans les années 1990*, in: *Actuel Marx* 17(1995), S. 19-38.

FAST und dem UNESCO-Bioethikkomitee Mitte der siebziger Jahre. Eine solche „Archäologie“ – im Sinne Foucaults²³ – des allgemeinen sozialen Gründungskontextes ist insofern unabdingbar, als die sogenannten institutionellen Modernisierungen als Antwort auf die soziale und wirtschaftliche Krise erfolgten, welche Mitte der siebziger Jahre den sozialen Konsens in den westlichen Ländern stark erschütterte²⁴ – und zwar nicht nur im Bereich der Arbeits- und Produktionsverhältnisse, sondern auch durch den plötzlichen und zum Teil gewaltsamen Widerstand der Zivilgesellschaften gegen die massive Einführung neuer Megatechnologien (Atomenergie). Dieser entschiedene Widerstand beunruhigte damals die Technikproduzenten sehr, denn er bedeutete das Ende des während der gesamten Nachkriegszeit erfolgreichen Regulationsmodus. Der Club of Rome sprach zum Beispiel von den *diminishing returns of technology*. Dessen Mitglied Orio Giarini formulierte 1979 das Dilemma wie folgt: „Der Beweis, daß die auf Wissenschaft gestützte Technologie gänzlich in eine Phase fallender Profitraten eingetreten ist, liegt im [Aufkommen] technikfeindlicher [sozialer] Bewegungen. [...] In der [wirtschaftlichen] Praxis zeigt sich das durch fallende Investitionen in die F+E, durch die Unschlüssigkeit der Industriemanager“.²⁵ In der Tat: Durch den Widerstand der sogenannten neuen sozialen Bewegungen vor allem im Nuklearbereich²⁶ konnten Milliarden von Staats- und Industrieinvestitionen praktisch keinen Profit abwerfen. Und es wurde befürchtet, der Widerstand könne sich bald auf die anderen Hochtechnologien ausdehnen (Informationstechnologien, Gen- und Biotechnologien, Raumfahrt, Kernmedizin...), was dann teilweise auch tatsächlich geschah.

Daher hieß es, neue, effizientere oder zumindest modernisierte Konsensbeschaffungsmechanismen zu implementieren, um die neuartigen Legitimationsprobleme des Spätkapitalismus überwinden zu können. Dies schien den herrschenden Akteuren um so wichtiger, als die wirtschaftliche Krise der siebziger Jahre wirtschaftspolitisch gerade *durch* die Hochtechnologien überwunden werden sollten und davon wieder akzeptable Profitraten erwartet wurden.²⁷ Der Widerstand gegen die strukturelle Umstellung auf neue zivile Hochtechnologien mußte daher institutionell aufgefangen, kanalisiert und damit neutralisiert werden. Eines der ersten Dokumente von FAST erklärt dazu eindeutig: „Man wird aus der heutigen Krise nicht

23 M. Foucault, *L'archéologie du savoir*, Paris 1969.

24 R. W. Cox, *Production, Power, and World Order: Social Forces in the Making of History*, New York 1987, hier S. 281.

25 O. Giarini/H. Loubergé, *La civilisation technicienne à la dérive: les rendements décroissants de la technologie*, Paris 1979, hier S. 95.

26 J. Falk, *Global Fission: The Debate over Nuclear Power*, Melbourne 1982; K.-G. Giesen, *L'Europe des surrégénérateurs: Développement d'une filière nucléaire par intégration politique et économique*, Paris 1989, Kap. 1 und 4.

27 R. Barré/P. Papon, *Économie et politique de la science et de la technologie*, Paris 1993, hier S. 82.

nur durch die Beherrschung der industriellen Faktoren und des technischen Wandels herausfinden. Die technologische Entwicklung allein garantiert weder wirtschaftlichen Wachstum noch langfristige Wettbewerbsfähigkeit und auch nicht das soziale Wohlbefinden der Menschen, Unternehmen, Regionen und Nationen. Man muß die *Beherrschung der sozialen Mutationen* hinzufügen, um wieder eine robuste und effiziente Wirtschaftsarchitektur zu konstruieren [...]. Industrielle und soziale Mutationen sind ein einziger, integrierter und globaler Prozeß: Die Technik und das Soziale sind nicht zwei verschiedene – oder gar getrennte oder entgegengesetzte – Welten“.²⁸ Desgleichen gab die UNESCO-Vorbereitungsgruppe auf ihrer letzten Tagung dem internationalen Bioethikkomitee programmatisch vor: „Neben dem Valorisieren des wissenschaftlichen Fortschritts gibt es ein In-Frage-Stellen dieses Fortschritts. Man muß den katastrophistischen Ansatz vermeiden und [gegenüber den Gen- und Biotechnologien] positiv und konstruktiv denken“.²⁹

Betrachtet man nun diese grundlegende Strategiewandlung aus der erweiterten Perspektive der Pariser Regulationschule, so bemerkt man, daß die Gründungen von FAST und dem UNESCO-Bioethikkomitee als Regulationsmodernisierungen tatsächlich in ein breiteres Erklärungsschema einbezogen werden müssen: Die Krise der siebziger Jahre markierte nämlich den Beginn des Übergangs von den *Trente glorieuses* des Nachkriegsfordismus – grosso modo die Zeitspanne 1945-1975 – zum Postfordismus, d.h. vom fordistischen Modell der Massenproduktion, des von Angebot und Massenkonsum bestimmten Marktes, der relativ hohen Gehälter, der vertikalen und hierarchischen Arbeitsteilung, der neokorporatistischen Interessenvermittlungen und vor allem der fundamentalen Rolle des durch den Nationalstaat geprägten politischen Raumes, zum Postfordismus³⁰ – ein Übergang, der heute noch keineswegs abgeschlossen ist. Die Krise der siebziger Jahre hatte die Grenzen und Widersprüche des fordistischen Regulationsmodus aufgezeigt, d.h. die Art, in der Kapitalakkumulation durch sozioinstitutionelle Mechanismen abgesichert wird: Entgegen den Behauptungen einiger neoliberaler Theoretiker kann es nämlich keine Akkumulation ohne Regulation – d.h. Normensetzung – geben. Der wesentliche Widerspruch lag in den siebziger Jahren zwischen den vornehmlich nationalen Regulationen und der Globalisierung des Akkumulationsprozesses (insbesondere im Hinblick auf die potenzierte Kapitalmobilität) sowie der

28 FAST, Europe 1995: Mutations technologiques & enjeux sociaux, Paris 1983, hier S. 3, meine Hervorhebung.

29 UNESCO, Groupe d'orientation scientifique et technique: Huitième réunion, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-8 (22 juillet), hier S. 1.

30 R. Boyer, La théorie de la régulation, a. a. O., S. 48.

erhöhten transnationalen Flexibilität und Aufsplitterung der Produktionsprozesse durch die Einführung von neuen Informationstechnologien.³¹

Ein neuer Regulationsmodus mußte also her – natürlich nicht als Ganzes geplant und dann implementiert, sondern langsam sich vortastend, als *trial-and-error*-Prozeß. Technikbewertungsprogramme und Bioethikomitees spielen dabei als Bausteine eine nicht unerhebliche Rolle. Denn im Hinblick auf die Technologieentwicklung müssen vier zentrale Elemente des entstehenden Postfordismus hervorgehoben werden: 1. Der Markt wird nicht mehr durch Massenangebot und -konsum, sondern durch flexible und verschiedenartige *Nachfrage* bestimmt; 2. Der Wettbewerb geschieht zu einem beträchtlichen Teil *durch* technologische Innovation; 3. Die neuen Technologiegenerationen bedürfen weit höherer Investitionen; 4. Dank der neuen Informationstechnologien wird die Produktion mehr und mehr arbeitsteilig in weltweiten Netzwerken horizontal und dezentralisiert gesteuert.³² Damit haben die Kapitalanleger, die zum Teil immense Summen in die Avantgardeforschung stecken, ein objektives Interesse daran, daß sich die Nachfrage stabilisiert und mögliche Widerstände gegenüber neuen Technologien antizipiert werden – um sie besser umgehen oder, noch besser, in den Produktionsprozeß eingliedern zu können. Es geht also darum, die Investitionsrisiken in einer von flexibler Nachfrage geprägten Weltwirtschaft zu minimieren und die Wettbewerbsbedingungen für alle gleich zu gestalten. Die Stabilisierung der Nachfrage nach neuen Technologien durch Verdrängung der Konfliktsphären mittels sozioinstitutionellen Mechanismen der Konsensbeschaffung ist also für die Entfaltung des postfordistischen Produktionsparadigmas unabdingbar.³³ Die hier aus der Sicht der politischen Ökonomie vertretene These lautet also, daß FAST (bzw. dessen Nachfolgeprogramm ETAN) und das UNESCO-Bioethikomitee an dieser Stabilisierung der Nachfrage Teil haben und damit Bausteine des internationalen postfordistischen Regulationsmodus sind.

Die Originalität der asymmetrischen Vermittlung zwischen Hegemonie des politisch-wirtschaftlichen Systems und Widerstand der Zivilgesellschaften vor weiterer Kommodifizierung ihrer Lebenswelten liegt darin, daß sie im Falle des FAST-Programms die Sozialwissenschaften, im Falle des internationalen Bioethikomitees die gesamten Humanwissenschaften (sowie die Medizin und die Naturwissenschaften) *mobilisieren*. Die Ver-

31 A. Tickell/J. A. Peck, Social Regulation After Fordism: Regulation Theory, Neo-Liberalism and the Global-Local Nexus, in: *Economy and Society* 24(3) (1995), S. 357-386, hier S. 371-373.

32 A. J. Roobeek, The Crisis in Fordism and the Rise of a New Technological Paradigm, in: *Futures* 19(2) (1987), S. 129-154; R. Boyer, Technical Change and the Theory of „Régulation“, in: G. Dosi u.a. (Hrsg.), *Technical Change and Economic Theory*, London 1988, S. 67-94; ders., Comment émerge un nouveau système productif ?, in: J.-P. Durand (Hrsg.), *Vers un nouveau système productif ?*, Paris 1993, S. 31-92.

33 K.-G. Giesen, L'Europe, l'évaluation technologique et la régulation fractale mondiale, in: *Études internationales* 26(3) (1995), S. 479-502, hier S. 488.

mittlung findet hier also nicht mehr unter den fordistischen Vorzeichen des neokorporatistischen „Palavers“ zwischen Gewerkschaften, Arbeitgeber- oder Verbraucherverbänden statt, sondern erfolgt durch die Expertise der professionalisierten und angeblich neutralen Humanwissenschaften.³⁴ Aber erst die gleichzeitige Deregulierung bzw. Präkarisierung der akademischen Strukturen – d.h. insbesondere die verstärkte Subsumtion des akademischen Mittelbaus unter die Warenform – ermöglicht die *Auftragsforschung*.

Denn diese Art von Wissensproduktion ist politisch keineswegs neutral. Sowohl FAST als auch das UNESCO-Komitee haben die Bedingungen und die Grenzen, in bzw. unter denen sich die Forschung bzw. die Ethikdebatte abspielen dürfen, vorher genau festgelegt.³⁵ Weiterhin gibt es em-

34 Siehe dazu M. S. Larson, *The Production of Expertise and the Constitution of Expert Power*, in: T. L. Haskell (Hrsg.), *The Authority of Experts: Studies in History and Theory*, Bloomington 1984, S. 28-80; S. G. Reddy, *Claims to Expert Knowledge and the Subversion of Democracy: the Triumph of Risk over Uncertainty*, in: *Economy and Society* 25(2) (1996), S. 222-254.

35 Im Falle von FAST geschah das dadurch, daß im jeweiligen Ausschreibungsverfahren das sozialwissenschaftliche EU-Team in Brüssel in einem sogenannten „rosa Buch“ die Themen, methodologischen Ansätze, einzuhaltenden Fristen usw. den um die mitunter beträchtlichen Drittmittel (jährlich etwa 2,5 Millionen ECU) konkurrierenden, auswärtigen Forschungsteams genau vorgab. Ein EU-Kommissionsbericht bemerkt dazu: „Die sorgfältigen Details der Ausschreibung ermutigten keinesfalls die Originalität [der Forschungsproduktion]. Die letztendlich herauskommenden Ideen [in den Forschungsberichten] unterschieden sich nur unwesentlich von den ursprünglichen Entwürfen der Ausschreibung, d.h. von denen des FAST-Teams“ (Commission of the EC, *Evaluation of the Community Programme on Forecasting and Assessment in the Field of Science and Technology FAST (1984-1987): Report by R. Chabbal et al.*, Luxemburg 1988, Doc. EUR 11945 EN/1, hier S. 28)

Dem UNESCO-Bioethikkomitee wurde der Aktivitätenbereich von vornherein dadurch eingegrenzt, daß 1. – wie bereits erwähnt – die grundsätzliche Einstellung zur Genforschung positiv zu sein hatte (UNESCO, *Groupe d'orientation scientifique et technique: Huitième réunion*, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-8 (22 juillet), hier S. 1; UNESCO, *Comité international de bioéthique: Première session*, Paris 1993, Doc. SHS-93/CONF. 015/3, hier S. 28-29); 2. der Generaldirektor der UNESCO nur eine nach Vorarbeit des internationalen Bioethikkomitees von der UNESCO-Generalversammlung zu verabschiedende, rechtlich nicht verbindliche „Erklärung“, die einige der Mitgliedsstaaten nicht „abschrecken“ dürfe, zu fördern gewillt war (UNESCO, *Conférence générale, 28e session: Rapport du Directeur général sur la préparation d'un éventuel instrument international pour la protection du génome humain*, Paris 1995, Doc. 28C/38 (7 septembre), hier S. 13), wobei vor allem keinerlei Sanktionen vorzusehen seien (UNESCO, *Groupe d'orientation scientifique et technique: Sixième réunion*, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-6, hier S. 2); 3. Bioethikkomitees im allgemeinen auch sonst über keine politischen oder rechtlichen Befugnisse verfügen und nur einen rein konsultativen Status haben (J. Bernard, *La bioéthique*, Paris 1994, S. 78); 4. selbst die „Erklärung“ nur überaus allgemein gefaßte, für die Beurteilung konkreter Technologiepolitik vollkommen ungeeignete Prinzipien erhalten durfte; und 5. vor der endgültigen Fassung korporatistisch selbst für diese sehr allgemeinen Prinzipien das Einverständnis sämtlicher betroffenen internationalen Verbände (z.B. Wissenschaftsverbände) eingeholt werden mußte (Dictionnaire Permanent

pirische Evidenz dafür, daß die Auftragsforschung für FAST bzw. die Diskussionen des UNESCO-Bioethikkomitees ständig von den Beamten der jeweiligen Mutterorganisation „begleitet“ und evaluiert, d.h. kontrolliert werden.³⁶ Das Ziel ist in beiden Fällen der gesteuerte Grundkonsens, der sich in den Forschungs- und Tätigkeitsberichten von FAST und den Empfehlungen und Erklärungen des UNESCO-Bioethikkomitees ausdrücken. Die Asymmetrie in der Regulation stammt also von vornherein vom sozialtechnologischen *Agenda-setting* der jeweiligen Institution. Die Sozial- bzw. Humanwissenschaften führen nur aus – innerhalb bereits gesetzter Grenzen.³⁷

Überaus wichtig ist, daß nicht nur die Forschungsprogramme der Akademiker beeinflußt werden, sondern daß vor allen Dingen die Ergebnisse der Sozialtechnologie (Berichte, Empfehlungen, Erklärungen) dann durch verschiedene Kanäle der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Bei FAST geschah das in allgemeinverständlicher Form von Broschüren, Rundbriefen, Presseberichten, Vorträgen, usw.³⁸ Im Falle des UNESCO-Bioethikkomitees erfolgte die Verbreitung des produzierten Diskurses ebenfalls durch eine Kommunikationsstrategie, d.h. durch die Schaffung und Finanzierung von Universitätslehrstühlen für Bioethik, durch Informationsbroschüren, durch pädagogische Filme und Kinderbücher, durch in

Bioéthique et Biotechnologies, Paris 1996 (feuilles 9), S. 1529; UNESCO, Conférence générale, 28e session: Rapport du Directeur général sur la préparation d'un éventuel instrument international pour la protection du génome humain, Paris 1995, Doc. 28C/38 (7 septembre), hier S. 10).

- 36 Diese Beamten sind im Falle der UNESCO oft selbst Mitglieder des Komitees oder haben dessen Sekretariat (durch eine *Unité de bioéthique*) übernommen, während das FAST-Programm durch verschiedene Aufsichtsinstanzen kontrolliert wurde (insbesondere durch CERD, durch CREST und durch ein spezielles *Advisory Committee on Programme Management*), welche vor Eingriffen in die inhaltliche und organisatorische Programmierung nicht zurückscheuten.
- 37 Diese Interpretation gilt pauschal dem Durchschnitt der Tätigkeiten. Natürlich gab und gibt es vereinzelte Ausnahmen und kritische Ansätze. Gerade die Auflösung des FAST-Programms als Sanktion Jacques Delors' und der Ersatz durch eine neue Technikbewertungsstruktur (ETAN) bestätigt die Aussage, daß der Diskurs sich in bestimmten Grenzen zu halten habe. Denn erst seit Mitte der achtziger Jahre wurde unter der Führung von FAST-Chef Petrella ein (kleiner) Teil der Forschungsproduktion – der das Thema „Globalisierung“ betraf – gegenüber der von der Europäischen Kommission geführten Industrie- und Handelspolitik kritischer (Vgl. FAST, *La mondialisation de l'économie: Éléments de synthèse*, Bruxelles 1990, Doc. FOP 223). Als erste Sanktion wurde FAST 1989 der Division MONIFOR untergeordnet. Schließlich wurde FAST 1994 als solches abgeschafft und ersetzt. Petrella verließ vorläufig die Europäische Kommission.
- 38 Allein Riccardo Petrella hat vermutlich hunderte von Vorträgen in ganz Europa gehalten und sicherlich dutzende allgemeinverständliche Artikel – viele davon in *Le Monde diplomatique* – veröffentlicht. Ein spezieller, an 2000 europäische Entscheidungsträger, Forscher und Presseleute verteilter *Newsletter* wurde für den FAST-Forschungsschwerpunkt „anthropozentrische Produktionssysteme“ geschaffen. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

der ganzen Welt organisierte Diskussionsveranstaltungen, durch die Schaffung eines internationalen Bioethikpreises und letztendlich durch die geplante Gründung eines „internationalen Bioethikfestivals“ (*sic!*).³⁹ Dadurch schaffen beide Sbhstitutionen in der Öffentlichkeit das, was in der einschlägigen deutschsprachigen Forschung „sozialverträgliche Technikleitbildgestaltung“ genannt wird.⁴⁰ Sie hat jedoch zur Folge: 1. daß durch die Regulation der Technikleitbilder der *Eindruck* in den Zivilgesellschaften geweckt wird, daß die Technikentwicklung – und damit auch der Kommodifizierungsprozeß – tatsächlich kontrolliert und sogar reguliert wird, also ihre Widerstände gegen eventuelle Lebensweltverdinglichung eigentlich unbegründet sind (Funktion: „Valium für das Volk“); 2. daß durch die Ergebnisse den Technikproduzenten klargemacht wird, wie weit sie gehen können ohne auf massiven Widerstand zu stoßen (Funktion: Harmonisierung von Nachfrage und Angebot); 3. daß die symbolische Regulation *durch* die Sozial- bzw. Humanwissenschaften auch zur Regulation *der* Sozial- bzw. Humanwissenschaften führt (Funktion: ihre Eingliederung als selbständiger Faktor in den postfordistischen Produktionsprozeß).

Kurzum: Gemäß diesem Schema muß nicht die Technik dahingehend sozial konstruiert werden, daß Kommodifizierung, strukturelle Zwänge und Sachzwanglogiken so weit wie möglich eliminiert werden, sondern innerhalb *gegebener* Technik sind sozial- und humanwissenschaftliche Wissensproduktion wirtschaftlich im Interesse der Technikproduzenten erforderlich. Der Mensch hat hier gegenüber der Natur und gegenüber seiner selbst die Verantwortung und die ideologische Rechtfertigung seines Handelns zu übernehmen, nicht sein Handeln zu ändern. Daher besitzt die institutionalisierte „Kontrolle des Diskurses“ (Foucault) eine präzise wirtschaftliche Funktion.

4. Regulation auf internationaler Ebene

Nun ist an dieser Stelle auf die Frage zurückzukommen, warum diese neuen Regulationsmechanismen auf europäischer und internationaler Ebene existieren. Die Antwort lautet, daß es eine der wichtigsten Funktionen von FAST (auf europäischer Ebene) und des UNESCO-Bioethikkomitees (weltweit) ist, die Technikleitbilder transkulturell zu harmonisieren, d.h.

³⁹ UNESCO, Comité international de bioéthique: Première session, Paris 1993, Doc. SHS-93/CONF. 015/3, S. 29-37; UNESCO, Conférence générale, 28e session: Rapport du Directeur général sur la préparation d'un éventuel instrument international pour la protection du génome humain, Paris 1995, Doc. 28C/38 (7 septembre), S. 6-10.

⁴⁰ Vgl. G. Simonis, Die Gentechnik im Kontext der Gesellschaft: Anforderungen an die Technikfolgenabschätzung und -bewertung, in: ders./S. Bröchler (Hrsg.), Stand und Perspektiven der Technikfolgenabschätzung der Gentechnik, Hagen 1995, S. 3-15, hier S. 11. Eine exzellente Kritik dieses Begriffs wurde von Klaus Erdmenger und Wolfgang Fach formuliert, vgl. K. Erdmenger/W. Fach, Kritik der „Sozialverträglichkeit“. Am Beispiel des NRW-Programms „Sozialverträgliche Technikgestaltung“, in: K. Grimmer u.a. (Hrsg.), Politische Techniksteuerung, Opladen 1992, S. 251-266.

sie sowohl von oben nach unten als auch umgekehrt durch ständige Feedbackströme zu vernetzen und damit aneinander anzugleichen und sozial zu stratifizieren.

Beim FAST-Programm – es war die erste Institution dieser Art in Europa – geschah das durch dessen entscheidenden Anstöße zur Gründung von nationalen und regionalen Technikbewertungsinstitutionen überall in Europa, denen es sozusagen Pate stand.⁴¹ Es geschah eben – in den Worten Frieder Nascholds – „in Form der Anregungsfunktion und Netzwerkbildung des FAST-Programms und in Form der direkten Koordination von TA-Zentren in Europa“,⁴² genauer gesagt u.a. mittels ihrer Vernetzung durch die Netzwerke FAST+12, EURETA, EPTA, Ad-hoc-Themen-netzwerke,⁴³ mittels aufwendiger europäischer Megakongresse mit jeweils mehr als 1000 Teilnehmern und Teilnehmerinnen (in Amsterdam 1987, Mailand 1990, Kopenhagen 1992 sowie mehreren Kongressen „EURO-PROSPECTIVE“), mittels Rundbriefen (z.B. dem *EURETA-Newsletter*), mittels Vergabe vordefiniertes Auftragsforschung ausschließlich an *transnationale* Forscherteams, die aus Universitäten verschiedener Mitgliedsstaaten stammen mußten.

Im Falle des internationalen Bioethikkomitees der UNESCO ist die institutionalisierte Vernetzung – und damit die Einbindung abweichenden Diskurses – ebenso fundamental: Gerade die „förderative Rolle der UNESCO im Bereich der Bioethik ist wichtig“, bestätigt ein internes Dokument.⁴⁴ Das UNESCO-Komitee soll eine Art international-harmonisierendes „*Clearing-house*“⁴⁵ werden, wobei es insbesondere den inzwischen weitverbreiteten nationalen und regionalen Bioethikkomitees als Leitbild dient, aber von diesen auch gewisse Impulse erhält. Oft sind dieselben Forscher Mitglieder eines nationalen und des UNESCO-Bioethikkomitees. Wie FAST steht auch letzteres Pate bei der Gründung neuer, regionaler Strukturen. So hat z.B. die UNESCO selbst 1994 ein pan-amerikanisches Bioethikinstitut mit Sitz in Chile gegründet.⁴⁶ Sicherlich ist

41 FAST, L'émergence du TA en Europe, Bruxelles 1992. In Deutschland handelt es sich regional z.B. um das NRW-Programm „SoTech“ oder die baden-württembergische TA-Akademie sowie auf Bundesebene um das TAB-Büro des deutschen Bundestages. Siehe dazu den Aufsatz von K. Grüber, Wieviel TA darf es denn sein? Eine kritische Bestandsaufnahme der Technikfolgenabschätzung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Wechselwirkung 60 (1993), S. 15-18.

42 F. Naschold, Technologiekontrolle durch Technologiefolgenabschätzung, Frankfurt a. M. 1987, hier S. 11.

43 Commission of the EC, The FAST II Programme (1984-1987): Results and Recommendations, Brussels 1987, hier S. 128-132; Commission of the EC, FAST Activities 1991-92, Brussels 1991, hier S. 38 f.

44 UNESCO, Groupe d'orientation scientifique et technique: Huitième réunion, Paris 1993, Doc. SHS/BIO/GST-93/RP-8 (22 juillet), S. 2.

45 Ebenda, S. 6.

46 Dictionnaire Permanent Bioéthique et Biotechnologies, Paris 1996 (feuilles 9), S. 1530.

es gerade im Bereich der Gentechnologie bedeutend, diese auch in der Dritten Welt zu legitimieren, da doch dort – z.B. im Amazonasgebiet oder auf Borneo – die weitaus meisten pflanzlichen und tierischen „Rohstoffe“ für einen künftigen gentechnischen „Abbau“ bereitstehen. Ein weiterer Faktor der weltweiten Vernetzung des Bioethikdiskurses liegt in der 1995 erfolgten Gründung eines Rundbriefes (*Paroles d'éthique*) des UNESCO-Bioethikkomitees.

Somit führt die transnationale Vernetzung der Institutionen zur Koordination und Kontrolle des Diskurses als asymmetrisch-symbolischer Regulation durch ständige Feedbackströme – ohne daß man noch unbedingt von einem Oben (internationale Sphäre) oder einem Unten (nationale oder regionale Ebene) sprechen könnte. Theoretisch interpretiert bedeutet diese Sachlage, daß sich die staatskapitalistische Konsensbeschaffung unter den objektiven Bedingungen des im Entstehen befindenden, zum Teil noch blockierten⁴⁷ postfordistischen Produktions- und Regulationsparadigmas selbst transnationalisiert und „entrechtlicht“.⁴⁸ Der Staat und seine Regulationsmechanismen – rechtliche wie nichtrechtliche – bleiben natürlich weiterhin bestehen, sind aber nicht mehr unbedingt die einzigen und wichtigsten Agenturen der Sozialkonfliktvakuumierung und werden mehr und mehr in ein transnationales, flexibles Regulationsnetzwerk eingebunden. Dem postfordistischen flexiblen Akkumulationsprozeß entspricht daher eine Flexibilisierung in der symbolischen Regulation der Beziehungen zwischen Technikproduzenten und Zivilgesellschaften. Eine solche nicht-lineare Flexibilität kennt faktisch eigentlich keine Hierarchien mehr (z.B. die Hierarchie Stadt-Land-Staat-EU-internationale Organisationen) und entfaltet sich in polymorphen Gebilden, die auftauchen oder verschwinden (Beispiel FAST) – je nach den *konkreten* Legitimationsbedürfnissen.⁴⁹ Es ist jedoch darauf zu achten, daß der funktionellen Fragmentation der *Produktions- und Legitimationssysteme* nicht unbedingt auch eine Fragmentation des Kapitals und seiner Kontrolle der allgemeinen *Produktionsbedingungen* entspricht.

Man könnte diesen polymorphen Gebilden das Adjektiv „fraktal“ zuschreiben, das vom französischen Mathematiker Benoît Mandelbrot⁵⁰ erfunden wurde, um Objekte zu benennen, die dieselbe Form in verschiede-

47 I. Schmidt, Von der Standortkonkurrenz zur internationalen Regulation?, in: PROKLA 99(2) (1995), 271-290, hier S. 287.

48 Im Postfordismus sind rechtliche Normen vermutlich zu formal, zu dauerhaft (im Zeitalter der erhöhten Informationsgeschwindigkeit) und zu sehr an die gewaltmonopolistische Garantie des Nationalstaates gebunden.

49 Bezüglich des Konzeptes der flexiblen Akkumulation (und ihrer Regulation) verweise ich auf die exzellenten Aufsätze von Michel Vakaloulis, *Modernité avancée et modernisation „post“moderne: Notes théoriques d'une recherche*, in: *L'Homme et la Société* 113 (1994), S. 5-18; ders., *Accumulation flexible et régulation du capitalisme*, in: *Actuel Marx* 17 (1995), S. 93-102.

50 B. Mandelbrot, *Les objets fractals: forme, hasard et dimension*, Paris 1995.

nen Größen ausbilden, eine extrem unregelmäßige oder fragmentierte Form, aber trotzdem klare Unterscheidungsmerkmale besitzen. Die vom Fordismus geprägten politischen – vor allem internationalen – „Ebenen“ werden durch das progressive Aufkommen transnational vernetzter, volatiler und trotzdem institutionalisierter Regulationsstrukturen immer durchlässiger. Der Nationalstaat und seine Rechtsnormen (auch Völkerrechtsnormen), welche die Stützpfiler des fordistischen Regulationsmodell waren, stellen damit nur noch eine „Nahtstelle“⁵¹ unter anderen dar. Postfordistisch-symbolische (d.h. nichtrechtliche) Regulationen sind das Resultat komplex-flexibler Sozialtechnologie des toyotistischen *just-in-time-and-at-the-right-place*. Es handelt sich – so lautet die Hypothese – um ein polyzentrisches, deterritorialisiertes und nicht zeitgleich artikuliertes System der sozialen Kontrolle mit permanentem Informationsfeedback, welches in der Lage ist, politisch-hierarchische Ebenen pragmatisch horizontal zu nivellieren. Ihre Fraktalität potenziert die Effizienz in der Beseitigung der Konflikte, die durch die Kommodifizierung mittels neuer Technologien entstehen könnten. Diese Fraktalität wirft aber auch eine neue Frage auf, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann: Wird es *einen* postfordistischen Regulationsmodus geben oder werden es mehrere ineinander verzahnte sein?

51 P. Hirst/G. Thompson, *Globalization and the Future of the Nation State*, in: *Economy and Society* 24(3) (1995), S. 408-442, hier S. 423.

Mitteilungen und Berichte

Gewalt: Strukturen und Akteure

**Tagung „Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und Lateinamerika (19./20. Jahrhundert)“
13.-15. November 1996 an der Universität Leipzig**

Ist Gewalt ein Überbleibsel „barbarischer“ Vergangenheiten oder im Gegenteil Ausdruck der politischen, sozialen, mentalen und psychologischen Verwerfungen der Moderne? Gibt es kulturanthropologisch, habituell oder „mental“ bedingte Dispositionen zur kollektiven Gewaltsamkeit oder muß diese gleichsam aus den aktuellen Umständen erklärt werden? Fragen solcher Art sollte auf dieser von den Abteilungen für Ost- und Südosteuropäische Geschichte und für Vergleichende Geschichtswissenschaft/Ibero-Amerikanische Geschichte der Universität Leipzig in Zusammenarbeit mit der Körber-Stiftung (Hamburg) veranstalteten Tagung anhand von Fallbeispielen aus Lateinamerika und Südosteuropa nachgespürt werden. Beide Großregionen gelten gemeinhin als in besonderer Weise von kollektiven Gewaltphänomenen geprägt; kollektive Gewaltphänomene besaßen und besitzen in beiden Großregionen eine die sozialen und politischen Strukturen überformende Kraft. Es bot sich daher an, sie vergleichend zu behandeln und damit Experten zusammenzubringen, die sonst eher neben- als miteinander forschen. Dabei sollte es weniger um die Herstellung von historischen Parallelen gehen, als vielmehr um die Schärfung des Begriffsapparates und die Prüfung vorhandener, generalisierender Erklärungsansätze. Leitende Themen des Vergleichs waren erstens *Staatsbildung und Gewaltverteilung im gesellschaftlichen Raum*, zweitens die *kulturanthropologischen Dimensionen von Gewalt*, drittens *Gewaltformen im Zusammenhang der Transformationen ethnischer Identität*, wie sie bekanntlich mit den

Zwangsmigrationen und sogenannten „ethnischen Säuberungen“ im ehemaligen Jugoslawien einen neuen, traurigen Höhepunkt gefunden haben, und viertens *Konfliktschlichtungsmuster und Deeskalation von Gewalt*.

Das Einführungsreferat „‘Modernisierung’ und Gewalt? Historische Erklärungsansätze“ hielt Alf Lüdtke (Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen). Er wandte sich gegen die von Marx über Durkheim bis Elias vertretene These, Gewalt befinde sich im Laufe des Modernisierungsprozesses auf dem „Rückzug“. Auch die Vorstellung Bourdieus, symbolische oder „sanfte“ Gewalt sei an die Stelle direkter, körperlicher getreten, sei nichts anderes als eine „Mischung aus Analyse und Projektion“. Weder die koloniale Expansion noch die „sozialdarwinistisch geprägte Rationalität“ der Massenmorde des 20. Jhs könne man als Betriebsunfälle des Modernisierungsprozesses abhandeln. Statt dessen gelte es, die „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer) und die noch pessimistischere „Dialektik der Ordnung“ (Baumann) in den Blick zu nehmen und Gewalt als Teil eines „Praxiszusammenhanges“ zu begreifen. Grausamkeiten würden von nichtgrausamen Menschen verübt, bei denen Rollenverhalten an die Stelle von Moralität getreten sei. Ein Beispiel für die hierbei wirkenden „Ensembles“ von Selbst- und Fremddeutungen sei die nationalistisch aufgeladene Vorstufung von der „deutschen Qualitätsarbeit“. Diese Selbstdedeutung habe, nicht zuletzt wegen der Paralleltäten zwischen industrieller und militärischer Arbeitsteilung, bruchlos sowohl massenhafte Produktion als auch massen-

hafte Destruktion zugelassen. Angesichts der Grenzen eines funktionalistischen Gewaltbegriffs sei es zwingend, in die Gewaltforschung die Dimensionen des Handelns und der Erfahrung einzubeziehen. Wer von Gewalt spreche, müsse auch vom Leiden und vom Antun der Gewalt sprechen.

Erster großer thematischer Komplex war der Vergleich der Probleme von Staatsbildung und Gewaltverteilung im gesellschaftlichen Raum. Peter Waldmann (Universität Augsburg) sprach über Gewaltmonopol und Gewaltmodalitäten in Lateinamerika aus der Sicht des Soziologen. In deutlich markierter Abgrenzung zu seinem Vorredner plädierte Waldmann für eine „strukturelle Analyse des politischen Gewaltgeschehens in Lateinamerika“, die den Akteuren Rationalität unterstelle und nicht „in die Sozialpsychologie abdrifte“. Ausgangspunkt war dabei der Weberische Staatsbegriff, den der durchschnittliche lateinamerikanische Staat auch heute noch nicht erfülle. Der Rekurs auf die Gewalt signalisiere die Schwäche dieser Staaten, die nicht mit einem „Drohüberhang“ (im Sinne von Oestreich, Elias und Foucault) arbeiten könnten und könnten, der der Disziplinierung und Entmündigung der Staatsbürger diene. Lateinamerika sei gerade zu dem Zeitpunkt unabhängig geworden, als in Europa diese neuen Mechanismen zu greifen begonnen hätten, für die in Lateinamerika die Voraussetzungen ebenso gefehlt haben wie für das bei der Unabhängigkeit „übertragene“ Modell des Verfassungsstaates. In der Folge habe sich die alltägliche Kontinuität der Gewalt gerade auch als Mittel der Schwachen entwickelt. Gewalt werde aber sehr „ökonomisch“, d. h. mit weniger Opfern als in Europa, und mit „ausgeklügelten Drohtechniken“ angewendet. Der Staat allerdings könne seinem Gewaltpotential keine haltbaren Schranken setzen, denn nur Staaten, die die Gesellschaft perfekt kontrollierten, seien in der Lage, „abzurüsten“. Aus der strukturellen Heterogenität dieser Gesellschaften ergebe sich ein dem „Phasenmodell“ Charles Tillys nicht entsprechenden Nebeneinander von traditionellen und rationalen Gewaltmodalitäten. Diese müßten in den politischen Prozeß einge-

ordnet, der politische Prozeß wiederum in seiner Struktur untersucht werden. Hilfreich sei dabei das Andersonsche Modell der „Machtfaktoren“, die über jeweils unterschiedliche Ressourcen verfügten, die im politischen Feld erst kompatibel gemacht werden müßten. Für die Untersuchung der Gewalt im politischen Prozeß ergäben sich somit drei Ebenen, nämlich erstens die des einzelnen Machtfaktors (z. B. der Gewerkschaften), zweitens die der Einflußnahme im Staatsapparat (der „Kampf um die Plätze“) und drittens die des gesellschaftlichen Systems. Auf allen drei Ebenen, die sich übrigens partiell neutralisierten, tobe der Kampf sowohl auf vertikaler als auch horizontaler Ebene, und auf der dritten naturgemäß am härtesten.

Wolfgang Höpken (Universität Leipzig) benannte in seinem Referat „Blockierte Zivilisierung?“ Staatsbildung, Modernisierung und Gewalt auf dem Balkan“ zwei Wurzeln neuzeitlicher Gewalt. Sie sei durch den Modernisierungsprozeß induziert worden, gleichzeitig aber auch Folge des gebrochenen, partiellen Modernisierungserfolges und des Weiterwirkens „prämoderner Strukturen, kultureller Wirkungsfaktoren und mentaler Verhaltensdispositionen“. Das Projekt des modernen Nationalstaates habe die Rolle des wichtigsten Gewaltauslösers gespielt, zumal unter der Bedingung der Ungleichzeitigkeit von Staats- und Nationsbildung in einer ethnisch und räumlich stark fragmentierten Region. Moderne Staatsbildung habe so in Südosteuropa entgegen der Annahme Elias' nicht zur Zivilisierung geführt. Zu exemplifizieren sei dies am aus der Konkurrenz maximalistischer Nationalstaatsvorstellungen entstandenen Balkankrieg. Dieser müsse als der Prototyp des über alle Grenzen eines „verregelten“ und „verrechtlichten“ Staatenkrieges hinausdrängenden ethnischen Krieges gelten. Er habe, wie alle modernen Kriege der Region, nicht nur als Mittel der territorialen Akquisition, sondern auch der gewaltvollen Homogenisierung des Nationalstaates fungiert, legitimiert durch Tarnung als „nationaler Befreiungskrieg“ und damit Momente des „ideologischen Krieges“ im Sinne Carl Schmitts erhaltend. Andererseits haben die „gebrochen realisierten

Adaptionen west- und mitteleuropäischer Modernitätsvorstellungen“ gerade wegen dieser Gebrochenheit zur Eskalation beigetragen. Deutlich werde dies bei der nie völlig erreichten Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols. Oft habe der Staat mit den segmentären Gewalten, mit Banden und terroristischen Gruppen zu einem Verhältnis 'friedlicher' Koexistenz gefunden, das es ihm ermöglichte, die segmentäre Gewalt gegebenenfalls „von der Leine zu lassen“. Einige der Vorbedingungen für Gewaltminimierung seien im Prozeß der südosteuropäischen Staatsbildungen nur „gebremst“ zur Wirkung gekommen, so etwa partizipative und rechtsstaatliche Institutionen. Dies habe bis 1945 einen dauerhaft hohen Pegel ethnischer und politischer Gewalt in diesen Gesellschaften begünstigt. Die Frage, inwieweit kulturelle Traditionen ihren Beitrag hierzu leisteten, sei umstritten; jedoch sei es plausibel, daß das verbreitete Weiterbestehen einer vormodernen, kollektivistischen, antiindividualistischen Züge aufweisenden Mentalität einer weitverbreiteten Akzeptanz von Gewalt Vorschub geleistet habe. Vermittelnd habe hier bis heute eine Erinnerungskultur gewirkt, in der Gewalt einen zentralen Stellenwert einnehme; vermittelt und freilich nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Indienstnahme für den Ethnonationalismus.

Zweites Oberthema der Tagung waren die kulturanthropologischen Dimensionen von Gewalt. Zunächst sprach Fikret Adanir (Ruhr-Universität Bochum) über „Hajduken: Mythos und Realität einer frühneuzeitlichen Gewaltform“ und damit über das „am häufigsten behandelte Thema“ der seit ihrem Anbeginn auf der Suche nach „nationaler Resistance“ befindlichen Balkanhistoriographie, die dabei freilich der Quellenproblematik nicht immer gerecht geworden sei: Das Motiv des „edlen Helden“, der auch ein „edler Räuber“ ist, existiere in diesen Breiten seit Homer. Ausgehend von den Prämissen, daß der Balkan bereits vor der osmanischen Eroberung im Vergleich zum übrigen Europa rückständig und die balkanischen Gesellschaften nicht erst unter den Osmanen stark militarisiert gewesen seien, andererseits die osmanische Herrschaft

sich durch Förderung der orthodoxen Kirche auch bei den Christen legitimiert sowie Handel, Verstärkung und Geldwirtschaft begünstigt habe, entwickelte Adanir einen „anthropologischen Ansatz“ zur Erklärung des Hajdukenphänomens: Es habe sich bei ihnen um von Statusverlusten bedrohte Wanderhirten gehandelt, die auf den Verlust militärischer und ökonomischer Entfaltungsmöglichkeiten mit einem Rekurs auf männliche Ehre und Heroentum reagiert hätten, der in der Praxis die Form „organisierter Kriminalität“ angenommen habe. Dabei seien sie jedoch durchaus vor *bargaining* dem Kompromiß mit der osmanischen Herrschaft zugegeneigt geblieben: Karriereziel eines durchschnittlichen Hajduken sei demnach die Anstellung als Armatole gewesen, als „Hilfspolizist“ mit dem Armatole als quasi-feudaler Basis. Mit bäuerlichem Protest habe dies so wenig zu tun gehabt wie mit nationalem Widerstand.

Karl Kaser, Hannes Grandits und Christian Promitzer (Karl-Franzens-Universität Graz) stellten in ihrem Referat „Militärgrenze und Gewaltentwicklung in Südosteuropa“ Konzeption und erste Ergebnisse ihres gleichnamigen Forschungsprojekts vor. Sie fragen nach der Bedeutung der überlieferten Erfahrungen für die aktuellen Konflikte zwischen Serben und Kroaten im Gebiet der ehemaligen kroatisch-slawonischen Militärgrenze; einem Territorium entlang der Grenze zum Osmanischen Reich, das unter habsburgischer Herrschaft vom 16. Jh. bis 1881 militarisiert gewesen ist und dessen zum großen Teil aus dem Osmanischen Reich zugewanderte Bewohner einen Status als „freier Bauer und Soldat“ (Kaser) genossen. Die Grazer Forscher wollen sich dabei auf die Suche nach der historischen Erinnerung geben, nach der „historisch eingeschriebenen Gewalt“, die sich über den Zeitraum von bis zu zehn Generationen in dieser patriarchalisch-militarisierten Gesellschaft mit klaren Freund-Feind-Vorstellungen „angespeichert“ habe. Sie gehen davon aus, daß die symbolische Ordnung, die Vorstellungen von Macht und männlicher Ehre im Jahrhundert nach der Auflösung der Grenze als territorialem militärischem Verband stabil geblieben,

aber bei den Zusammenbrüchen der als legitim empfundenen Ordnung und des staatlichen Gewaltmonopols nach 1941 und 1991 der Rückgriff zur Waffe entlang der in diesem Jahrhundert neugebildeten ethnischen Grenzen erfolgt sei.

Hans Werner Tobler (Universität Zürich) vertrat mit seinem Vortrag „Frontier, Peripherie und Sierrano Movements im Norden Mexikos“ die lateinamerikanische „Seite“ der kulturanthropologischen Dimension. Die Jahre von 1910 bis 1920 waren in Mexiko in einem Maße durch Gewalt charakterisiert, das in kaum einer anderen Epoche oder Region des Subkontinents seinesgleichen findet. Im Süden des Landes gingen die gewalttätig agierenden Bewegungen aus dem Kampf zwischen im Zeichen der Agrarkonjunktur und der Kommerzialisierung gegen die *comunidades* vorgehenden Großgrundbesitzern einerseits, den Bauern andererseits hervor. Das Eindringen des Großgrundbesitzes und den folgenden Enteignungsdruck habe es zwar auch im peripheren Norden gegeben. Dessen Probleme seien dennoch komplexer und die gewalttätigen Bewegungen sozial heterogener zusammengesetzt gewesen. Auslandskapitalinduziertes wirtschaftliches Wachstum in Landwirtschaft, Bergbau und Verkehrswesen, der hieraus folgende demographische Wandel, Oligarchisierung und Eindämmung regionaler Autonomien, gleichzeitig von Seiten des Staates die Aushöhlung der Rechte der Einzelstaaten und der Gemeindeautonomie, damit das Schwinden überlieferter Sozialbeziehungen: Daraus sei ein explosives Gemisch entstanden, bei dessen Detonation die Nachkommen ehemaliger Militärkolonisten an der Apachengrenze mit ihrer „spezifischen Gewalttradition“ die ersten Aufständischerde bildeten. Auch für die folgende Zeit lasse sich bei den „sierrano movements“, den „Privatarmeen“ des siedlungsarmen Nordens das Weiterwirken einer staatsfernen „zivilen Selbstverteidigungstradition“ und der Stolz auf diese nachweisen.

Im dritten thematischen Komplex standen die Zusammenhänge zwischen Transformationen ethnischer Identität und Gewaltformen zur Debatte. Holm Sundhaussen (Freie Universität Berlin) fragte in

seinem Beitrag „Ethnische Gewalt auf dem Balkan im Lichte der Goldhagen-Kontroverse“ nach den Ursachen kollektiv ausgeübter Gewalt gegen ethnische oder ethnonationale Gruppen. Zwar seien die Nationalbewegungen auf dem Balkan recht gut untersucht, aber man wisse wenig sowohl über die Zugehörigkeitsgefühle der Balkanbevölkerung der vornationalen Zeit als auch über den Wandel der „nationalen Definitionsmerkmale“ in dieser Zeit. Die „Definitionskriterien der Bildung nationaler Wir-Gruppen“ aber seien das eigentlich Gewaltträchtige.

Um hier weiterzukommen, entwickelte Sundhaussen eine idealtypische Gegenüberstellung von „kulturell-subjektivem“ und „genetisch-objektivem“ Nationsverständnis. Für ersteres sei die Gemeinsamkeit von Wertvorstellungen, Institutionen und politischen Überzeugungen konstitutiv für eine Nation, die somit gewechselt werden könne. Die „genetisch-objektive“ Anschauung dagegen sehe die Merkmale der Nation als unwandelbar und vorgegeben; die Nation werde damit zur „geschlossenen Gesellschaft“, zur „Zwangsgemeinschaft“, die weder Eintritt noch Austritt zulasse. In der Geschichte des Balkanraumes gebe es viele Beispiele für den Paradigmenwechsel vom „kulturell-subjektivem“ zum „genetisch-objektivem“ Nationsverständnis, bis sich übera! das Konzept der Ethnonation durchgesetzt habe. Warum, sei nur unzureichend erforscht. Angesichts der ethnischen „Gemengelage“ überall im Balkanraum sei die logische Folge des Konzepts der Ethnonation die „ethnische Säuberung“ mit bisher neun bis zwölf Millionen Opfern seit dem Beginn des 19. Jh.s. Die Motive des „Durchschnittsakteurs“, nicht des Drahtziehers, blieben dennoch erklärungsbedürftig. Eliminatorische Feindbilder à la Goldhagen seien „vielleicht eine notwendige, aber sicher keine hinreichende Voraussetzung des Massenmordes.“ Zur „anthropologischen Ressource“ Gewaltbereitschaft müßten Einflüsse auf drei Ebenen hinzukommen: Auf der Ebene der langfristig gewachsenen Strukturen wirkten z. B. Vorurteile und kulturelle Codes; kurzfristige Strukturbrüche wie Kriege, Krisen und Modernisierungsprobleme

schüfen Unsicherheit; meinungsbildende Eliten und charismatische Führer nutzten diese Unsicherheit, aber auch tieferliegende Dispositionen bei der Steuerung der selektiven Wahrnehmung der Gesellschaft wie z. B. bei der Reaktivierung von Feindbildern.

Michael Riekenberg (Universität Leipzig) wies zu Beginn seines Vortrages „Ethnische Revolten und ethnische Kriege in Lateinamerika im 19. Jahrhundert“ darauf hin, daß am europäischen Modell gewonnene Definitionen des „ethnischen Krieges“ für Lateinamerika ebensowenig hinreichend seien wie solche, die diese Konfliktform als „Retribalisierung gesellschaftlicher Konflikte“ erfassen wollten. Denn es habe zwar auch in Lateinamerika tribale Beteiligungen an gesellschaftlichen Konflikten und Exterminierungskriege an den Grenzen gegeben, aber die Nationen seien dort nicht nach ethnischen Merkmalen definiert worden. Eine „Purifizierung“ im ethnonationalen Sinn habe nicht stattgefunden, und die Indios seien nur dann ausgeschlossen worden, wenn sie sehr kleine Minderheiten im neuen Staat bildeten. Den „modernen Exterminierungskrieg“ habe es nur an der Grenze gegeben, z. B. im La Plata-Gebiet. Typologisch sei eine Unterscheidung zwischen ethnischen Revolten und ethnischen Kriegen von der „Raumordnung“ her möglich: Geordnete, enger vernetzte Räume mit stabilem Koordinierungszentrum haben im Falle ihrer Ausdehnung Druck auf in „comunidades“ organisierte Indigene Gruppen ausgeübt und so ethnische Revolten hervorgerufen. Ethnische „small-scale-wars“ zwischen autonomen „comunidades“ – von den Protagonisten als Kriege, von den zeitgenössischen Beamten als Unruhen begriffen – dagegen seien als Phänomen fragmentierter Räume mit parallelen Organisationsstrukturen aufzufassen. In beiden Fällen sei der Ausbruch der Streitigkeiten nach Abbruch oder Versagen klientelärer Steuerungsmöglichkeiten erfolgt. Häufig überlagern sich in der Praxis ethnische Auseinandersetzungen mit „anderen“ Kriegen. Im „Hinterland“ sei Gewalt das einzige Kommunikationsmittel zwischen einem liberalistischen Staat, der den Kontakt zu den *comunidades* verloren hatte,

und den letzteren gewesen, bis der Staat durch sowohl „despotische“ als auch „infrastrukturelle“ Machtanwendung (im Sinne Michael Manns) die Dörfer wieder in den Staat zurückgeholt habe.

Beim vierten, abschließenden und sozusagen „handlungsorientierten“ Tagesordnungspunkt *Konfliktschlichtungsmuster und Deeskalation von Gewalt* mußten komparative Gesichtspunkte auf die Diskussion beschränkt bleiben, weil die vorgesehene Referentin für den südosteuropäischen Teil, Marie-Janine Calic (Stiftung Wissenschaft und Politik, Ebenhausen) ihren aktuellen Aufgaben bei der Konfliktregulierung in Bosnien nachzugehen hatte. Heinrich W. Krumwiede (Stiftung Wissenschaft und Politik, Ebenhausen) plädierte in seinem Beitrag „Konfliktregulierung in El Salvador in komparativer Perspektive“, ausgehend von der Prämisse, daß in Bürgerkriegsländern ohne oder gegen relevante Akteure kein Frieden erreicht werden könne, für einen Ansatz, der deren Perzeption und Kalküle in den Vordergrund stellt. Es gebe eine gewisse Rationalität bei den Gewaltakteuren, die nachzuvollziehen versucht werden müsse. Zu klären seien die folgenden Fragen: Welche internen Akteure müssen in den Frieden einbezogen werden? Unter welchen Bedingungen entwickeln die Beteiligten die Fähigkeit zum Kompromiß? Was sind die Bedingungen des Friedens? Welche Rolle spielen externe Mächte? Am Beispiel El Salvadors, einem Land, in dem ein elfjähriger Bürgerkrieg, der 80 000 Tote und zwei Millionen Flüchtlinge gekostet hat, 1992 durch ein Friedensabkommen beendet werden konnte, entwickelte Krumwiede seinen Ansatz im Detail: Demnach mußten in diesem „relativ einfach“ gelagerten Fall eines sozialen, nicht ethnischen Bürgerkrieges mit zwei um den Sieg auf nationaler Ebene ringenden Akteuren die polaren Kräfte beteiligt werden. Es gäbe „keinen Weg an den Gewalttätigen vorbei“, deren Grundinteressen müßten im Rahmen einer Kosten-Nutzen-Abwägung geachtet werden. Das in El Salvador bestehende militärische Patt sei dabei „eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung“ gewesen. Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts seien

die Kontrahenten zur definitiven Einsicht in ihre Siegfähigkeit gelangt. Durch die Umgestaltung der militärisch-zivilen Beziehungen z. B. beim Neuaufbau der Polizei konnten die Interessen der Guerilla, durch den Verzicht auf die Verfolgung von Menschenrechtsverletzungen die der Militärs gewahrt werden. Machtfragen seien ohne krasse Verlierer geregelt, nicht nur Institutionen für, sondern inhaltliche Vereinbarungen über die Konflikte geschaffen, somit die Handlungsmöglichkeiten der neugewählten Regierung stark eingeschränkt und auf diesem Wege die Bedeutung des Wahlergebnisses, zu dem immer auch ein Verlierer gehöre, relativiert worden. Äußere Akteure, auch dies zeige das Beispiel El Salvadors, könnten Bürgerkriege bequem verlängern, aber den Frieden nicht erzwingen, sondern lediglich die Kosten-Nutzen Kalküle der Hauptbeteiligten indirekt beeinflussen. Die Konsequenzen dieses Ansatzes für das bosnische Problem liegen auf der Hand.

Aus der Vielzahl der ertragreichen *Diskussionen* sei hier erwähnt, daß mehrfach Kritik an der Vorstellung von einer „anthropologischen Konstante“, einem „anthropologischen Grundmerkmal Gewalt“ geübt wurde. Andere Teilnehmer fragten nach der Möglichkeit kontinuierlicher Imagination von Männlichkeitskult und Gewaltkultur über zahlreiche unter ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen lebende Generationen und plädierten statt dessen für Ansätze, die

nicht von der Kontinuität solcher Vorstellungen, sondern von deren immer neuer Evozierung, der Aktivierung von Bildern und Stereotypen ausgehen.

Als *Resümee* der Tagung ist festzuhalten, daß, ganz abgesehen von der erhellenen Wirkung des kontrastierenden Vergleichs, trotz der großen Unterschiede zwischen diesen weit auseinanderliegenden Regionen doch auch faszinierende Gemeinsamkeiten festzustellen sind. Hierzu gehören beispielsweise Ähnlichkeiten beim Komplex der langsamen und bis weit ins 20. Jh., ja bis in unsere Zeit hinein nicht vollständigen Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols, oder, weiter gefaßt, bei der Staatsbildung im Sinne Max Webers insgesamt, die für die Gewaltinduzierung wichtige Folgen hat. Auffällige Unterschiede finden sich in der sehr verschiedenen Bedeutung, die ethnisch motivierte Gewalt für die beiden Regionen hat; oder auch bei der Untersuchung der Grenzen als Ort von Gewalttätigkeit. Kriege als Weltdeutungskonflikte dürften in Südosteuropa häufiger gewesen sein als in Lateinamerika. Dabei scheint es, daß manche dieser Unterschiede sich relativieren könnten, wenn man bei der Untersuchung von der Ebene der Strukturen zu der der Akteure vordringt. Sich über die hierbei erzielten Fortschritte auszutauschen, wird Aufgabe einer Fortsetzungskonferenz sein, die in etwa zwei Jahren an der Universität Leipzig stattfinden soll.

Andreas Helmedaeh

Buchbesprechungen

Evelyn Huber/Frank Safford (Hrsg.), *Agrarian Structure and Political Power: Landlord and Peasants in the Making of Latin America*, University of Pittsburgh Press, Pittsburgh 1995, 242 S.

Auch ein Buch, dessen Hypothese am Ende von allen Autoren mehr oder weniger in Zweifel gezogen wird, kann ein gutes Buch sein. Der vorliegende Sammelband ist ein solches.

Allerdings, so muß vorausgeschickt werden, waren die Hrsg. schon beim Formulieren der Hypothese vorsichtig: Wie viele ihrer Kollegen fasziniert von Barrington Moores jr. Standardwerk „Social Origins of Dictatorship and Democracy“, postulieren sie die grundsätzliche Anwendbarkeit von Moores makrohistorischem Ansatz auch auf Lateinamerika, jedoch zunächst auf einem eher „intuitiven Niveau“ (S. 3), und dann ohne sein Modell in dieser Region tatsächlich testen zu wollen (S. 9). Immerhin gehörten zu den von Moore untersuchten sechs (bzw. acht) Fällen keine lateinamerikanischen, wohl aber mit Indien und China auch Nichtmarktgesellschaften. War – wie Safford bemerkt – Barrington Moore nun, wenn er Lateinamerika in seinen Vergleich nicht einbezog, „wise not to do so“ (S. 111)?

Huber und Safford beabsichtigen keineswegs eine „Lateinamerika-Fortsetzung“ des Moore'schen Werkes. Von Barrington Moore übernehmen sie zu Recht neben der makrosoziologischen / makrohistorischen Methode auch die These eines Zusammenhanges zwischen Agrarstruktur und Demokratiechancen. Der Untertitel des hier zu rezensierenden Buches korrespondiert deshalb nicht von ungefähr augenfällig mit dem von Moores Meisterwerk „Landlord and Peasant in the Making of the Modern World“. Warum Huber/ Safford nun ihrerseits auf das Attribut *modern* verzichten, erklären sie nicht. Doch ist dieser Verzicht wohl kein Zufall und – wie

sich am Ende herausstellt – sogar durchaus programmatisch zu verstehen, was (vielleicht nur) den politologisch / transitionstheoretisch interessierten Leser ein wenig enttäuscht. Gleichwohl sind die Hrsg. eingebunden in jenes modernisierungstheoretische Paradigma, das endogene Entwicklung und daher auch Demokratisierung für möglich hält.

Es steht völlig außer Zweifel, daß in Lateinamerika die Gründe für die Schwäche der demokratischen Kräfte auch und vor allem in der agrarstrukturellen Entwicklung zu suchen sind. Diesen von den „klassischen“ Transitionsliteratur indes völlig vernachlässigten Zusammenhang überhaupt zu thematisieren, schon allein darin besteht das große Verdienst der Autoren dieses Sammelbandes. Sozialstrukturelle Legate im Sinne einer *longue durée* aufzuspüren, d. h. ohne die entsprechenden Defizite auf die Schnelle „demokratietechnologisch“, „managen“ zu wollen, aber auch ohne ein „plattes“ Ausgeliefertsein gegenüber ökonomischer Rückständigkeit, iberischen Traditionen oder anderen „kulturalistisch“ bestimmten Determinanten zu beklagen, gehört nicht zu den Tugenden der „klassischen“ Transitionsforschung. Die Hrsg. dieses Buches selbst waren jedoch stets Vorreiter dieser fruchtbaren Perspektive und haben sich auch schon in ihren früheren komparativen Makroanalysen dem strukturfunktionalistischen und behaviouristischen *mainstream* der Transitionsforschung gekonnt entgegengestellt.

Die Autoren – neben den Hrsg. vor allem Halperin Donghi, Gudmundson, Stephens und Bauer – gehören zur *crème de la crème* der Lateinamerikanistik. Unter ihnen sind Politologen und Historiker, und ihre Fallstudien sind allesamt exzellent. Es verwundert indes nicht, daß genau zwischen diesen beiden sozialwissenschaftlichen Disziplinen auch die Trennlinie zwischen Optimismus und Skeptizismus hin-

sichtlich der Anwendbarkeit der Moore'schen Thesen auf Lateinamerika verläuft. Den Optimisten ist zugute zu halten, daß großer Agrarbesitz und verschiedene Formen der nichtmarktwirtschaftlich-repressiven Arbeitskräftebindung an die *lords* tatsächlich über Jahrhunderte symptomatisch für Lateinamerika waren und sind. Doch *Bauer* bezeichnet die chilenischen *inquilinos* als (schuldknechtschafts-) frei und *Halperin Donghi* findet in den argentinischen Pampas zwar *lords*, aber keine Bauern; *Safford* konstatiert eine Kluft zwischen Staat und Oligarchie, die institutionell-repressive „Hilfeleistung“ bei der Durchsetzung von Hörigkeit unmöglich macht, ganz abgesehen davon, daß Antioquias Farmerwirtschaft ohnedies „a reciprocal of the Moore thesis“ (S. 139) darstellt. Für Kostarika ist Ähnliches seit jeher und in Gänze unbestritten, und selbst im oligarchischen „Mnsterfall“ El Salvador vermag *Gudmundsan* das Junker-Modell am Ende nur als „would be Junker“ vorzufinden. Also ist schon bei der Fallanalyse Skepsis angebracht. Zudem hat keines der lateinamerikanischen Länder (mit der bedingten Ausnahme Kostarika) einen „nur-demokratischen“ oder „nur-autoritären“ Entwicklungspfad hinter sich, der auch noch aus agrarstrukturellen Konstellationen linear abzuleiten wäre. Aus den landesspezifischen Variationen der Agrarstruktur – es wurden bewußt Kontrastfälle ausgewählt – eine Pfadabhängigkeit abzuleiten, gelingt den Autoren nicht. Aber das ist bei Moores Fällen – denkt man an Deutschland oder Japan – ja nicht anders. Die Autoren selbst haben auf die nur bedingte Kompatibilität der Moore'schen und der lateinamerikanischen Fallbeispiele verwiesen (S. 17f., 183ff.).

Was jedoch völlig ignoriert wird, ist die Tatsache, daß Moore die Pfadabhängigkeit nicht nur in den Kontext mit der Agrarstruktur stellt, sondern vor allem zum Weg bzw. Charakter von *Revolutionen* (bourgeoise Revolution, „Revolution von oben“, Bauernrevolution) in Bezug setzt. Daraus ergibt sich für *Huber / Saffords* Band das Problem, daß ein wichtiges bzw. das bei Barrington Moore entscheidende Explanans für Demokratisierungschancen ausgelassen wird, und das, obwohl Latein-

amerika bekanntlich auch dafür genügend Fallbeispiele aufweist. Mit der bedingten Ausnahme Mexikos (*Morelos*) fehlen in dieser Publikation gerade die „revolutionären“ Fälle unter den *case studies*.

Es gibt in der neueren sozialwissenschaftlichen Lateinamerika-Literatur wenig stringente und kohärente Vergleiche oder *case studies*, die einem Vergleichsraster strikt folgen. Die Hrsg. dieses Sammelbandes haben sich bemüht, ein solches komparatives Raster vorzugeben und dann, ihm gehorchend, vergleichend zu resümieren. Auch deshalb besitzt dieses Buch eine verdienstvolle Ausnahmestellung. Die Autoren der Einzelbeiträge folgen dem Raster jedoch in unterschiedlichem Maße, mehr (*Safford*) oder weniger (*Bauer*). Zuweilen (*Mallon, Bauer*) hat man auch den Eindruck, daß laufende Forschungen oder thematische „Steckenpferde“ im nachhinein auf die Fragestellung „zurechtgestutzt“ wurden. Eine Kohärenz und kontrollierbare Vergleichbarkeit der Fälle scheint nicht angestrebt worden zu sein: Länderstudien (Chile, Kolumbien, Argentinien), supranationale (Zentralamerika) und intranationale Regionenvergleiche (*Morelos* und *Cajamarca*) stehen – wegen der ungleichen spatialen Dimension, die für den Vergleich auch nicht operationalisiert wird – recht unvermittelt nebeneinander. Warum im Schlußteil noch ein globaler „Rundumschlag“ angefügt wird, bleibt methodologisch unerfindlich. Eine Vereinbarung über die empirisch aufzuarbeitende „historische Zeit“ (1880–1930) wird nicht immer eingehalten, und eine Verständigung über die grundlegenden Kategorien (Bourgeoisie, Bauern, Schuldknechtschaft usw.) scheint es im Vorfeld nicht gegeben zu haben. Die Hrsg. selbst fühlen sich dem Ansatz von Barrington Moore zwar weitgehend, aber doch nicht uneingeschränkt verpflichtet. Von *Huber* und *Stephens* beispielsweise weiß man, daß ihnen Theda Skocpol's Diskurs, der dem Staat eine autonomere Rolle zugesticht, näher steht als Moore, der von Weber weiter entfernt ist als seine Kollegin. Das Plädoyer dieser Anthologie für eine stärkere „Verselbständigung“ des Staates ist durchaus einzusehen, denn die Mehrzahl der Autoren bemerkt für Lateinamerika eine auffallen-

de Nichtidentität zwischen ökonomischer und politischer Elite.

„Agrarian Structure and Political Power: Landlord and Peasants in the Making of Latin America“ besitzt gegenüber seinem „klassischen“ Vorbild einen wesentlichen Nachteil: Die Autoren – wie *Halperin Donghi* schreibt – „don't know the outcome“ (S. 178). Dieses Bekenntnis ist äußerst sympathisch, weil es sich (wie das gesamte Buch auch) wohlthuend unterscheidet von den „euphemistisch-teleologischen“ Transitionsschriften, die in Lateinamerika (außer Kuba, seltener Mexiko) nur noch Vollzug und Konsolidierung von Transitionen setzen und Retardierungen zumeist ignorieren. Der Sammelband dokumentiert also auf spezifische Weise, daß die Demokratisierungsforschung dem „ex-post-Problem“ ausgesetzt ist, theoretische Modelle nur aus „fertigen“, „geronnenen“ Prozessen ableiten zu können. Genau an diesem Punkt ist aber vielleicht auch das größte Manko des Buches festzustellen: Unterlegt wird – zumindest von *Huber* in der Einleitung und (etwas abgeschwächt) im Schlußteil – eine formale Demokratie-Definition, doch eine Studie von Modernisierungspfaden, die von einer historisch-strukturellen Agraranalyse ausgeht, verlangt unweigerlich nach einer substantielleren Auffassung von Demokratie. Den Bezug zu den modernen Transitionen und deren Defiziten kann das Buch (auch deshalb) nicht herstellen. Das „Auslassen“ des Attributs *modern* im Untertitel mag dies einerseits anzeigen, doch andererseits wird der theoretische Anspruch von den Hrsg. bis in die Gegenwart gezogen.

Für den Politologen und „Transitionologen“ bleiben entscheidende Fragen offen, die vor allem die Zyklichkeit und Prozessualität der Transitionen im 20. Jh. betreffen: Die historische Dimension der heutigen Transitionswelle abzustecken, hätte vor allem mit einer Entscheidung über den historischen Aufstieg oder Fall der *lords* zu tun, die im Zentrum des Buchinhalts stehen. In diesem Kontext erweist sich der Vergleich mit dem gesellschaftlichen Kontext der „Großen Depression“ der dreißiger Jahre, der zentralen Zäsur des Buches, als besonders relevant. Nahm die heutige Transitionswelle in ei-

nem Teil Lateinamerikas nicht als ein historischer Zyklus schon mit den Umbrüchen dieser Zeit ihren Anfang? Verlieren die vielbeschworenen Ausnahmen Kosta-rika, Venezuela und Kolumbien damit ihre Sonderstellung, weil sich dort formal-demokratische Strukturen schon im Kontext mit dieser Zäsur herauszubilden begannen und so in denselben Zyklus eingebunden wären? Wie ist zu erklären, daß in Zentralamerika (El Salvador, Guatemala) Transitionen begannen, ohne daß die *per se* „antidemokratischen“ *Lords* tatsächlich ökonomisch und politisch von der historischen „Bühne“ abtraten, statt dessen Automodernisierung mit politischem Aufstieg und (zumindest vorläufig) Demokratiefähigkeit zu verbinden wußten?

All diese Fragen beweisen am Ende nur eines: Das Buch genügt nicht nur empirisch höchsten Ansprüchen, es ist auch theoretisch so anregend, daß der Leser auf die Fortsetzung (und darunter die Pointe) wartet. Mitchell A. *Seligson* meinte völlig zu Recht: „This is a book that has been waiting to be written for some time.“ Nur warten wir auf ein neues, denn die – an *Barrington Moore jr.* geschulte – historisch-strukturelle Analyse und die „Transitionologie“ harren noch ihrer Liaison.

Heidrun Zinecker

Gert Oostindie (Hrsg.), Fifty Years Later. Antislavery, Capitalism and Modernity in the Dutch Orbit, KITLV Press, Leiden 1995, 272 S.

1944 veröffentlichte Eric Williams seine klassische Arbeit „Capitalism and Slavery“.¹ Williams entwickelte in diesem Buch eine kausale Relation zwischen Kapitalismus und Antisklaverei. Fünfzig Jahre nach der Veröffentlichung dieses Buches will der vorliegende Essayband unter dem Titel „Fifty Years Later“ die Sklaverei und ihre späte Abolition im Falle der niederländischen Kolonien (1863) als Beweis gegen den von Williams thematisierten theoretischen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Antisklaverei analysieren.

Es steht im Kontext der übergreifenden Antisklaverei-Debatte. Um die enge Verbindung zwischen ideologischer und ökonomizistischer Argumentation zu sprengen, hat David Brion Davis in dieser Debatte und sozusagen im kontextuellen Vorfeld des vorliegenden Sammelbandes versucht, ökonomische und ideologische Faktoren in einer Zusammenschau in die historische Erklärung der Abschaffung der Sklaverei zu integrieren.²

In seiner Analyse der britischen Antisklaverei-Bewegung (die einen religiösen Charakter hatte) ging Davis nicht den normalen Analyseweg und isolierte nicht die Partizipation der britischen Quäker in der Antisklaverei-Bewegung von dem modernen kapitalistischen Geist. Er betonte im Gegenteil die religiöse Motivation der Antisklaverei-Bewegung, aber ohne die Quäker zu Opportunisten abzustempeln, die ihre religiösen und humanistischen Argumente benutzt hätten, um ökonomische und politische Belange zu verteidigen.

Für Davis ist die religiöse Motivation der britischen Quäker die moralische Legitimation der politischen Antisklaverei-Bewegung, die wiederum eine enge Beziehung zur neuen industriellen, kapitalistischen Ordnung hatte, und die sich im Streit im britischen Parlament gegen die ökonomischen Belange der karibischen Plantagenbesitzer durchsetzte.³

Davis kritisierte in der Antisklaverei-Debatte vor allem Thomas L. Haskell, der seiner Meinung nach eine zu direkte Verbindung zwischen modernem Kapitalismus und der Antisklaverei-Bewegung entwickelt hatte, indem er den freien Marktmechanismus als die Ursache für die Antisklaverei-Bewegung ansah. In dieser Diskussion verwies Davis auf die niederländische Sklaverei als Teil der entwickeltesten kapitalistischen Gesellschaft in der ersten Phase der Modernität. Die Niederlande hätten zwar effektive Sklavenhändler hervorgebracht, aber eben keine starke Antisklaverei-Bewegung.⁴

„Fifty Years Later“, herausgegeben und eingeleitet von Gert Oostindie, Direktor des Departments of Caribbean Studies/Royal Institute of Linguistics and Anthropology in Leiden, folgt der Anregung von Davis und analysiert die niederländische Sklaverei. Es

stellt die vollständigste Analyse der Antisklaverei-Diskussion in den Niederlanden und in der niederländischen Karibik (Surinam, Curaçao, Aruba, Bonaire, Sint Maarten und Sint Eustatius sowie Saba) dar. Der Titel bezieht sich auf einen apokryphen Satz von Heinrich Heine, daß er in die Niederlande ginge, wenn die Welt zu Ende gehen würde, weil dort alles fünfzig Jahre später geschähe. Es ist eine Tatsache, daß die Abschaffung der niederländischen Sklaverei erst 1863 geschah, sehr spät, wenn man diesen Zeitpunkt mit dem der Abolition der britischen Sklaverei im Jahre 1834 vergleicht.

In den Niederlanden entwickelte sich seit dem 17. Jh. eine starke freie Marktesellschaft, die jedoch die Sklaverei integrierte. Die Niederlande hatten auch eine zentrale Rolle in der modernen kapitalistischen Weltwirtschaft, und doch waren sie unbeeindruckt von der britischen Antisklaverei-Bewegung, so sehr, daß die Abolition in den niederländischen Kolonien dreißig Jahre später als in den britischen Kolonien stattfand. „Fifty Years Later“ analysiert diesen atypischen Sachverhalt. Im 17. Jh. waren die Niederlande das absolute Zentrum der kapitalistischen Weltwirtschaft, gleichzeitig waren niederländische Akteure (Kompanien und Händler) die dominanten Kräfte im atlantischen Sklavenhandel. Im 18. Jh. kam es zu einer Krise im internationalen Sklavenhandel, aber die Niederlande setzten den Transport von Tausenden von Sklaven in die karibischen Kolonien fort. Und im 19. Jh., als die Abschaffung der Sklaverei bereits ein Faktum in den britischen und französischen Kolonien war, hielten die Niederlande an der Sklaverei fest. Der Wert dieses Buches liegt vor allem darin, daß es auch die früheren Perioden vor der Emanzipation analysiert und somit in die Perspektive der Debatte einbezieht.

Seymour Dreschers Essay „The Long Goodbye: Dutch Capitalism and Antislavery in Comparative Perspective“ nimmt den zentralen Platz in vorliegender Arbeit ein. Er wurde 1994 publiziert und ist in diesem Buch mit geringen Veränderungen wieder ediert worden. In gewissem Sinne gibt der Essay eine Antwort auf die Frage von Davis: „How are we to explain the fact

that the nation that may have contained the most literate, prosperous, enlightened, and 'market-oriented' population in the world produced only a handful of largely imitative antislavery tracts? Or the fact that, even after England had virtually forced the Netherlands to end the slave trade, many Dutch subjects and a significant element of the country's economy continued to be wedded to the plantation system in the West?⁵

Die anderen Kapitel des Buches sind Kommentare zu Dreschers „The Long Goodbye“. Der Bd. geht auf ein Symposium am KITLV/Royal Institute of Linguistics and Anthropology am 15. Oktober 1993 zurück, zu dem Spezialisten eingeladen waren, um Dreschers Werk „The Long Goodbye“ zu kommentieren, das erstmals 1992 zirkulierte.

Drescher betont, daß die Abschaffung der Sklaverei in der Karibik nicht durch ökonomische Faktoren erklärt werden kann. Für ihn ist der niederländische Fall der beste Beweis für diese These: „The Dutch case presents us with the following relevant conundrum: a society identified as a pioneer of modern capitalism from the early seventeenth century, one unencumbered by serfdom for centuries more before that, yet one that failed to generate a major antislavery movement by the standards of the age ... Neither a dynamic seventeenth-century metropolitan economy, nor a distressed late eighteenth-century economy on both sides of the Atlantic stimulated Dutch antislavery. Therein lies the chief significance of the Netherlands for the capitalism and antislavery debate.“ (S. 51f.).

Nach Drescher sind die sozialen Faktoren entscheidend für die historische Erklärung der Emanzipation, als neue Form von sozialer Mobilisation und kollektiver Aktion für den modernen westlichen Wert der Freiheit, und dieser Aspekt fehlte im niederländischen Fall: „As the discussion broadens the rise of antislavery has to be imagined less as a correlate of expanding new class domination than as one of the new modes of social mobilization“ (S. 53). Auch Gert Oostindie betont diesen Punkt; er schreibt, daß es in den Niederlanden und in den niederländischen Kolonien keine

relevante Antisklaverei-Bewegung gab, vergleichbar mit der in England und den englischen Kolonien (S. 15f.). Seine Erklärung für dieses Faktum ist, daß in Surinam deutsche Missionare aktiv waren, die keinen Kontakt mit der niederländischen Gesellschaft hatten, und daß die Sklaven in Surinam erst spät christianisiert wurden. Aber diese Erklärung ist nach Meinung des Rezensenten nicht zufriedenstellend: In der anderen niederländischen Kolonie, Curaçao, waren niederländische Missionare aktiv und die Sklaven waren seit dem 17. Jh. christianisiert. Es bedarf, um diesen Aspekt zufriedenstellend zu klären, noch einer ganzen Reihe von Forschungen über das Thema Christentum und Antisklaverei in der niederländischen Welt.

Andere Studien in vorliegendem Buch stammen von Maarten Kuitenbrouwer und von Angélie Sens über Veränderungen politischer und ideologischer Art in den Niederlanden, die in einer Beziehung zur Antisklaverei-Diskussion stehen. Edwin Horling legt ökonomische Aspekte der Niederlande und Surinams im 19. Jh. dar. Alex von Stipriaan analysiert den Kontext von Surinam und schreibt, daß der Protest von Sklaven in den Plantagen im 19. Jh. ein wichtiger Faktor für die Abschaffung der Sklaverei war. Robert Ross schreibt über die Sklaverei in der Kapkolonie und Gerrit J. Knaap über die Sklaverei in Südostasien. Pieter C. Emmer bemerkt, daß die freie Arbeitspolitik Englands zwischen 1830 und 1870 nicht einzigartig für die Karibik war, sondern daß es sie auch in Indien gab, und daß die Sklavenarbeitspolitik der Niederlande nicht allein in der Karibik realisiert wurde, sondern auch in Asien. Stanley E. Engerman (Emancipations in Comparative Perspective. A long and wide view) präsentiert die Abschaffung der verschiedenen Formen der erzwungenen Arbeit in verschiedenen Teilen der Welt und in verschiedenen Perioden. In seinem abschließenden Kommentar hält Seymour Drescher fest, daß keiner der Essays dieses Bandes seine fundamentale These in Frage gestellt habe.

Einen der interessantesten Gedanken hat der Rezensent im Aufsatz von Ross gefunden, der zu dem Schluß kommt, daß eine komparative Analyse der missiona-

rischen Bewegungen grundlegend sei, um den Emanzipationsprozeß zu verstehen. Er legt auch dar, warum eine comparative Analyse der religiösen Entwicklung in der niederländischen Welt die verspätete Emanzipation erklären könnte: „The question that historians have to ask is not ‘Why was there no mass abolitionist movement in the Netherlands which was just as much a capitalist society as Great Britain?’; rather the question should be ‘Why was there no mass abolitionist movement in the Netherlands which was just as much a Protestant society as Great Britain?’“ (S. 181). Seine Antwort lautet: die Niederlande hatten keine Impulse seitens des evangelischen Protestantismus, der in England aktiv war.

Dies offenbart die fundamentale Idee dieses wichtigen Buches, daß die Analyse der Antisklaverei zukünftig stärker in Relation zur kulturellen und religiösen Entwicklung gesetzt werden sollte, als – wie bisher – vor allem zu ökonomischen Faktoren.

Diese Grundidee wurde fünfzig Jahre nach Williams berühmter ökonomischer Erklärung publiziert.

Armando Lampe

- 1 E. Williams, *Capitalism and Slavery*, Chapel Hill 1944.
- 2 D. Brion Davis, *The Problem of Slavery in the Age of Revolution, 1770–1823*, Ithaca 1975.
- 3 Ders., *The Perils of Doing History by Ahistorical Abstraction. A reply to Thomas L. Haskell's AHR Forum Reply*, in: Th. Bender (Hrsg.), *The Antislavery Debate. Capitalism and Abolitionism as a Problem in Historical Interpretation*, Berkeley, 1992, S. 290-309.
- 4 Ders., *Abolitionism and Ideological Hegemony*, ebenda, S. 161-179, 178.
- 5 Ders., *Perils (Anm. 3)*, S. 295f.

Brigitte Tolkemitt, *Der Hamburgische Correspondent. Zur öffentlichen Verbreitung der Aufklärung in Deutschland*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1995, VIII, 272 S. (= *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*, Bd. 53)

Michael von Rintelen, *Zwischen Revolution und Restauration. Die Allgemeine Zeitung 1798–1823*, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main 1994, IX, 408 S. (= *Europäische Hochschulschriften*, Reihe III, Bd. 597)

Zwei neuere Studien über herausragende Zeitungen aus der Frühzeit der deutschen Presse legen eine gemeinsame Besprechung nahe. Zwar ist ein Vergleich nur eingeschränkt möglich, weil sich Anlage, Erkenntnisinteresse, Methode und zeitlicher Schwerpunkt der anzuzeigenden Arbeiten deutlich unterscheiden. Trotzdem kann eine gemeinsame Rezension der Bücher von *Tolkemitt* und von *Rintelen*, die beide sehr nützliche Erkenntnisse zu verschiedenen Aspekten der Pressegeschichte, der staatlichen Entwicklung im 18. und frühen 19. Jh., der Aufklärung, der gesellschaftlichen Politisierung u.ä. zutage fördern, die jeweilige Spezifik der Studien deutlicher machen. Zudem stellt *von Rintelen* die von ihm untersuchte „Allgemeine Zeitung“ hinsichtlich ihrer überregionalen Bedeutung und bestimmter Aspekte ihrer Arbeitsweise, etwa beim Aufbau eines eigenen Korrespondentennetzes, ausdrücklich in die Nachfolge des „Hamburgischen Correspondenten“, welcher freilich bei Gründung der ersteren selbst noch existierte.

Tolkemitt widmet ihre Untersuchung einer Zeitung, die aus der immensen Fülle der in Hamburg verlegten Periodika noch herausragt¹ und die für das 18. Jh. als eines der wenigen wirklich „großen Blätter“ im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gelten kann. Nach einführenden Bemerkungen zum Stand der Pressforschung, zu den Anfängen von Zeitungen und Zeitschriften sowie zu Aspekten ihrer Rezeption² betont die Verf. in Anlehnung an Martin *Welke*, daß sich „die Zeitung als wichtigstes Druckmedium

des 18. Jahrhunderts“ erweise (S. 4). Da die Zeitungen einen großen Einfluß auf die zeitgenössische Öffentlichkeit hatten, leitet die Verf. auf die positiv beantwortete Frage, „ob die Vertreter der Aufklärung ... nicht nur die Zeitschriften, sondern auch die Zeitungen für ihre Zwecke nutzten“ (S. 9), ihr eigentliches Thema ab: Zentrales Anliegen der Studie ist „die Suche nach für die Aufklärungsbewegung typischen Argumentationsmustern, die den Zeitungsl Lesern durch wiederholte Lektüre so vertraut werden mußten, daß sie ihre Weltanschauung im Sinne der Aufklärung beeinflussen konnten“ (S. 12). Dabei konzentriert sich *Tolkemitt* folgerichtig nicht auf den politischen Teil des Blattes, der auf „unparteyliche“ Nachrichtenvermittlung ausgerichtet war und kommentierenden bzw. rasonierenden Journalismus kaum kannte, sondern auf die gelehrten Artikel. Um die Materialflut zu bewältigen, wird zwar das 18. Jh. insgesamt in den Blick genommen, eine systematische Auswertung erfahren jedoch nur die Stichprobenjahrgänge im Zehn-jahresabstand zwischen 1731 und 1781.

Im ersten Teil widmet sich die Verf. den grundlegenden Fragen nach „Verlag, Konzeption und Anspruch des Hamburgischen Correspondenten im 18. Jahrhundert“ (S. 17ff.). Die verläßlichen, wenn auch erwartungsgemäß nicht vollständigen Angaben über seine Entstehung und Entwicklung, über Geschäftsdaten, Redakteure und Herausgeber sowie über redaktionelle Prinzipien und Profillinien stellen ein für damalige Verhältnisse außerordentlich großes Medienunternehmen vor.

Dabei hatte das Blatt, dessen Vorläufer bereits 1712 als „Holsteinischer Correspondent“ herauskam und das dann seit dem 1. Januar 1731 unter jenem Titel erschien, mit dem es in ganz Europa bekannt wurde, auch eine beträchtliche ökonomische Dimension. Bereits in den achtziger Jahren betrug die Auflagenhöhe pro Ausgabe 21 000 Stück, um 1800 wurden 28 000 bis 30 000 Exemplare und 1806 gar 36 000 Exemplare pro Ausgabe gedruckt. Der „Hamburgische Correspondent“ galt zeitweise nicht nur als größte, sondern auch als die am besten redigierte

Zeitung Europas. Die liberal gehandhabte Zensur wird von der Verfasserin mit der „freien Hamburger Atmosphäre“, aber auch mit den wirtschaftlichen Interessen der Stadt in der verlegerischen Konkurrenzsituation zum faktisch zensurfreien (dänischen) Altona begründet (S. 48).

Der Hauptteil der Studie ist der öffentlichen Verbreitung der Aufklärung in den gelehrten Artikeln des „Hamburgischen Correspondenten“ gewidmet (S. 80ff.). Im systematischen Zugriff thematisieren hier einzelne Kapitel „Die Wissenschaften im Zeichen der ‚Weltweisheit‘“, „Literaturkritik im Zeichen der Moral“, „Die Rezeption staatswissenschaftlicher und ökonomischer Theorieelemente“, den „Bürger als Patriot“ sowie den „Wandel des Frauenbildes“. Zu all diesen Facetten des Aufklärungsdiskurses wird aus den Spalten des untersuchten Blattes interessantes Material zutage gefördert, was es dem Leser leicht macht, der Bewertung des „Hamburgischen Correspondenten“ als einem „Medium der Aufklärung“ und einer Fundgrube für das Weltbild der Aufklärer (S. 233) zuzustimmen.

Der vollständige Titel „Staats- und gelehrte Zeitung des Hamburgischen unparteyischen Correspondenten“ war zugleich eine programmatische Aussage über die schon erwähnte Zweiteilung des Blattes in politische Nachrichten und gelehrte Artikel. In ihrem Resümee betont die Verfasserin allerdings, daß die propagierte „Unparteylichkeit“ keine Positionslosigkeit bedeutet habe, sondern politische Zurückhaltung und unvoreingenommene Nachrichtenvermittlung ohne persönliche Ressentiments. Allerdings fänden sich selbst versteckte tagespolitische Kommentare, die etwa in Rezensionen zu historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften zu vermuten wären, kaum. Dennoch rückten allmählich die Untersuchung des Staates, die Frage einer neuen „bürgerlichen“ Ethik u.ä. in das Zentrum des Interesses von Autoren und Lesern. Diese Tatsache kann als Indiz für eine Politisierung der Aufklärung und für eine Antizipation der „bürgerlichen Gesellschaft“ gewertet werden, bei deren Ausformung auch das

Pressewesen markante Veränderungen rief.

Tolkemitt ist eine interessante und gut lesbare Studie gelungen. Die Tatsache allerdings, daß sie bei der Inhaltsauswertung des „Correspondenten“ ausschließlich auf die (qualitative) Analyse setzt und auf quantitative Methoden verzichtet, überzeugt den Rez. nicht völlig. Gerade die ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Veränderungen im Laufe des 18. Jh., welche die Verf. in besonderem Maße interessieren, haben sich in vielen Periodika auch in den Relationen zwischen den Rubriken bzw. – bei Verzicht auf Rubrizierung wie im „Correspondenten“ – in den inhaltlichen Schwerpunktsetzungen niedergeschlagen. Im Rahmen des formulierten Erkenntnisinteresses legt die Verfasserin aber ein einprägsames Porträt dieses wichtigen Blattes vor, das zwei (leider nur „stumme“) Register zu den Personen und Verlagen noch vervollständigen.

Die „Allgemeine Zeitung“ erschien, zunächst unter dem Titel „Neueste Weltkunde“, erst 1798 auf der publizistischen Bühne. Der Druckort war zunächst Tübingen, die Erscheinungsweise täglich, der Preis mit 18 Gulden pro Jahr außerordentlich hoch.³ Das Blatt avancierte jedoch in kürzester Zeit zu einem vielgelesenen, auflagenstarken und für die politische Meinungsbildung weithin beachteten Blatt, ja, „zur bedeutendsten deutschen Zeitung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 7). Ähnlich wie der „Hamburgische Correspondent“, den sie in seiner Spitzenstellung ablöste, fand die „Allgemeine Zeitung“ weit über die Region ihres Erscheinens hinaus Verbreitung, was sowohl dem verlegerischen Geschick ihres Gründers Johann Friedrich Cotta als auch ihrer journalistischen Professionalität geschuldet war.

Von Rintelens Ziel ist „eine breiangelegte Untersuchung der Allgemeinen Zeitung (AZ) in einer Epoche tiefgreifender Umwälzungen“ (S. 1), um „ein zusammenhängendes Erscheinungsbild der Zeitung und ihrer Existenzbedingungen zu erstellen“ (S. 2). Seine Studie, eine Freiburger Dissertation von 1992, analysiert die Berichterstattung und

politische Haltung des Blattes, rekurriert auf die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen publizistischen Wirkens von der Zeit um 1800 bis in die Ära nach den Karlsbader Beschlüssen und leistet dabei zugleich einen über pressegeschichtliche Fragen hinausreichenden Beitrag zum Übergang von der sich auflösenden Ständeordnung zur bürgerlichen Gesellschaft. Ausdrücklich will er mit seinen Forschungsergebnissen sowohl über das ältere Standardwerk von Eduard Heyck als auch über die Ergebnisse mehrerer sog. „Spiegel-Arbeiten“ zur „Allgemeinen Zeitung“ hinausgehen.

Für die Zeitungen im allgemeinen veranschlagt der Verfasser allerdings erst mit Beginn des 19. Jhs jenen Bedeutungszuwachs, den *Tolkemitt* – zu Recht, wie wir meinen – bereits für das 18. Jh. oder zumindest für dessen zweite Hälfte reklamiert. Dennoch setzt mit der „Allgemeinen Zeitung“ eine neue Tendenz ein. Der Nachrichtenteil, der im 18. Jh. in Blättern wie dem „Hamburgischen Correspondenten“ fast ausschließlich aus „unparteylichen“ Meldungen und Korrespondenzen bestand, erhielt nunmehr ein eigenes politisches Profil. Damit waren Fragen von Staat und Gesellschaft nicht mehr lediglich Gegenstand gelehrter Reflexion in Rezensionen und Aufsätzen ohne tagespolitische Aktualität, sondern von öffentlichem publizistischen Engagement. Dies ermöglichte der „Allgemeinen Zeitung“ beispielsweise eine massive Mitsprache in den Verfassungsdebatten nach dem Wiener Kongreß, war aber auch Ursache für mancherlei Zensurschwierigkeiten, die bereits im Gründungsjahr begannen. Hatte Cotta zunächst die Erlaubnis für ein zensurfrees Erscheinen der „Neuesten Weltkunde“ erreicht, traf ihn dennoch bereits im August 1798 das Verbot. Cotta mußte den Hrsg. Posselt ablösen und den Titel seines Blattes in „Allgemeine Zeitung“ ändern, um das Erscheinen vom 9. September 1798 an – jetzt in Stuttgart – sichern zu können. Nach erneutem Verbot am 12. Oktober 1803 sah sich der Verleger dann genötigt, Württemberg ganz zu verlassen und sich im bayerischen Ulm niederzulassen. Als Ulm durch Gebietsveränderungen zu

Württemberg kam, zog Cotta mit seinem Blatt wieder um. Erstmals am 1. September 1810 erschien die „Allgemeine Zeitung“ dann in jener Stadt, die bis 1882 gleichsam ihren Titel ergänzte, in Augsburg.

Von Rintelens Arbeit stellt eine Kombination aus chronologischer und systematischer Herangehensweise dar. Einzelne Kapitel sind der Entstehung der „Allgemeinen Zeitung“, der frühen Phase unter Posselt und Huber, der napoleonischen Zeit, den Befreiungskriegen und dem Wiener Kongreß, den Jahren zwischen 1815 und 1819 und sodann dem Zeitraum bis 1823 gewidmet, als es erneut zu massiven Zensurkonflikten kam. Thematisch ausgerichtete Abschnitte analysieren beispielsweise das Engagement in der Verfassungsfrage und die Auslandsberichterstattung der „Allgemeinen Zeitung“ zwischen 1814 und 1823. Auf die abschließende Frage, ob das Blatt eine liberale Zeitung gewesen sei, antwortet der Verfasser mit dem Hinweis auf eine gewisse Ambivalenz, die auch für den Verleger Cotta zutraf, sowie auf die Tatsache, daß das Periodikum „keine selbstbewußte Opposition“ artikuliert habe (S. 376). Trotz mancher Schwankungen im Laufe der zweieinhalb Jahrzehnte von 1798 bis 1823 und unterschiedlicher Akzente zwischen der innen- und außenpolitischen Berichterstattung (wobei die diesbezüglichen Grenzen freilich fließend waren) blieb jedoch „eine gemäßigt liberale Haltung dominant“. „Cotta und seine Zeitung ... hielten an der Befürwortung einer konstitutionellen, reformerischen Entwicklung in Deutschland fest.“ (S. 379)

Damit wird das bisherige Bild von der „Allgemeinen Zeitung“ durch die Studie von *Rintelens* grundsätzlich bestätigt, in mancherlei Details jedoch präzisiert. Dies gilt etwa für die Haltung des Blattes gegenüber Napoleon und hinsichtlich der publizistischen Anteilnahme an der Befreiungsbewegung. Instruktiv sind auch die systematisch ausgerichteten Inhaltsanalysen, etwa über die Gründung des Deutschen Bundes, über die Verfassungsbewegung in einzelnen deutschen Staaten und zur Berichterstattung über Frankreich,

Großbritannien, die Revolution in Spanien sowie die philhellenische Bewegung. Und als nützlich erweisen sich nicht zuletzt die Korrespondentenlisten im Anhang, die der Verfasser aus den Materialien des Marbacher Cotta-Archivs erarbeitet hat und die eine Fülle prominenter Namen enthalten.

Mehrfach betont *von Rintelen* die intensiven Prägungen Cotas und seiner Redakteure Ernst Ludwig Posselt, Ludwig Ferdinand Huber und Karl Joseph Stegmann durch die Ideen der Aufklärung und durch die Französische Revolution. Hinsichtlich des Aufklärungsbezugs gibt es dabei mancherlei Parallelen zum redaktionellen Personal des „Hamburgischen Correspondenten“. Im Gegensatz zu diesem „traditionellen“ Blatt muten das Profil der „Allgemeinen Zeitung“ und ihr redaktionelles bzw. verlegerisches Selbstverständnis aber in der Tat „moderner“ an. In diesem Sinne porträtiert der Verfasser ein Blatt, das hinsichtlich des dicht geknüpften Korrespondentennetzes und der Eigenständigkeit des politischen Urteils, welches nicht mehr nur „zwischen den Zeilen“ zu lesen war, den Journalismus bzw. die Publizistik des 19. Jhs verkörperte. Und auch die „Allgemeine Zeitung“ war von beträchtlicher ökonomischer Dimension, erreichte sie doch trotz ihres hohen Preises schon Mitte 1798 eine Auflage von 2000 Exemplaren, die später weiter anstieg und zeitweise über 11 000 betrug (vgl. S. 28 und 372f.).

Von Rintelens Studie ist materialreich und logisch gegliedert, wird aber der Komplexität ihres Anspruchs nicht in allen Passagen gerecht. Dies gilt weniger für pressehistorische Einschätzungen als für die inhaltliche Diskussion und Analyse der Berichterstattung über verschiedene zeitgenössische Entwicklungen in Deutschland und Europa. Hier wird allzu oft auf neuere Spezialarbeiten verzichtet, was bei der Fülle der Phänomene und Fragestellungen in politisch bewegter Zeit quantitativ erklärlich erscheint, dem selbstgesteckten Ziel aber nicht zuträglich ist. Zudem treten durchgängig erhebliche stilistische Mängel zutage, die die Lektüre ebenso beeinträchtigen wie die ungewöhnlich große Zahl von Schreib- bzw.

Druckfehlern und die Unsicherheiten bei der Interpunktion. Und nicht verschwiegen werden darf auch eine ganze Reihe bibliographischer Nachlässigkeiten, die selbst vor jenem Titel nicht Halt machen, den die Studie erklärtermaßen in Teilen ersetzen will, nämlich dem Buch von Eduard Heyck.⁴ So sei abschließend konstatiert, daß es sich bei der Arbeit von Rintelen um einen nützlichen Beitrag zur Pressegeschichte, aber auch zum frühen Liberalismus, zur frühkonstitutionellen Bewegung etc. handelt. Eine gründliche Endredaktion des Manuskripts hätte dem Buch aber ebenso gut getan wie ein Personenregister und eine thematische oder zeitliche Eingrenzung der Studie bei – gelegentlicher – vertiefter Analyse.

Werner Greiling

- 1 Über das Medienzentrum Hamburg wird neuerdings vorzüglich informiert durch H. Böning/E. Moepps, Hamburg, Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften, Stuttgart/Bad Cannstatt 1996 (H. Böning, Deutsche Presse. Biobibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815, Bde. 1.1 bis 1.3); vgl. auch den Eintrag über den „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten“, Sp. 177-220.
- 2 Hier führt die Verf. zum Stand der Alphabetisierung in Deutschland allerdings Zahlen an, die als überholt und zu niedrig angesetzt gelten müssen, vgl. S. 3. Gleiches gilt für die diesbezüglichen Passagen im Werk von Michael von Rintelen, S. 15f.
- 3 Zum Vergleich: Der „Hamburgische Correspondent“ kostete bei wöchentlich vier Ausgaben zunächst vier Mark und seit 1800 dann acht Mark pro Jahr, also etwa 4,5 Gulden.
- 4 Von Rintelen bietet zwei Versionen dieses bisherigen Standardtitels an, nämlich E. Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798–1823. Beitrag zur Geschichte der Presse, München 1898 (S. 5), und korrekt: Eduard Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798–1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse, München 1898 (S. 402).

Ursula Tölle, Rudolph Zacharias Becker. Versuche der Volksaufklärung im 18. Jahrhundert in Deutschland, Waxmann, Münster 1994, VIII, 440 S.

Die Studie geht auf eine Staatsexamensarbeit zurück, die Tölle bereits 1982 vorlegte und die zwölf Jahre später in erweiterter Fassung von der Universität Münster als Dissertation angenommen wurde. Die Autorin betont ausdrücklich die Aktualität der Idee der Aufklärung für die Zeit des ausgehenden 20. Jhs und meint, daß gerade ein Volksaufklärer wie Becker besondere Aufmerksamkeit verdiene. Anders als Reinhart Siegert, aus dessen Feder das Standardwerk zu Rudolph Zacharias Becker stammt,¹ will Tölle ihren Protagonisten jedoch nicht als „Modellfall eines aufklärerisch engagierten freien Schriftstellers“ vorstellen, sondern „als Pädagoge(n) und Volkserzieher“ (S. IV). Die Autorin meint die Forschungsergebnisse Siegerts v.a. dadurch zu erweitern, „indem sie die Inhalte der Schriften Beckers ausführlich darstellt, interpretiert und bewertet“ (S. IV).

Der mehrfache Rekurs auf Siegert in der Einleitung deutet einen gewissen Rechtfertigungsdruck der Verf. hinsichtlich der eigenen Arbeit an. Und in der Tat: Ihre Ausbeute an neuem Material und neuen Ergebnissen mutet zunächst bescheiden an. Jene 169 Briefe etwa, die die Verf. präsentiert, sowie die Tatsache, daß sie 20 Briefe mehr als Siegert nachweisen konnte (lediglich zwölf davon werden im Anhang auch gedruckt), berechtigen kaum dazu, von einer „Fülle von Briefen“ (S. IV) zu sprechen. Insgesamt stellen sie ganz zweifellos nur einen kleinen Ausschnitt aus der Korrespondenz des produktiven Autors dar. Daß die Überlieferungssituation so schlecht ist, kann dabei keineswegs der Verf. angelastet werden. Eine angemessenere Einschätzung des neu dargebotenen Materials allerdings, dessen Informationsgehalt interessant, aber keineswegs spektakulär ist, sollte man schon erwarten können. Und es stellt sich auch die Frage, ob es überhaupt möglich ist, den Forschungsertrag einer grundlegenden Studie wie jener von Siegert wesentlich zu übertreffen, wenn diese mit ihren Aussagen per-

manent als Autorität angeführt wird und wenn *Tölle* selbst ein so wichtiges, im übrigen leicht zugängliches Periodikum wie die „Deutsche Zeitung“ resp. die „National-Zeitung der Teutschen“ mehrfach aus zweiter Hand, nämlich aus der *Siegeris*, zitiert. Daß dies von den Gutachtern der Dissertation nicht mokiert wurde, will der Rezensent kaum glauben.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile und einen umfänglichen Anhang. Allgemeine, allerdings keineswegs grundlegende Ausführungen zur politischen, ökonomischen und kulturellen Situation am Ende des 18. Jhs sowie zum Phänomen der Aufklärung, die nicht ganz zutreffend unter der Überschrift „Genese der bürgerlich-literarischen Öffentlichkeit“ stehen, bilden den Auftakt. Hierbei wird eine Fülle von Problemstellungen angesprochen oder angedeutet, von denen sich aber kaum etwas von wirklichem Nutzen für die nachfolgenden Ausführungen erweist. Allzu holzschnittartig wirken die Passagen zur sozialen Zusammensetzung der ständischen Gesellschaft, ausgesprochen plakativ die Ausführungen zum aufgeklärten Absolutismus. Die Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution wird nach dem Abschnitt über Napoleons Eroberungskriege auf zweieinhalb Seiten mit keineswegs repräsentativem Material abgehandelt, die Ausführungen zur Eesefähigkeit um 1800 basieren wie anderes auch auf einem veralteten Forschungsstand. Die Frage der Zensur, für eine Studie über einen Verleger, Buchhändler, Autor und Zeitschriftenherausgeber immerhin von zentraler Bedeutung, wird mit ausgesprochenen Gemeinplätzen abgetan. Was nützt es dem Leser zu erfahren, daß Goethe als Fünfzehnjähriger eine Bücherverbrennung erlebt habe und daß die Zensur unter Friedrich dem Großen in Brandenburg-Preußen besonders scharf gewesen sei (vgl. S. 27), wenn diesbezüglich kein Wort zu Sachsen-Gotha-Altenburg, der langjährigen Wirkungsstätte Beckers, fällt? Und auch zum Bildungswesen und zu den verschiedenen Aspekten der Aufklärung werden Lektüremenus angeboten, deren Zutaten oft sehr zufällig zusammengetan sind, keineswegs frisch anmuten und die den Leser in kaum einem Falle sättigen.

Dem einführenden Teil folgen eine biographische Studie zu Becker und sodann ein Kapitel, in dem zehn Schriften des Volksaufklärers ausführlich vorgestellt und analysiert werden. Bei der Biographie ihres Protagonisten führt die Verf. eine Reihe interessanter Details an und entwirft ein insgesamt zutreffendes Bild des aus einfachen Verhältnissen stammenden, lange Zeit mittellosen, aber bis an die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit rastlos tätigen Schriftstellers, Pädagogen und Publizisten, der dem einfachen Volke gemeinnützig, auf die Verbesserung der unmittelbaren sozialen Lebenssituation zielende Kenntnisse weitergeben wollte und dabei auch Mittel und Wege fand, als Verleger seiner eigenen Schriften und Periodika ein für damalige Verhältnisse ungewöhnlich breites Publikum zu erreichen.

Doch auch in diesem Kapitel bleiben vielerlei Fragen offen. Betrug nun die Auflagenhöhe des legendären „Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute“ rund 500 000 Exemplare, wie in der Einleitung als überraschendes „Ergebnis der Nachforschungen“ ausgeführt wird (S. II), oder war es doch „die sensationelle Millionenhöhe“ (S. 77), wie im Text und zusätzlich auf dem hinteren Umschlag zu lesen ist? Welchen Erkenntniswert hat die Aussage, daß Becker weder in seinem Brief an Christoph Martin Wieland vom 3. September 1789 „noch in einem anderen vorliegenden Brief des Jahres 1789 und 1790 ... Bezug auf die Ereignisse um die Französische Revolution in Frankreich“ (sic!) genommen habe (S. 78)? Es ist davon auszugehen, daß Becker tagtäglich mehrere Briefe schrieb. Legt man pro Tag lediglich zwei zugrunde, ergibt dies für den Zeitraum von Mitte Juli 1789 bis Ende 1790 eine Zahl von mehr als 1000. Daß jene sieben Briefe, die *Tölle* für diese Periode anführen kann, keineswegs repräsentativ sind, und daß ein Blick auf die Beckerschen Periodika, insbesondere auf die „Deutsche Zeitung“, eher eine sehr intensive Beschäftigung mit den Ereignissen an der Seine bereits 1789/90 dokumentiert, kommt noch hinzu. Auch die Ausführungen zur Zensur, mit der Becker der Verf. zufolge permanent zu tun hatte, bleiben – ähnlich wie in der

Einleitung – nebulös. Zweifellos deuten Beckers Selbstaussagen auf mancherlei diesbezügliche Probleme und zugleich auf diverse Finten hin, den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Wie die Zensur aber nun konkret gehandhabt wurde und daß in Sachsen-Gotha diesbezüglich ein eher großzügiges Regiment vorherrschte, erfährt der Leser wiederum nicht. Zu derartigen Mängeln in grundsätzlichen Fragen gesellen sich mancherlei Fehler im Detail. Napoleon ließ den Buchhändler Palm nicht 1800, sondern 1806 erschießen (vgl. S. 87). Sachsen-Gotha trat nicht dem „Reichsbund“ bei, sondern dem Rheinbund (vgl. S. 89). Und daß der verdienstvolle Historiker und Aufklärungsforscher Rudolf Vierhaus in der schmalen Literaturverzeichnis einen anderen Vornamen erhielt, ist in diesem Kontext fast schon symptomatisch, genauso wie die falsche Schreibung des Vornamens von Siegert und die unvollständige bibliographische Angabe zu seinem Werk über Becker. In der Bibliographie fehlen im übrigen eine ganze Reile wichtiger Arbeiten zu zentralen Fragen der vorliegenden Dissertation, beispielsweise die Überlegungen zur Volksaufklärung von Holger Böning und Studien zur Politisierung der Aufklärung von Hans Erich Bödeker.

In der Darstellung, Interpretation und Bewertung der Beckerschen Schriften sieht Tölle das eigentliche Feld, auf dem sie die wissenschaftlichen Ergebnisse Siegerts zu erweitern vermag (vgl. S. IV). Das hierbei zugrunde gelegte chronologische Prinzip wird lediglich beim „Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute“ (1788) durchbrochen, das für die Verf. einst „ursprüngliche Motivation der Forschungsarbeiten“ darstellte und dem angesichts seiner zentralen Bedeutung im Rahmen der Volksaufklärung ein eigenes Unterkapitel gewidmet ist.

Nach einem weitgehend durchgehaltenen Schema werden für zehn selbständig erschienene Arbeiten aus der Zeit zwischen 1781 und 1814 jeweils der Anlaß des Textes, die Textgattung, die Gliederung des Textes, sein Gehalt, eine Zusammenfassung sowie eine abschließende Bewertung geboten. Dies erfolgt durchaus gründlich und erhellt sowohl die Position

des Verfassers als auch seine aufklärerischen Prägungen, Schwerpunkte seiner Wirkungsabsichten, inhaltliche Verschränkungen zwischen den einzelnen Werken sowie Aspekte seiner Argumentationsweise. Daß die Verf. aber auch hier mehrfach Siegerts Aussagen anführt, die sie doch zu erweitern trachtet, ja, daß sie diesen bei ihren Resümees gleichsam für sich sprechen läßt, irritiert erneut. Dies gilt auch für die relativ umfangreichen Ausführungen zum „Noth- und Hilfsbüchlein“ (S. 236-276), in deren Rahmen Tölle erneut Berechnungen zur Auflagenhöhe dieses in Deutschland um 1800 am meisten verbreiteten weltlichen Buches anstellt.

In den Schlußbemerkungen wird Beckers Weg charakterisiert als „der einer praktischen, funktional orientierten, belehrenden Aufklärungspädagogik, für die er ein didaktisches Modell entwickelte und umsetzte“ (S. 282). Er habe behäuflich an der Bildungsidee und Entwicklungsfähigkeit des Menschen festgehalten und sei unermüdet in diesem Sinne tätig gewesen. Insofern war Beckers Wirken in seiner Komplexität und Kontinuität in der Tat exemplarisch. Die vorliegende Studie über ihn allerdings stellt eher ein Torso dar, mit mancherlei interessanten Ausführungen im Detail zweifellos, aber mit allzu vielen Unvollkommenheiten, Belanglosigkeiten und Fehlern. Zudem erweisen sich die angekündigten Bezüge zwischen den drei Kapiteln (vgl. S. V) oftmals schlicht als Redundanzen. Und auch der fast 150-seitige Anhang hinterläßt einen eher zweispaltigen Eindruck: Viele der präsentierten Briefe sind interessant und lesenswert. Welche jedoch außer den abgedruckten der Becker-Forschung zusätzlich noch bekannt sind, erfährt der Leser nicht. Und auch das passagenweise völlig unleserliche Faksimile „einer Kopie des Originals in französischer Sprache“ vom Brief Beckers an Napoleon Bonaparte unter dem Datum des 10. Juni 1812 (S. 397-404), der bereits gedruckt und in deutscher Übersetzung vorliegt, drängte den Rezensenten zu jener Frage, die ihn bei der Lektüre des vorliegenden Buches mehrfach bewegte: Was soll das?

Werner Greiling

- 1 Vgl. R. Siegert, *Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem „Noth- und Hilfsbüchlein“*. Mit einer Bibliographie zum Gesamtthema, in: *Archiv zur Geschichte des Buchwesens*, 19 (1978), Sp. 565-1348.

Jörn Helmuth Arfs, Die Beziehungen der Hansestadt Hamburg zu den La Plata-Staaten 1815-1866, Lit Verlag, Münster 1991 (Hamburger Beiträge zur Überseegeschichte Bd. 1).

Die Emanzipation Lateinamerikas von der spanischen und portugiesischen Kolonialherrschaft (1810-1826) bildete die Grundlage der wirtschaftlichen Expansion der europäischen Mächte in dieser Region. Im deutschen Handel mit Lateinamerika spielte die freie Hansestadt Hamburg mit ihrem großen Überseehafen eine Schlüsselrolle als Vermittlerin, was der Verf. zum Anlaß nahm, die diplomatisch-konsularischen Beziehungen Hamburgs zu den La Plata-Staaten, den Handel mit diesen und die Aktivitäten von Hamburger Überseekauffleuten im La Plata-Gebiet in der ersten Hälfte des 19. Jh.s sowie die Auswanderung in die La Plata-Region zu untersuchen. Die La Plata-Region wurde ausgewählt, da sie einen wichtigen Absatzmarkt in Lateinamerika darstellte und bisher eher die Beziehungen zu Mexiko, Brasilien, Venezuela und der Karibik erforscht wurden.

Die Konzentration auf Hamburg führt gelegentlich zu einer Überbetonung der Rolle dieser Stadt, während das Bestreben des produzierenden Gewerbes im deutschen Hinterland (Schlesien, Sachsen, Westfalen), durch Exporte nach Iberoamerika die gravierenden Absatzprobleme der Leinwandproduktion, der Metallwarenindustrie u. a. zu lösen, zu wenig Aufmerksamkeit findet. Diese Thematik wird ebenso wie die Versuche der innerdeutschen Exportregionen, unter Umgehung Hamburgs direkt mit Lateinamerika zu handeln, in der Forschung erst in jüngster Zeit bearbeitet.¹

Als Quellen benutzt Arfs vor allem die Berichte deutscher Konsule in Argentinien und Montevideo im Hamburger Staatsarchiv und Dokumente der Commerzbibliothek. Daneben hat Arfs in Archiven im La

Plata-Raum gearbeitet (Nationalarchive von Buenos Aires und Montevideo, Archiv des Außenministeriums in Buenos Aires). Weitere Quellen der Dissertation sind gedruckte Reiseberichte englischer und deutscher Reisender sowie die Nachlässe deutscher Kaufleute. Die zahlreichen Fehlerquellen, die sich bei der Verwendung zeitgenössischer Zollakten zur Erfassung des Schiffsahrts- und Warenverkehrs sowie aus der Verwendung von Dokumenten der Einwanderungsbehörden ergeben, werden vom Autor kritisch analysiert.

In der historiographischen Einführung und im Literaturverzeichnis findet der Leser eine umfangreiche Übersicht über die Literatur zur Geschichte der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Lateinamerika. Die angegebene Literatur zum Lateinamerikabild in Deutschland ist jedoch lückenhaft.²

Arfs stellt die Schwierigkeiten systematisch und detailliert dar, die sich bei der Aufnahme geregelter diplomatischer Beziehungen zwischen Hamburg und den La Plata-Staaten sowie beim Abschluß von Handels- und Schiffsahrtsverträgen ergaben, die zum einen aus der Ablehnung der Anerkennung der lateinamerikanischen Staaten durch die Heilige Allianz, die in diesem Sinne auch auf die kleineren europäischen Staaten Druck ausübte, zum anderen aus innenpolitischen Komplikationen der La Plata-Staaten wie häufigem Regierungswechsel und aus dem Krieg zwischen Argentinien und Uruguay resultierten (S. 40-65).

Dentlich zeigt Arfs das Bemühen der Politiker am La Plata, sich von den europäischen Mächten nicht übervorteilen zu lassen und Zugeständnisse nur nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit zu machen.

Aus dem Kapitel über die Hamburger Konsuln am La Plata (S. 73-104) geht hervor, daß sich diese zu innenpolitischen Angelegenheiten ihrer Gastländer möglichst neutral verhielten, die englischen und französischen Blockaden des Rio de La Plata ablehnten, unter denen Hamburger und deutsche Kaufleute nicht selten selbst zu leiden hatten, sich stark auf die Regelung von Zoll- und Schiffsahrtsfragen konzentrierten und im übrigen häufig damit beschäftigt waren, Probleme ausgewanderter

Deutscher (Armut, erzwungener Militärdienst, Beraubung im Gefolge von kriegerischen Auseinandersetzungen) zu lösen.

Arfs Untersuchung der Organisation des Handels mit dem La Plata-Raum und des Zahlungsverkehrs, der Verkehrsverbindungen nach und in Südamerika sowie der Warenstruktur des Ex- und Imports (S. 105-107) verdeutlicht, mit welchen Problemen der deutsche Außenhandel damals konfrontiert war: Der langsame Informationsfluß aus dem Landesinneren der La Plata-Länder machte es fast unmöglich, die Warenproduktion den Markterfordernissen anzupassen, die Kaufkraft der Bevölkerung am La Plata war viel niedriger, als man in Deutschland erwartet hatte, in den zwanziger und dreißiger Jahren war die englische Konkurrenz erdrückend. In den fünfziger Jahren eroberten deutsche Waren (Eisenwaren, Kramwaren, Möbel, Textilien) einen größeren Marktanteil, wobei leider nicht gesagt wird, wie es dem Gewerbe deutscher Regionen gelang, konkurrenzfähig zu werden.

Die Statistik zur Hamburger Überseeschifffahrt und zum Warenein- und -ausgang (S. 156-184) erhellt die Bedeutung Hamburgs als Vermittler im Handel mit Südamerika, läßt aber die Frage offen, woher die für den Raum La Plata bestimmten Waren stammten und wohin die südamerikanischen Waren im einzelnen gingen.

Das Kapitel über die Überseekaufleute am La Plata (S. 156-226) enthält viele neue Informationen über deren wirtschaftliche und gesellschaftliche Strategien zum Erfolg unter schwierigen politischen Bedingungen in einer zum Teil fremden-, vor allem protestantengefeindlichen Umgebung. Es wäre aber besser gewesen, von deutschstämmigen Kaufleuten mit Verbindungen nach Hamburg zu sprechen als von Hamburger Überseekaufleuten: Viele von ihnen wurden nicht in Hamburg geboren und sind dort nicht aufgewachsen, sie arbeiteten oft für ausländische Handelshäuser, sie lebten Jahrzehnte in Südamerika und heirateten Kreolinnen, wie *Arfs* ja selbst aufzeigt.

In den sechziger und siebziger Jahren zeigten die deutschen Kaufleute mehr deutschen Patriotismus anstelle des früheren Kosmopolitismus und mehr Distanz zur einheimischen Gesellschaft und zu Kauf-

leuten anderer europäischer Nationen. Zur Separation der Kaufleute trug auch das Problem der Nichtakzeptanz von nicht nach katholischem Ritus geschlossenen Ehen durch den argentinischen Staat bei.

Der Abschnitt zur Auswanderung nach Südamerika (S. 227-317) enthält leider einige Irrtümer hinsichtlich des in der deutschen Öffentlichkeit verbreiteten Iberoamerikabildes, die vermutlich darauf zurückzuführen sind, daß der Autor sich hier auf sehr wenige Originalquellen stützt und zum Zeitpunkt des Erscheinens seiner Dissertation noch recht wenig Sekundärliteratur zu dieser Thematik vorlag. U. a. unterschätzt er die Menge und Qualität der über Iberoamerika verbreiteten Informationen und macht unrichtige Angaben zu einzelnen Quellen.³

Dafür enthält dieser Abschnitt zahlreiche neue Informationen über die Konkurrenz der Auswanderung nach den USA und in die Region La Plata und zur Einwanderungspolitik der verschiedenen Staaten im La Plata-Raum, eine Statistik zur deutschen Einwanderung in verschiedene Staaten und erläutert die Hamburg-Bremer Konkurrenz bei Auswanderer-Schiffspassagen.

In seiner Zusammenfassung weist der Autor darauf hin, daß es im untersuchten Zeitraum nicht zur Herausbildung von Abhängigkeitsstrukturen der La Plata-Region von Hamburg kam und daß die Hamburger Überseekaufleute in Ermangelung einer sie unterstützenden Groß- und Seemacht keine informell-imperiale Macht ausüben konnten (S. 317). Als Haupthindernis für den Außenhandel mit Südamerika erwiesen sich die mangelnde Konkurrenzfähigkeit deutscher Waren, die geringe Kaufkraft der Bevölkerung am La Plata und der Mangel an attraktiven Retouren (S. 319, siehe auch S. 142-148: Vom La Plata wurden fast nur Häute, Talg und Wolle importiert, die attraktiven tropischen Kolonialwaren kamen aus anderen Regionen). Die Ablösung einer mehr kosmopolitisch orientierten Generation von Kaufleuten, deren Erfolg durch zahlreiche Eheschließungen mit einheimischen Frauen befördert wurde (S. 321), durch eine mehr nationalistisch orientierte, sich von der einheimischen Bevölkerung abschotende zweite und dritte Generation (S. 322) steht meiner Meinung nach auch im Zu-

sammenhang mit einer sich generell wandelnden Einstellung der deutschen Öffentlichkeit zum iberischen Amerika: Nachdem die Independencia Iberoamerikas zahlreiche Hoffnungen in bezug auf die Gewinnung neuer Absatzmärkte in Übersee, lukrative Investitionen im Bergbau und große politische Erwartungen der Liberalen geweckt hatte, führte die Enttäuschung über das tatsächliche wirtschaftliche Potential der neuen Staaten und die politische Instabilität dazu, daß seit den dreißiger Jahren des 19. Jhs die lateinamerikanischen Gesellschaften generell als unzivilisiert und nicht fortschrittsfähig dargestellt wurden, was auf das spanische Erbe und die angeblichen negativen Eigenschaften der schwarzen und indianischen sowie Mischlingsbevölkerung zurückgeführt wurde.⁴

Der Arbeit *Arfs'* ist ein umfangreicher Anhang mit statistischen Angaben zum Handel Hamburg-La Plata und mit Dokumenten zur deutschen Gemeinde in Buenos Aires und Montevideo beigelegt.

Ulrike Schmieder

- 1 J. Ludwig, *Der Handel Sachsens nach Spanien und Lateinamerika 1760–1830*, Leipzig 1994; M. Zeuske, Preußen, die „deutschen Hinterländer“ und Amerika Regionales, „Nationales“ und Universales in der Geschichte der „Rheinisch-Westindischen Compagnie“ (1820–1830), in: *Scripta Mercaturae* 26 (1992) H. 1/2, S. 50–89; ders., *Bajo la bandera prusiana. Regiones alemanas y el Caribe en el siglo XIX*, wird publiziert in: *Regiones europeas y Latinoamérica. Siglos XVIII y XIX, Documentos des internationalen Kolloquiums in Köln vom 15./16. 12. 1995*; ders./J. Ludwig, *Amerikanische Kolonialwaren in Preußen und Sachsen: Prolegomena*, in: *JbLa* 32 (1995), S. 257–301; M. Zeuske, *Magdeburgo a fines del siglo XVIII y en el XIX: efectos y contraefectos del tráfico de „mercancías coloniales“ en una región prusiana (I.E.)*. Die o. g. Arbeiten stehen in engem Zusammenhang zu einem von Michael Zeuske geleiteten Forschungsprojekt unter dem Thema: „Amerika in Europa. Warenaustausch und Informationstransfer zwischen deutschen Regionen und Lateinamerika 17. – Ende des 19. Jhs. Regionale Bedingungen, Trägergruppen und Zentren kognitiver Interaktion mit kolonialen Gesellschaften im europäischen Raum“, dessen Ergebnisse demnächst veröffentlicht werden.
- 2 Es fehlen die bis 1990 erschienenen Titel: z. B. I. Buisson, *Die mexikanische Hacienda im Spiegel deutschsprachiger Veröffentlichungen*

des 19. Jahrhunderts, in: *JbLa*. 25 (1988), S. 789–805; *Frauen in Hispanoamerika in Reiseberichten von Europäerinnen, 1830–1853*, in: *JbLa* 27 (1990), S. 227–257; G. Kahle, *Simon Bolivar in zeitgenössischen deutschen Berichten (1811–1831)*, Berlin 1983; B. Mentz de Boege, *Das Mexicobild der Deutschen im 19. Jahrhundert (1821–1861) im Spiegel der ersten populären Zeitschriften*, München 1975 (Diss.); H. Kellenbenz/J. Schneider, *A imagem do Brasil na Alemanha do século XIX: impressões e estereótipos: da independência ao fim da monarquia*, in: *Estudios latinoamericanos*, Warschau 1980, Nr. 6, Teil 2, S. 71–102. Auch wäre eine Auseinandersetzung mit Mentz' (mit V. Radkau, B. Scharer, G. Turner), *Los pioneros del imperialismo alemán en México*, 1982, für *Arfs'* Thematik von Interesse gewesen.

- 3 Auf S. 228 wird z. B. behauptet, daß die Zeitschrift „Columbus“, die ab 1825 erschien, die erste gewesen sei, „die regelmäßig und dezidiert auf die Vorgänge in der Neuen Welt einging und sich nachdrücklich für die Unterstützung der Unabhängigkeitsbewegungen Lateinamerikas einsetzte“. Tatsächlich wurde nach drei auf Nordamerika konzentrierten Zeitschriften des 18. Jhs in Leipzig 1818–1820 die Zeitschrift „Amerika, dargestellt durch sich selbst“ publiziert, die ebenfalls umfangreich über die Emanzipation Amerikas informierte. Außerdem publizierten natürlich auch andere, nicht ausschließlich an Amerika orientierte Zeitschriften wie das „Politische Journal“ in Hamburg oder das in Berlin erscheinende „Journal für Deutschland“, fortgesetzt als „Neue Monatsschrift für Deutschland“ sowie diverse Tageszeitungen frühzeitig pro-independentistische Beiträge. Vgl. dazu: *Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts*, hrsg. von F. Buchholz, Berlin 1817, 8. Band, S. 177–214, „Kann Spanien seine Kolonien wiedererobern?“ nach de Pradt; J. Ludwig, *Literatur über Lateinamerika in Deutschland 1760–1830*, Das Beispiel Sachsen, in: M. Zeuske/B. Schröter/J. Ludwig, *Sachsen und Amerika. Begegnungen in vier Jahrhunderten*, Frankfurt a. M. 1995, S. 80–118; G. Kahle, *Bolivar* (Anm. 2); U. Schmieder, *Iberoamerika in deutschen Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts: das Beispiel der „MINERVA“: 1792–1857*, in: *Comparativ*, 1994, H. 5, S. 101–113; dies., *La presencia de América Latina a través de la prensa de las regiones alemanas durante los siglos XVIII y XIX*, in: *APUNTES, Revista universitaria para problemas de la cultura iberoamericana*, Nueva serie, 4 (1993), S. 40–65, besonders S. 55–59; *Las transformaciones en América Latina desde las reformas borbónicas hasta la Independencia y el periodo de la post-emancipación a través de periódicos y revistas seleccionadas de Prusia y Sajonia*, in: *X Congreso de la AHILA, La transformación hacia la sociedad moderna en América Latina: causas y condiciones en la economía, la*

- politica y en las mentalidades, coord. M. Zeuske, colaboradores: H. Pietschmann, H.-J. König, Köln 1996, S. 473-487; K. Schüller, Das Urteil der deutschen Liberalen des Vormärz über Lateinamerika, eine historische Skizze, in: JbLa 31 (1994), S. 189-208.
- 4 U. Schmieder, América Latina a través de la prensa de las regiones alemanas de Prusia, Sajonia y Turingia. Alemania en la prensa iberoamericana de la época colonial y del período de la Independencia. 1760-1850, wird publiziert in: Regiones europeas y Latinoamérica ... (siehe Anm. 1).

Garry Herrigel, Industrial constructions. The sources of German industrial power, Cambridge University Press, Cambridge 1996, 480 S.

Die Geschichte der deutschen Industrie ist die Geschichte einer Entwicklung von kleinen Anfängen zu Großunternehmen. Namen wie Krupp und Thyssen, Borsig und Siemens, oder auch Emil Rathenaus AEG stehen dafür. Die Ausdehnung des Unternehmens wird als ein wesentliches Kriterium ihres Erfolgs betrachtet. In Einklang mit dieser Entwicklungslinie argumentiert sowohl die westliche als auch die marxistische deutsche Wirtschaftsgeschichtsschreibung. Der von der marxistischen Geschichtsschreibung vorgenommenen Einteilung der Funktionsweise der Wirtschaft in vormonopolistischen, monopolistischen und staatsmonopolistischen Kapitalismus liegen jeweils typische Betriebe unterschiedlicher, von Entwicklungsstufe zu Entwicklungsstufe zunehmender Größe zugrunde.

Herrigel unternimmt den Versuch, den Rahmen bisheriger deutscher Industrie-geschichtsschreibung zu sprengen. Das gewohnte Bild stimmt nicht, sagt er. Die Historiker sind einseitig auf die Großbetriebe orientiert. Sie haben übersehen, daß die Mehrzahl der Betriebe sich keineswegs nur durch Größenwachstum auszeichnete und dank Konzentration und Fusion schließlich Konzerngröße erreicht wurde. Die kleineren Betriebe waren nach Herrigel auch mehr als die Hefe, aus denen die Großbetriebe heranwuchsen. Sie bildeten nicht nur den Rahmen für den Aufstieg der großen Wirtschaftsimperien, waren mehr als deren abhängige Zulieferer. Herrigels

neue Sicht zielt auf eine zweigleisige Entwicklung zum modernen Kapitalismus. Er unterscheidet zwischen zentralisierten („autarkic“) (Groß-)Betrieben und „dezentralisierten“ (Klein- und Mittel-) Betrieben, die aus unterschiedlichen Wurzeln spätfеudaler Entwicklung stammend, in unterschiedlichen Regionen Deutschlands zu den typischen Unternehmen wurden, sich nicht nur geographisch getrennt, sondern auch relativ unabhängig voneinander entwickelten. Beide Typen schufen sich enge Beziehungen zu unterschiedlichen Teilen des Staatsapparates (die „zentralisierten“ zu den zentralen, die dezentralisierten zu föderalen, regionalen und lokalen staatlichen Institutionen) und brachten zur finanziellen Absicherung ihrer Entwicklung unterschiedliche Typen von Banken, sogar unterschiedliche Unternehmerorganisationen – im Kaiserreich z. B. den Centralverband der Industrie bzw. den Bund der Industriellen – hervor.

Herrigels Leistung besteht nun darin, daß er nicht nur die Herausbildung beider Grundtypen von Unternehmen in Deutschland beschreibt, wobei er als „Heimat“ für die „zentralisierten“ das Ruhrtal, Nordost-Westfalen, Brandenburg und Sachsen-Anhalt sowie die Residenz- bzw. Handelsstädte Hamover, Kassel, Braunschweig, Nürnberg, Augsburg, München und Berlin benennt, als Heimstatt für die „dezentralisierten“ Betriebe aber Württemberg, Baden, Sachsen, das Bergische Land, das Siegerland und das linke Rheinufer bezeichnet. Er verfolgt die Entwicklung beider Betriebstypen über 150 Jahre, untersucht ihr Verhältnis zueinander, zu den Banken und vor allem zum Staat von der Zeit der Fürstentümer des Deutschen Bundes über das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Deutschland des Nationalsozialismus bis in die Bundesrepublik. (Aus verständlichen Gründen bleibt die DDR ausgespart.)

Die verschiedenen Organisationsformen des deutschen Staates werden jeweils aus der Sicht der „zentralisierten“ und „dezentralisierten“ Unternehmen analysiert. Dabei gelangt der Verf. zu Aussagen, die plausibel sind, aber doch jeden, der mit dem bisherigen Wirtschafts(-geschichts-) bild vertraut ist, verblüffen. Aus der Sicht

der „dezentralisierten“ Unternehmen war der große Vorteil des Kaiserreiches sein beträchtliches Ausmaß an juristischer und fiskalischer Föderalisierung. Zumindest letztere ging mit der Finanzreform gleich in den Anfangsjahren der Weimarer Republik verloren. Mit dem Weimarer „Zentralstaat“ konnten sich die „dezentralisierten“ Unternehmer kaum anfreunden, ebenso wenig wie sie nach einem kurzen Honigmond an Nazi-deutschland gefallen finden konnten. Die starke Föderalisierung der Bundesrepublik machte ihnen den westdeutschen Nachkriegsstaat dagegen von Anfang an sympathisch. Wenn das Kräfteverhältnis zwischen „zentralisierten“ und „dezentralisierten“ Unternehmen sich gerade in den ersten drei Jahrzehnten der Bundesrepublik zugunsten der „zentralisierten“ Unternehmen verschob, dann hatte es weniger mit der Organisation des Staates als mit der Produktion zu tun. Der Siegeszug des Fordismus schuf für die „zentralisierten“ Unternehmen günstigere Bedingungen denn je. Als mit sich beschleunigendem wissenschaftlich-technischen Fortschritt und einer sich immer rascher differenzierenden und verändernden Erzeugnispalette von Konsumgütern und Produktionsmitteln seit den siebziger Jahren die großen Lose, die Beständigkeit und Stabilität in die Unternehmen gebracht hatten, schwanden und bei einer zunehmend wieder unübersichtlich werdenden mittel- und langfristigen Entwicklung der Auftragslage Anpassungsfähigkeit und Flexibilität gefordert waren, konnten die „dezentralisierten“ mittelständischen Unternehmen in den achtziger Jahren ihre Position gegenüber den „zentralisierten“ Großunternehmen erneut festigen. Nicht zufällig setzt die seit 1982 an der Macht befindliche Regierungskoalition vor allem auf den gewerblichen Mittelstand.

Das Panorama, das Herrigel von 150 Jahren deutscher Wirtschaftsentwicklung entwirft, ist weit facettenreicher, als hier angedeutet werden konnte – z. B. enthält es auch eine Verordnung der Gewerkschaften im „dualen“ Unternehmenssystem. Jeder, der für neue Fragen an die deutsche Geschichte – vor allem (aber nicht nur) der Wirtschafts- und Sozialge-

schichte – offen ist, wird in dem Buch eine Fülle von Anregungen finden.

Jörg Roesler

Klaus Tanner, Die fromme Verstaatlichung des Gewissens. Zur Auseinandersetzung um die Legitimität der Weimarer Reichsverfassung in Staatsrechtswissenschaft und Theologie der zwanziger Jahre, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1989, XXI, 288 S.

Die lange zurück bei Trutz Rendtorff in München gefertigte Dissertation des inzwischen in Dresden lehrenden Autors stellt eine außerordentliche Studie dar: Sie verbindet zwei wissenschaftssoziologische Analysen mit einer verfassungstheoretischen und verfassungsgeschichtlichen Thematik, die für jede geschriebene Verfassung in einer Kultur des positiven Rechts von Belang ist. Denn die Auseinandersetzung mit Fragen der Verbindlichkeit solcher Texte reicht immer über den Horizont der Disziplinen hinaus, die die Rechts- und Staatswissenschaft beheimatet. Zugleich ist es unverändert, wie in der Weimarer Zeit, eine Herausforderung nicht nur an die politische Philosophie, sondern auch an die Theologie, wie sie sich jeweils zum Normativitätsanspruch solcher Texte, ihrer Verbindlichkeit also, verhalten. Dabei spielt immer im einen oder anderen Gewande eine Rolle, ob sich ein höherer Standort konstituiert, den Distanz zu einer solchen Verfassung legitimiert, sei es ein solcher der religiösen oder der elitären Innerlichkeit oder ein solcher der säkularen Alternative in einer anderen, als an sich eigen behaupteten meist „nationalen“ „Kultur-“ oder „Lebens-“ „Gemeinschaft“, die sich gegen eine solche Zivilisation oder Gesellschaft des Rechts, das den Einzelnen zum Mittelpunkt macht, verhalten. Dahinter mögen durchaus Variationen einer Zweireichlehre stehen, wie die Einleitung des Buches nahelegt.

Der eigenartige Titel der Arbeit bezeichnet enigmatisch diesen Zusammenhang. Denn es ist das religiöse Gewissen,

das – auf die Staatsverfassung gewendet – säkular die Legitimität schafft, die einer Verfassung normative Kraft real verleiht. Damit ist verbunden, sich der individualistischen Konzeption der ersten westlich geprägten nationalen Vollverfassung, die auf deutschem Boden galt, zu öffnen.

Als Ertrag jener Zeit ist bis heute im Staatsrecht unumstritten die geisteswissenschaftliche Methode, wie sie Günther Holstein, ein 1931 früh verstorbener Staats- und Kirchenrechtler, vertrat. Allerdings ist sie zugleich immer Desiderat, weil es keine hinreichende, etwa in der Ausbildung der Juristen abgesicherte Grundlegung der Staatsrechtswissenschaft gibt, die sie zur Wissenschaft von der Verfassung derart macht, daß die Verbindlichkeit ihres Gegenstandes unumstößlich würde. Daher ist das Staatsrecht unverändert offen und anfällig für Variationen der Weimarer Dissonanzen – kurz, die Krise des Fachs und seines Gegenstandes ist unverändert auf der Tagesordnung.

Deswegen ist auch die Gefahr einer staatswissenschaftlichen und einer theologischen „Delegitimierung“ des Grundgesetzes, wie *Tanner* den Vorgang für die Weimarer Zeit bezeichnet, nicht von der Hand zu weisen. Das gilt um so mehr, als das Grundgesetz aus der Zeit seiner Entstehung nicht die vergleichsweise starke Legitimation wie die Weimarer Reichsverfassung besitzt. *Tanner* schreitet indes zunächst das Feld ab, indem er nach einer begrifflichen Erläuterung zum Verfassungsbegriff und einem Abschnitt über „den ethischen Gehalt des modernen Verfassungsdenkens“ die Weimarer Verfassung vorstellt, dann jene Delegitimationsprozesse in beiden Disziplinen darstellt und darauf die „Suche nach neuer Verbindlichkeit“ zu Wort kommen läßt. Letztere führt auch in Denkmuster, die heute überholt sind, etwa soweit – aus dem Protestantismus kommend – Rudolf Smend die Verfassung als materiale Wertordnung verstand und diese Sicht rechtspraktisch bedeutsam machen wollte. Andererseits sind manche Ausätze derselben Autoren noch heute (wie die Integrationslehre Smends, nicht erschöpft. Ebenso ist weiterhin von Gewicht, was in der Weimarer Zeit kurz vor ihrem Ende in ersten Ansät-

zen zur Verbindlichkeit der Grundrechte entwickelt worden ist. Der innere Zusammenhang zwischen Verfassung, Religion und Kultur wie Staat und Gesellschaft ist hier erreicht; seine Verinnerlichung im Staatsrecht ist Voraussetzung dafür, daß ein bloß positivistisches Verfassungsverständnis die normative Kraft der Verfassung nicht mehr zu behindern vermag.

Das Interesse an der vorliegenden Schrift ist um so größer, als nach der deutschen Vereinigung der Weg zu einer neuen Verfassung nicht beschritten wurde – angesichts der Qualitäten des Grundgesetzes an sich im Ergebnis kein Mangel. Aber das Legitimitätsproblem ist damit mindestens in den neuen Ländern neu aufgegeben. Hier liegt wiederum eine Aufgabe, der sich auch Theologie und Kirchen nicht entziehen können.

Heinut Goerlich

Stiftung Entwicklung und Frieden (Hrsg.), Globale Trends 1996. Fakten, Analysen, Prognosen, hrsg. von Ingomar Hauchler, Frankfurt am Main 1995, 538 S.

Mit diesem Band setzen Hrsg. und die das Projekt tragende Stiftung Entwicklung und Frieden die Präsentation jeweils aktueller Daten und Politikschlußfolgerungen zu den Objektsphären für globalistische Analysen fort: Ausgangspunkt ist eine eher skeptische Beurteilung einer Weltordnungspolitik, da als grundlegendes Merkmal der Globalisierung die Gleichzeitigkeit von wachsender Vernetzung in Ökonomie, Technologie und Ökologie und sinkender politischer Steuerungsfähigkeit bei zunehmender sozialer Fragmentierung herausgestellt wird. Das Konstatieren des Widerspruchs endet im Appell für ganzheitliches Denken und integriertes Handeln. Die Verfasser sehen eine tendenzielle Schwächung supranationaler politischer Akteure und einen deshalb sich zuspitzenden Primat der Ökonomie, aus dem sich ein Verfall traditioneller Steuerungsmechanismen und eine Verschärfung sozialer Gegensätze bis an die Schwelle zu supranationalen Sicherheitsrisiken ergibt.

Verschiedene Elemente des westlichen Modells verlieren damit in Verbindung zu dieser Vorbildfunktion auch ihren exklusiven Charakter. Das abgeleitete soziale Schichtungsmodell von privilegiertem Jet-Set, dem eine unterprivilegierte und teilweise verelendete Mehrheit, die vielfach gespalten ist, gegenübersteht, und einer „mittleren Klasse von Halbprivilegierten“, ist der wenig überzeugende Versuch, die aufgebrochene Vielfalt wieder auf einen einfachen Nenner zu bringen und bleibt weit hinter vorliegenden Vorschlägen (Robert Reich, Immanuel Wallerstein, um nur zwei sehr gegensätzliche Überlegungen zu nennen) zurück. Die Liste der Forderungen, deren Erfüllung aus dem Dilemma der Globalisierung führen soll, liest sich höchstens wie eine allererste Annäherung an das gewünschte Reformprogramm: Stärkung der internationalen Institutionen, Einfangen der ökonomischen Globalisierung durch energische Taten der politischen Eliten (auf der eben noch für überholt erklärten Nationalstaatsebene?), Beseitigung der Allzuständigkeit von Parteien zugunsten zivilgesellschaftlicher Elemente, dort, wo sie leistungsfähig sind, Aufgabe des universalen Anspruchs westlichen Denkens und sein Ersetzen durch globales Denken.

Auf eine sehr stark verallgemeinernde Einleitung folgen für die einzelnen Bereiche sehr detaillierte Darlegungen zur Weltgesellschaft (Wohlstandsverteilung, Menschenrechtssituation, Bevölkerungswachstum und -verteilung sowie Migration), Weltwirtschaft (Transnationalisierung der Produktion und Finanzen, des Handels sowie der Arbeitsteilung), Weltökologie, Weltfrieden und Weltkultur. Diese vielfältigen Informationen ließen sich weit besser nutzen und für mittelfristige Strategieentwürfe heranziehen, wenn die wissenschaftliche und politische Diskussion um die beschriebenen Phänomene und ihren Zusammenhang mit verdeutlicht würde. Dies können knappe Quellenangaben zu einzelnen Datenserien und kurze Literaturhinweise am Ende eines Kapitels natürlich nicht ersetzen.

Matthias Middell

Beate Eschment, Die „Große Reform?“ Die Bauernreform von 1861 in Rußland in der vorrevolutionären Geschichtsschreibung, Lit Verlag, Münster/Hamburg 1994, 277 S. (= Osteuropa – Geschichte, Wirtschaft, Politik 5).

Bei vorliegendem Band handelt es sich um die von Hans-Heinrich Nolte angeregte Dissertation der Verf., die einleitend auf das Forschungsdefizit zum Thema verweist. Nur wenige und sich auf Einzelfragen konzentrierende Untersuchungen wurden dazu bisher vorgenommen, so daß die Arbeit eine größere Forschungslücke schließt.

Generell gut ist es der Verf. gelungen, die vorrevolutionäre russische Geschichtsschreibung zur Bauernfrage mit Grundproblemen und Tendenzen in ihrer Determiniertheit von Zensur, Quellenzugang und politischem Standort des jeweiligen Autors darzustellen. Dabei unterscheidet sie zwischen gelehrten (professionellen) Historikern und Ökonomen, Juristen, Publizisten sowie Philosophen. Da Arbeiten von Nichthistorikern einen relativ umfangreichen Teil ihrer Analyse ausmachen, bleibt zu fragen, warum Publikationen, in denen sich Angehörige der orthodoxen Geistlichkeit zur Situation der Bauern positionieren, nicht einbezogen wurden. Die Kirche, selbst Besitzer von Leibelgenen, spielte in der Öffentlichen Meinung, die, wie die Verf. nachweist, die Beschäftigung mit der Bauernfrage stark beeinflusste, eine nicht unbedeutende Rolle. In diesem Zusammenhang vermißt der Leser auch die scharfe Kritik Petr Caadaevs an der Haltung der Kirche zur Situation der Bauern, die er im zweiten Philosophischen Brief vorträgt. Sicht man von ihren kurzen Bemerkung über die unzureichenden Aussagen S. P. Mel'gunovs über den Moskauer Metropolit Filaret ab, sind Kirche und Bauern für sie kein Thema.

Man muß zugestehen, daß diese Problematik in der bisherigen Forschung wenig Beachtung gefunden hat. Dennoch wäre es möglich gewesen, neuere Sekundärliteratur, die die Verf. ja sonst heranzieht, auch hierzu auszuwerten. Oswalt hat die Ansichten der Pfarrgeistlichkeit zur Bauernfrage untersucht und dazu seit etwa

1855 erscheinende religiöse Zeitschriften (z. B. *Pravoslavnoe obosrenie*, *Rukovodstvo dlja sel'skich pastyrej*) ausgewertet. Filaretos diskutiert die Haltung Filarets sowie die eines der stärksten Befürworter der Abschaffung der Leibeigenschaft, des Bischofs Grigorij von Kaluga und Meinungen anderer Geistlicher. Quellenwert haben die Erinnerungen eines Dorfgeistlichen, der Reaktionen der Bauern und des Gutsadels auf das Befreiungsmanifest schildert.²

Diese Hinweise des Rezensenten ändern nichts daran, daß E. ihre Arbeit auf einer breiten Materialbasis geschrieben hat.

Das Buch besteht aus zwei Hauptteilen. Im ersten werden die Rahmenbedingungen für die vorrevolutionäre Historiographie zur Bauernproblematik unter verschiedenen Gesichtspunkten, im zweiten speziell die eigentliche Bauernreform behandelt, zu der die Verf. nach der Einleitung einen kurzen Abriss über Ursachen, Verlauf und Ergebnisse vorausschickt.

Der erste Hauptteil beginnt mit der Behandlung von Autoren, die sich erstmals mit der Bauernfrage mehr oder weniger in Überblicksdarstellungen zur russischen Geschichte beschäftigten. Dabei war die weit in der Geschichte zurückliegende Entstehung der Leibeigenschaft, wie die Verf. feststellt, das einzige, die Geschichte der Bauern betreffende Thema, das in historischen Werken des 18. und beginnenden 19. Jh. breiter erörtert wurde. Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jh. hinein war die Geschichte der Bauern als eigentlicher Forschungsgegenstand noch nicht entdeckt. Angeregt durch Erfahrungen aus dem Krieg gegen Napoleon, rückten die Bauern seit den vierziger Jahren in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses der russischen... Öffentlichkeit. Politik und Geschichtswissenschaft werden von den Diskussionen um die Abschaffung der Leibeigenschaft stark beeinflusst. In den achtziger Jahren wird die Geschichte der Bauern zu einem akademischen Forschungsgegenstand. Es beginnt die „große Zeit der russischen Bauerngeschichtsschreibung“ (*Eschment*).

Unter den Rahmenbedingungen für die Forschung behandelt *Eschment* die Zensur

und die damit im Zusammenhang stehende Quellenlage für historische Untersuchungen. Obgleich das Thema im vorrevolutionären Rußland immer ein brisantes Thema der Zeitgeschichte gewesen ist, stellt sie fest, daß die Zensur für Veröffentlichungen von Werken über die Geschichte der Leibeigenschaft nicht absolut, sondern von der aktuellen Lage auf dem Lande und der jeweiligen Stellung der Regierung zur Bauernfrage abhängig gewesen sei. Auch sei die Veröffentlichung wissenschaftlich-historischer Literatur über die Reform durch die Zensur weniger behindert worden. Buchverbote seien nicht überliefert. Vor allem habe die Zensur aktuelle publizistische Darstellungen betroffen.

Aufschlußreich sind die Untersuchungen, die die Verf. zur Quellenlage als prägenden Faktor für die gesamte Beschäftigung mit der Geschichte der Bauernreform vor 1917 anstellt. Sie zeigt, wie die Regierung aus politischen Gründen den Zugang zu den offiziellen Quellen sperrte und Quellenpublikationen unter ihrer Kontrolle hielt. Der Schwerpunkt der Quellenbenutzung lag zeitlich vor der Reform und war im wesentlichen auf institutiions-, ideengeschichtliche sowie biographische Fragestellungen begrenzt. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen waren somit kaum möglich. Für die Zeit zwischen Bauernreform und 1917 stellt die Verf. auffällig wenige offiziell veröffentlichte Dokumente zur Bauernbefreiung fest, so daß bauerliche Reaktionen auf die Verkündung des Manifests in den folgenden Jahrzehnten ein schwieriges Thema waren. Wenig erfährt der Leser über Auswirkungen der Bauernbewegung in der Revolution 1905/07 sowie der Stolypinschen Agrarreformen auf Forschung und Publikation zur Bauernfrage.

Im zweiten Teil ihrer Arbeit konzentriert sich *Eschment* zunächst auf das Bild der Bauernreform namhafter russischer Historiker. Akzente der Forschung werden nicht nur aus Politik und Quellenlage, sondern auch aus der Person des Autors erklärt, der biographisch unter Berücksichtigung seiner beruflichen, wissenschaftlichen und politischen Entwicklung vorgestellt wird. Das Spektrum reicht von monarchistischen bis zu marxistischen For-

schern. Die Verf. hebt A. A. Kornilov als den ersten Wissenschaftler hervor, der sich über längere Zeit mit der Erforschung der Bauernreform befaßte und sie mit wesentlich höherem wissenschaftlichen Niveau differenzierter und kritischer bewertete als seine Vorgänger. Anders als diese beschäftigte er sich mit den Ökonomischen Hintergründen der Reform und der mit ihr in Verbindung stehenden Bauernunruhen. Der sonst stark betonte Anteil Alexanders II. an der Reform wurde von ihm kaum berücksichtigt. M. M. Pokrovskij, der in der sowjetischen Historiographie als erster Verfasser einer marxistischen Darstellung der Bauernreform galt, erfährt durch die Verf. eine differenziertere Einschätzung. Das Bild vom historischen Ablauf der Reform haben A. Z. Popel'nickij und die den Narodniki nahestehende Historikerin I. I. Ignatovic, in dem sie die Bauernunruhen vor und nach 1861 in den Mittelpunkt spezieller Untersuchungen stellten, wesentlich erweitert. P. B. Struve warf auf marxistischen Anschauungen fußend die Frage nach den Ökonomischen Gründen der Reform auf und regte damit weitere Forschungen und Auseinandersetzungen in der russischen Geschichtsbetrachtung an.

Eine Analyse der historischen Veröffentlichungen zur Reform im Jubiläumsjahr 1911 ergab, daß in der Mehrzahl der Fälle keine neuen Forschungsergebnisse, sondern meist kompilierte Werke oder mehr oder weniger überarbeitete Fassungen bereits bekannter Veröffentlichungen erschienen. Vor allen trifft das auf das sechsbändige Sammelwerk Velikaja Reforma zu, das, nach Meinung der Verf. durch politische Tagesinteressen bewirkt, ein Schritt zurück zur Idealisierung der Reform ist.

Weiter konstatiert die Verf. erhebliche Lücken der Bauernreformforschung für die Gouvernements. Da Regional- und Lokalgeschichte im vorrevolutionären Rußland ein kaum entwickelter Wissenschaftszweig waren, konzentrierte sich die Forschung mit wenigen Ausnahmen auf die Vorgänge in Petersburg und Moskau und stützte sich auf die dort vorliegenden zugänglichen Materialien. Die Situation auf dem Lande wurde so nur unter dem Blickwinkel der Hauptstädte geschildert.

In den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jh. entwickelte sich die Geschichte der Bauern zu einem beliebten Forschungsgegenstand. Zugleich habe sich aber, wie die Verf. feststellt, eine Trennung von Politik und Geschichtswissenschaft vollzogen. Die professionellen Historiker hätten aus Gründen der Objektivität sowie der erwähnten Quellenproblematik äußerst zurückhaltend reagiert und es vorgezogen, sich mit Themen zur Geschichte der Bauern rein akademischen Interesses aus der ferneren Vergangenheit zu beschäftigen.

Einleitend zu ihrer Darstellung wirft die Verf. die Frage nach den Verdiensten der vorrevolutionären Geschichtsschreibung über die Bauernreform und die mit ihr verbundenen Fragestellungen auf. Historiographieggeschichte als Genre historischer Publikationstätigkeit ist geeignet, Erkenntnisse der historischen Forschung in der Entwicklung zu zeigen. Dazu hätte es aber am Schluß der Arbeit im Rahmen des Fazits nach Schwerpunkten einer Systematisierung des jeweils erreichten Erkenntnisgewinnes bedurft. Dieser wird von der Verf. zwar im Verlauf ihrer Darstellung kontinuierlich verfolgt, geht aber für den Leser bei der Vielzahl der untersuchten Autoren und der Verschiedenheit ihrer speziellen Forschungsinteressen unter. Auch ließe sich besser sichtbar machen, ob Erkenntnisfortschritte in jedem Falle nur durch professionelle Historiker zustande kamen.

Eine Bibliographie und ein Personenregister beschließen den Band. Die Seitenzahlen im Register sind oberflächlich zusammengestellt. Auffällig ist das vor allem bei K. D. Kavelin, wo sie vielfach mit den Seiten des Textes nicht korrespondieren.

Joachim Kuhles

- 1 J. Oswalt, Kirchliche Gemeinde und Bauernbefreiung. Soziales Reformdenken in der orthodoxen Gemeindegeistlichkeit Rußlands in der Ära Alexanders II., Göttingen 1975; S. Kyriakos, The Church and the Emancipation of Serfs in Russia (1857-1861), Yale University 1986.
- 2 Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Leibeigenschaft und ihrer Aufhebung, Stuttgart 1894.

Paul Bairoch, Economics and World History. Myths and Paradoxes, The University of Chicago Press, Chicago 1993 (Paperback 1995).

Der Genfer Wirtschaftshistoriker attackiert in kurzen Aufsätzen zwölf „größere“ und sieben „kleinere“ Mythen der Wirtschaftsgeschichte und verweist auf unbemerkte gebliebene Wendepunkte. Z. B. arbeitet er heraus, daß das 19. Jh. keineswegs durch Freihandel geprägt war, und daß die Abwendung vom Protektionismus in England (Erlaubnis des Exports von Maschinen 1842, Cornlaws 1846) nur vor dem Hintergrund einer vielleicht einmaligen technologischen Überlegenheit gegenüber dem Rest Europas verstanden werden kann. Der theoretische Einfluß des englischen Liberalismus führte dann (zuerst durch den 1860 von Napoleon III. in einem Coup gegen das Parlament durchgesetzten französisch-britischen Handelsvertrag) zu einer Phase mit niedrigen Zöllen in Europa. Diese war für alle europäischen Länder, abgesehen von Großbritannien, eine Phase langsamen Wachstums. Deutschland begann 1879 mit der Rückkehr zum Protektionismus, die eine Phase schnelleren Wachstums einleitete.

Die USA hielten bis zur Mitte des 20. Jh.s an ihren sehr hohen Zöllen fest (zwischen 21 und 55 Prozent des Werts der zollpflichtigen Güter bzw. 16 und 51 Prozent des Werts aller Importe). In derselben Phase realisierte die USA ihren wirtschaftlichen Aufschwung, gerade in Konkurrenz zu Großbritannien. Alexander Hamilton, Secretary of Treasure der ersten amerikanischen Regierung, hatte 1791 das Argument in die Debatte eingebracht, daß Amerikas „junge Industrien“ des Schutzes gegen England bedürften, und als die USA den technologischen Rückstand aufgeholt hatten, begründete die Republikanische Partei ihre Forderung nach hohen Außenzöllen 1890 damit, daß die Löhne der amerikanischen Arbeiter gegen Konkurrenz geschützt werden müßten.

Der „erzwungene Liberalismus“ der abhängigen Länder, die dann zur Dritten Welt wurden, erscheint bei Bairoch als entscheidender Wendepunkt ihrer Entwicklung. War noch am Anfang des 19.

Jh.s das Pro-Kopf-Einkommen in der Dritten Welt – bei großen regionalen Unterschieden, z. B. zwischen China und Afrika – im Schnitt ähnlich hoch wie das der „entwickelten“ Länder, so hatte sich dieses Verhältnis bis 1990 auf 1:9 auseinanderentwickelt (Tabelle S. 95). Das Osmanische Reich mit seinen Verträgen mit westlichen Mächten, in denen die damals extrem niedrigen Zölle von drei Prozent festgelegt wurden, bildet für Bairoch das erste Beispiel für den Abstieg asiatischer Wirtschaften durch Freihandel, Indiens Abstieg als Textilhersteller im Kontext der kolonialen Zollpolitik ein weiteres.

Bairoch stimmt der These zu, daß die entwickelte Welt die Dritte Welt für den eigenen Aufstieg eigentlich nicht brauchte (mit dem quantitativen Argument des geringen Anteils des entsprechenden Handels am Bruttosozialprodukt der beteiligten Länder). Daß der Westen nicht viel gewann, habe jedoch nicht bedeutet, daß die Dritte Welt wenig verlor, da die Entindustrialisierung und die Beschleunigung des Bevölkerungswachstums (Westeuropa verdoppelte seine Bevölkerung in einem Jahrhundert, zwischen 1810 und 1910; die Dritte Welt – hier ohne die kommunistischen Länder – in 29 Jahren, zwischen 1950 und 1979, S. 127) fortdauernde Hemmnisse schufen.

Aus den übrigen Einwänden zu aktuellen Mythen sei der zur Bedeutung des europäischen Sklavenhandels in Afrika erwähnt – er war mit ca. 11,5 Mio. Opfern doch „nur“ der zweitgrößte der neueren Weltgeschichte gegenüber dem muslimischen mit 14-15 Millionen (vom 16. Jh. bis 1870 bzw. vom 7. Jh. bis 1890). Die afrikanischen Sklaven haben in den muslimischen Ländern jedoch weniger Nachkommen hinterlassen als in Amerika, da die männlichen meist kastriert wurden.

Bairoch votiert entschieden gegen „absolute Gesetze“ in der Wirtschaftspolitik und also auch gegen eine Interpretation, nach der Protektionismus immer und überall Wirtschaftswachstum bedeute. Daß aber umgekehrt Freihandel stets zu Wirtschaftswachstum führe, entlarvt er überzeugend als einen Mythos der Liberalen.

Hans-Heinrich Nolte

Christian Bertram/Gert Gröning, Leipzig Schrebervereine und ihre gesellschaftspolitische Orientierung zwischen 1864 und 1919, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt am Main 1996, 159 S., 40 Abb.

Mit über einer Million Mitgliedern stellt der Bundesverband Deutscher Gartenfreunde e. V. – unterteilt in 19 Landesverbände – eine der größten Organisationen in Deutschland dar. Erfreulich ist, daß Kleingärtnerverbände auf den verschiedensten Ebenen Forschungen und Publikationen zur Geschichte des Kleingartenwesens unterstützen. So konnte diese Monographie, die im Rahmen des Forschungsprojektes „Gartenkultur“ an der Hochschule der Künste Berlin entstand, dank der finanziellen Hilfe der Stadtgruppe Frankfurt am Main der Kleingärtner gedruckt werden.

Die Autoren greifen eine Thematik auf, die zwar auf wissenschaftlichen Konferenzen und in Zeitschriften anklang, aber bisher nicht zum Gegenstand einer größeren Untersuchung geworden ist: die gesellschaftspolitische Orientierung von Kleingärtnervereinen vor der Gründung des Reichsverbandes der Kleingartenvereine Deutschlands (wobei die Untersuchung 1919 endet).

Wenn auch landläufig der Begriff Schrebergarten als Synonym für den Begriff Kleingarten verwendet wird, so wissen wir längst, daß das heutige Kleingartenwesen in Deutschland mindestens sechs Ursprungslinien hat, die man in zwei Gruppen unterteilen kann. Während in der ersten Gruppe die Anlage und Bewirtschaftung von Kleingärten von Anfang an das Ziel der Gründung von Vereinen war, ist für die zweite Gruppe eine Metamorphose charakteristisch. Vereine, die mit anderen Zielvorstellungen gegründet wurden, wandelten sich im Verlauf von Jahrzehnten in Kleingärtnervereine um. Das trifft auf die Leipziger Schrebervereine zu, die im 19. Jh. vordergründig als Erziehungsvereine mit einer untergeordneten kleingärtnerischen Komponente entstanden – vom ältesten Schreberverein abgesehen, der anfangs ein reiner Erziehungsverein war. Charakteristisch ist somit seit

1870 ein Dualismus zwischen Erziehungsverein und Kleingärtnerverein. Die Autoren interessiert in erster Linie das Verhältnis der ersten Schrebervereine zu Gesellschaft, Staat und Kultur, wobei eine Unterteilung in die Zeiträume 1870–1913 und 1914–1918 erfolgt. Es wird danach gefragt, welche Rolle in diesem Beziehungsgefüge der Kleingarten spielt.

Diese Linien werden mit Konsequenz verfolgt. Das hat freilich zur Folge, daß das Buch für alle diejenigen, die nicht über die notwendigen Hintergrundinformationen verfügen, trotz einer beeindruckenden methodischen Aufbereitung mehrere Fragen unbeantwortet läßt. Das resultiert vor allem aus dem weitgehenden Verzicht auf eine einleitende organisationsgeschichtliche Darstellung.

Schon die Zäsur 1870 kann bei dem Uneingeweihten einen Verfremdungseffekt anlösen, da der erste Schreberverein 1864 und der zweite 1874 gegründet wurde. Sie ist aber berechtigt, da 1870 die Entstehungsphase der Gärten abgeschlossen war. Unklar bleibt allerdings, warum der Abschnitt über die Entstehung der Schrebervereine mit der Gründung des Schrebervereins „Hauschild“ in Leipzig-Gohlis 1884 und nicht mit der Gründung des „Verbandes der Leipziger Schrebervereine“ im Jahre 1891 endet. Es fehlt auch der Hinweis auf den 1907 erfolgten Zusammenschluß von Schrebervereinen zum „Verband von Garten- und Schrebervereinen, Sitz Leipzig“. Dabei handelt es sich eindeutig um eine Gegengründung, die wie Han Israels 1989 in „Schreber: Vater und Sohn. Eine Biographie“ nachgewiesen hat, vorrangig aus dem Streit um die finanziellen Stiftungen nach dem Tod der Witwe des Namenspatrons Dr. Moritz Schreber resultiert. Der 1891 gegründete Verband versuchte dem dadurch entgegenzuwirken, daß er den Allgemeinen Verband der Schrebervereine ins Leben rief.

Im ersten Hauptteil weisen die Autoren u. a. detailliert nach, daß sich die Vorstände der Schrebervereine an den Bildungsvorstellungen des kleinen und mittleren Bürgertums und der Lehrerschaft orientierten. Sie bejahten den monarchistischen Obrigkeitsstaat. Die Begriffe Kirche, Kaiser und König standen im Mittelpunkt. Das

Vereinsleben lehnte sich an die hierarchische Struktur der Gesellschaft an, das Militär galt als „Schule der Gesellschaft“. Während des ersten Weltkrieges stellten sie sich in vollem Umfang in den Dienst der deutschen Kriegspropaganda. Es nimmt daher nicht wunder, daß Männer wie Gerhard Richter, der als der „große Chronist der Schreberbewegung“ gilt, nahezu nahtlos und aktiv 1933 die Gleichschaltung vollziehen halfen und nationalsozialistisches Gedankengut propagierten (vgl. auch S. 65f.).

Im zweiten Hauptteil wird der Schrebergarten unter den Gesichtspunkten der unmittelbaren Ergänzung des Spielplatzes, des Eigenwertes und der Belohnung für gemeinnützige Kinder- und Jugendarbeit behandelt. Die Autoren weisen überzeugend nach, daß der Wunsch nach Besitzstandssicherung der Gärten die Vorstellungen über ihre Gemeinnützigkeit förderte. In der diesbezüglichen Propaganda gewann eine oberflächliche Kritik an der städtischen Zivilisation und die Idealisierung der Natur als Überwinderin von Klassegegensätzen zentrale Bedeutung. Das Idealbild war die durch natürliche Familienbände zusammengehaltene gläubige Schreberfamilie. Sie verkörperte den sogenannten Heimatmenschen, seine natürliche Verbundenheit zu Land, Militär und Obrigkeit (vgl. S. 95ff.). Die gründliche Analyse (siehe die umfangreichen Literaturverzeichnisse S. 103ff.) basiert auf den Selbstdarstellungen der Schrebervereine, vor allem auf den Zeitschriften „Der Freund der Schrebervereine“ und „Cornelia“ sowie auf den Publikationen der führenden Köpfe des 1891 gegründeten Verbandes. Die Aufarbeitung der gedruckten Quellen ist auch für andere wissenschaftliche Themen – z. B. die Geschichte einzelner Vereine – von großem Wert. Interessant wäre, ob die dargelegten Positionen auch von den in dem 1907 gegründeten Verband zusammengeschlossenen Schrebervereinen vertreten wurden

oder ob es gravierende Unterschiede gibt. Als Quelle kämen die Zeitschrift „Der Schrebergärtner. Wochenschrift für Volksbelehrung und Kindererziehung im Sinne Fröbels, Schrebers und Hauschilds“ und die Publikationen von Karl Blaich und Arthur Hans sowie (später) Kurt Schilling in Betracht.

Im Vorwort merken die Autoren kritisch an, daß ihnen die Auswertung des Archivs des 1864 gegründeten Schrebervereins verwehrt wurde (S. 8). Das ist zwar berechtigt, aber eine Lösung des Problems ist nicht in Sicht. Allein dem Stadtverband Leipzig gehören über 200 Kleingärtenvereine an, von denen über 30 bereits im letzten Drittel des 19. Jhs gegründet worden sind. Abhängig von dem historischen Interesse der jeweiligen stets ehrenamtlich tätigen Vorstände und Vorsitzenden wurden die Unterlagen entweder aufbewahrt oder vernichtet. Wenn sie aufbewahrt wurden, dann unter den materiellen Bedingungen, die für einen Kleingärtnerverein typisch sind. Da die Vereine keinen archivalischen Bestimmungen unterliegen, kann man Vorsitzende, die das Erbe ihrer Väter mißachteten, höchstens moralisch verurteilen.

Glücklicherweise verfügt eine Vielzahl von Leipziger Kleingärtnervereinen über wertvolle Archiv- und Bibliotheksbestände. Sie sind vom Verfall bedroht und wissenschaftlich nicht aufbereitet. Vereine und Verbände stehen dem Problem hilflos gegenüber. Wer fühlt sich verantwortlich? Wer hat überhaupt die Möglichkeit, sich verantwortlich zu fühlen und zu handeln? Den Autoren dieses wichtigen Buches kann man abschließend nur wünschen, daß sie ihre Untersuchungen für die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus weiterführen wollen und daß sich Institutionen oder Organisationen finden, die ihnen die notwendigen Voraussetzungen bieten.

Günter Katsch

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Alejandro de la Fuente, Ph. D., University of South Florida, Department of History

Klaus-Gerd Giesen, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaften

Helmut Goerlich, Prof. Dr., Universität Leipzig, Juristenfakultät

Werner Greiling, PD Dr. phil. habil., Friedrich-Schiller-Universität Jena, Historisches Institut

Andreas Helmedach, M. A., Universität Leipzig, Historisches Seminar, Abteilung Ost- und Südosteuropäische Geschichte

Günter Katsch, Prof. Dr., Leipzig

Joachim Kuhles, Prof. Dr., Weimar

Armando Lampe, Ruhruniversität Bochum/Universidad de Quintana Roo, México

Matthias Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien

Hans-Heinrich Nolte, Prof. Dr., Universität Hannover, Historisches Seminar

Barbara Potthast, Prof. Dr., Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft

Jörg Roesler, Prof. Dr., Leibniz-Societät, Berlin

Ulrike Schmieder, Dr. phil., Universität Köln, Iberische und lateinamerikanische Abteilung des Historischen Seminars

Michael Zeuske, Prof. Dr., Albertus-Magnus-Universität zu Köln, Historisches Seminar, Iberische und Ibero-Amerikanische Abteilung

Heidrun Zinecker, Dr. phil., Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaften

Aus dem Inhalt

Aufsätze

- | | |
|------------------------|---|
| Michael Zeuske | Einleitung |
| Barbara Potthast | Sklavenfamilien: ein Forschungsüberblick |
| Michael Zeuske | Die diskrete Macht der Sklaven.
Zur politischen Partizipation von Afro-
kubanern während des kubanischen
Unabhängigkeitskrieges und der ersten
Jahre der Republik (1895–1908) – eine re-
gionale Perspektive |
| Alejandro de la Fuente | Zwei Gefahren, eine Lösung: Einwande-
rung, Rasse und Arbeit in Kuba,
1900–1930 |

Forum

- | | |
|-------------------|--|
| Klaus-Gerd Giesen | Die postfordistische Regulation techni-
scher Kommodifizierung durch internatio-
nale Substitutionen |
|-------------------|--|

Nach der Sklaverei.
Grundprobleme amerikanischer
Postemanzipationsgesellschaften

Herausgegeben von Michael Zeuske



Leipziger Universitätsverlag 1997